Der Frau
Maria le Prince de Beaumont
nöthige
Unterweisungen
für
junges Frauenzimmer,
welches
in die Welt tritt und sich verheurathet,
als der Verfolg
des Magazins für junge Leute,
nach deutscher Art eingerichtet,
von
Johann Joachim Schwaben.

Zweyte und verbesserte Ausgabe.

Mit allergnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1768.

Crusius Sc.

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

nöthige

Unterweisungen

für

junges Frauenzimmer,

welches

in die Welt tritt und sich verheurathet,

R

als der Verfolg

des Magazins für junge Leute,

nach deutscher Art eingerichtet,

von

Johann Joachim Schwaben.

Zweyte und verbesserte Ausgabe.

Mit allergnädigster Freyheit.

Leipzig,

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.

1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht

der Verfaſſerinn.

Warum hat dich Gott auf die Welt geſetzet? fraget man die Kinder, wenn man ſie die erſten Grundſätze des Chriſtenthumes lehret. Man lehret ſie antworten, damit ich ihn erkennen, ihn lieben, ihm dienen und dadurch zum ewigen Leben gelangen ſolle. Wenn ein Heyde unter uns käme, welcher die Art und Weiſe betrachtete, wie man die Jugend erzieht, und man fragete ihn darauf: Zu welchem Ende, glaubet ihr, ſind dieſe Kinder auf die Welt gekommen? ſo wür-

würde er gewiß nach unsern Gebräuchen antworten, damit sie ihr Glück machen, damit sie in der Welt schimmern, damit sie darinnen Ruhm erwerben, damit sie fremde Sprachen reden, damit sie sich lustig machen. Ich fordere ihn auf, ob er wohl muthmaße, daß wir einen andern Endzweck haben. Muthmaßen es denn die Aeltern? Ich glaube es nicht. Wo ist der Vater, welcher seinen Sohn, wenn er einen Rechtsgelehrten aus ihm machen will, nicht bey Zeiten zur Erlernung der Gesetze anhält? Vergebens beklaget sich der junge Mensch, daß er drey Viertheile seines Lebens bey unangenehmen Büchern angeleimet zubringen muß. Wenn er klein ist, so stäupet man ihn, damit man ihn zum Fleiße zwinge. Ist er groß, so wiederholet man ihm die großen Wörter Ehre, Ruhm, Vermögen; und man bringt es dahin, daß man ihn vermag, den stärksten Widerwillen zu überwinden. Warum verändert man nicht diese Catechismusfrage und setzet eine andere dafür, die der Aufführung gemäß ist, welche man in Ansehung ihrer beobachtet? Denn wenn man mir sagete, man trüge ihren Unterricht in Ansehung dieses Endzweckes jemanden auf: so würde ich die Aeltern fragen, ob sie sich denn auch so auf die Lehrmeister verließen, welche die weltlichen Wissenschaften lehreten, ohne daß

sie

sie sich von deren Fähigkeit versichert hätten, ohne daß sie auf ihren Fortgang Acht gäben, und ohne daß sie sich wegen ihres Erfolges beunruhigten?

Noch mehr, ich arbeite nun seit zwölf Jahren, ihre Kinder zu Folge dieser Antwort des Catechismus zu unterrichten. Was habe ich dabey gewonnen? Einige durch ungestümes Anhalten entrissene Unterzeichnungen auf meine herausgegebenen Schriften, den Ruhm, ich sey eine lächerliche Scheinehrbare oder **Prüde**, die eine neue Regel machen und gar zu strenge Ausübungen erfinden will, die nicht für Standespersonen gemacht sind, welche in der großen Welt leben sollen. Hat denn aber Gott Sie und Ihre Kinder auf die Erde gesetzet, damit Sie in der großen Welt leben sollen? Erklären Sie entweder diese Antwort des Catechismus förmlich für eine Unwahrheit, oder räumen Sie ein, daß, anstatt daß ich zu viel davon sagen sollte, ich noch nicht genug davon sage. Damit Sie sich davon überzeugen, so denken Sie diesen Worten etwas nach.

Gott hat Sie auf die Welt gesetzet, damit Sie ihn erkennen sollen. Glauben Sie denn, daß diese göttliche Erkenntniß weniger

Zeit, weniger Sorgfalt, weniger Fleiß erfordere, als die Erlernung der Sprachen, der Musik, des Tanzens u. d. g.? Antworten Sie mir, Sie Hausväter und Hausmütter, die Sie so sorgfältig sind, die Naturgaben Ihrer Kinder anbauen zu lassen. Haben Sie mir als einer Sittenlehrmeisterinn solche anvertrauet? Ich habe mich wohl vorgesehen, daß ich einen solchen Titel nicht angenommen; ich würde Hungers gestorben seyn. Ich habe mich in und unter die Titel einer französischen Sprachmeisterinn, einer Lehrmeisterinn der Historie und Geographie verhüllen müssen.

Allein, es ist nicht genug, daß man sich nur von demjenigen unterrichte, was man glauben soll; man muß auch wissen, was man thun soll, damit man Gotte diene. Sie werden ihm niemals so dienen, wie es seyn muß, wofern Sie nicht durch das Nachdenken über das Evangelium von der Reinigkeit seiner Sittenlehre, von der Nothwendigkeit ihrer Ausübung, sich völlig überzeuget haben. Aus Mangel dieser Ueberzeugung führen Sie alle Augenblicke die Gebräuche und die Grundsätze der Welt an, damit Sie den Gebothen des Evangelii ausweichen oder sie kraftlos machen.

Man

Man hat mir tausendmal gesaget: Sie wollen also, daß wir allem entsagen sollen? Dieß ist die ewige Leyer; denn man möchte gern Gott und die Vergnügungen mit einander vergleichen, als wenn Jesus Christus nicht ausdrücklich gesaget hätte: **Niemand kann zweenen Herren dienen.** Ich habe diesen Ausspruch nicht gethan, sondern derjenige, der Sie erschaffen hat, und welcher das Recht besitzt, über ein Leben zu schalten und zu walten, welches ihm zugehöret. Warum scheint aber dieser Ausspruch hart zu seyn? Weil man nicht das Ziel erwägt, wozu uns die Erkenntniß, der Dienst und die Liebe Gottes führen; nämlich das ewige Leben, die ewige Seligkeit. Kann man wohl bey sich anstehen, viel eher das Mehrere, als das Wenigere, zu thun, damit man zu einem solchen Endzwecke gelange? Man vervielfältiget die Vorsichtigkeiten, wenn von zeitlichen Geschäfften die Rede ist. Man will lieber zwanzig oft unnütze Maaßregeln nehmen, als es an einem einzigen Punkte fehlen lassen. Nur bey der Gelangung zum ewigen Leben will man sich auf das einschränken, was genau nothwendig ist, und bedenket nicht, daß man fast allezeit verfehlet, das Ziel zu erreichen, wenn man nicht weiter zielet.

Ich ermahne meine Leserinnen, sich von diesen großen Wahrheiten völlig zu überreden, ehe sie mein Werk lesen: alsdann werden sie mich nicht beschuldigen, daß ich jungen Leuten gar zu strenge Pflichten vorgestellet habe. Fährt man indessen dennoch fort, sie so zu finden: so halte man sich deswegen an Jesum Christum. Er hat das Evangelium geprediget: ich habe nur meine Schülerinnen vermocht, darauf Acht zu haben.

Ich erinnere die Welt hier, daß sie nicht die Originale von meinen sich unterredenden Personen suche. Sie sind weder so gut, noch so böse, als ich sie hier abschildere. Ich habe den Grund der Gemüthsarten meiner Schülerinnen genommen, mich aber dabey nicht dem Zwange unterworfen, nichts weiter zu sagen, als das, was unter ihnen und mir vorgegangen ist. Ich habe auf einen wirklichen Grund gestickt und ihn verbrämet; also mache man keine boshafte Anwendungen. Ueber dieses so haben viele von diesen Namen keine Herren; es sind erdichtete Personen.

Es finden sich zwo oder drey Stellen, wo man mich beschuldigen könnte, ich hätte die Regel aus den Augen gesetzet, die ich

ich mir wegen der Religion vorgeschrieben hatte. Allein, das wird nur geschehen, wenn man nicht darüber nachdenket. Es ist eine andere Sache, von der Religion mit meinen Schülerinnen reden, und eine andere, sie rechtfertigen, wenn man sie solche verleumden lehret.

Bethen Sie die Bilder an, wie man von den Papisten saget, daß sie es thun? sagete eine von ihnen zu mir, die solches zu Hause sagen gehöret hatte. Man erkennet wohl, daß mein Stillschweigen ärgerlich gewesen wäre. Ich mußte antworten; und ich habe es durch die Versicherung gethan, daß meine Kirche verleumdet würde, daß sie vor der Abgötterey einen Gräuel hätte; und ich betheurete dabey, ich glaubete in den Bildern weder irgend eine Gottheit, noch irgend eine Tugend; die Ehre, die ich ihnen erwiese, bezöge sich nur gänzlich auf den Gegenstand, welchen sie vorstelleten; ich that nichts weiter, als daß ich die Lehre der römischen Kirche wiederholete, so wie sie in allen Catechismen steht. Wenn meine Schülerinnen geglaubet hätten, ich wäre fähig, eine Religion zu bekennen, worinnen man die Abgötterey duldete, so waren sie gar zu gut unter-

terrichtet, als daß sie mich nicht eben so wohl, als meine Unterweisungen, würden verabscheuet haben. Hätten die Aeltern oder andere ihnen nicht drey oder vier Fragen von der Art eingeblasen: so würde ich nicht darauf geantwortet haben, wie das Gewissen, die Ehre, die Gerechtigkeit und die Wahrheit mich zu thun zwangen.

Verfolg des Magazines
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer.

Der I Tag.

Madem. Gut.

Fräulein Charlotte, fahren Sie mit der Geschichte des neuen Testamentes fort. Vorher aber, meine Fräulein, wollen wir unsere Herzen zu Gott erheben; wir wollen, wegen der Göttlichkeit der heiligen Schrift, ein andächtiges Werk thun; wir wollen mit Inbrunst um die Erleuchtung des heiligen Geistes ansuchen, damit wir von demjenigen einen Nutzen haben, was wir hören werden. Hieran muß man es niemals ermangeln lassen, ehe man das heilige Evangelium liest. Wir haben Gottes Beystand zu aller Zeit nöthig, vornehmlich aber, damit wir uns sein Wort zu Nutze machen. Ohne diesen Beystand würde es nur unsere Ohren rühren und nicht in unser Herz kommen. Erinnern Sie sich, das Wort Gottes ist niemals ohne Wirkung; es verhärtet diejenigen,

nigen, die es nicht bekehret. Lassen Sie uns vor Furcht zittern, wir möchten es diese erschreckliche Wirkung bey uns hervorbringen sehen.

Fräulein Charlotte.

Es lebete zu der Zeit ein römischer Kaiser, mit Namen Augustus. Dieser ließ ein Geboth ausgehen, es sollte alle Welt geschätzet werden; er befahl nämlich, es sollten alle Leute in seinem ganzen Lande gezählet werden. Dazu mußte nun ein jeder nach dem Orte und der Stadt gehen, wo seine Familie eigentlich her war, und daselbst seinen Namen aufschreiben lassen. Nach diesem Befehle macheten sich auch Joseph und Maria aus der Stadt Nazareth auf den Weg und giengen in das jüdische Land, nach der kleinen Stadt David, welche Bethlehem hieß, damit sie sich daselbst aufschreiben ließen. Denn sie waren beyde von dem Hause und Geschlechte Davids. Maria gieng damals hoch schwanger. Als sie nun dahin kamen, so fanden sie keinen Raum mehr in der Herberge; denn es waren viele Fremde da, und man sah gar wohl, daß Joseph und Maria arm waren: daher wollte sich niemand ihrentwegen einiger Bequemlichkeit begeben; und sie mußten sich in einem Stalle behelfen, wo ein Ochs und ein Esel waren. Hier kam nun Maria nieder und brachte einen Sohn zur Welt, welcher zugleich auch des Allerhöchsten, des ewigen Vaters Sohn war. Nicht weit davon waren Hirten auf dem Felde bey ihren Hürden, wo sie auch bey Nacht ihre Schafe hüteten. Auf einmal sahen dieselben einen großen Glanz, welcher rund um sie herum leuchtete; und sie erschracken gewaltig und fürchteten sich sehr. Es kam aber ein Engel zu ihnen und sagete: Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke wiederfah-

ren wird. Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt David. Ich will euch das Zeichen sagen, woran ihr ihn erkennen könnet. Ihr werdet das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen finden. Den Augenblick waren noch viele andere Engel da; die lobeten Gott und sangen: Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen! Mit diesem Gesange fuhren sie wieder gen Himmel; und die Hirten beredeten sich, sie wollten doch hingehen und ansehen, was ihnen der Herr verkündiget hätte. Sie liefen auch hurtig nach Bethlehem und fanden da das Kind in der Krippe. So gleich breiteten sie alles das aus, was ihnen von diesem Kinde gesaget worden. Alle Menschen, denen es zu Ohren kam, wunderten sich über das, was die Hirten sageten. Maria aber behielt alle diese Worte in ihrem Herzen und überlegete sie hin und wieder. Die Hirten giengen wieder hinaus auf das Feld und lobeten und priesen Gott für alles, was sie gehöret und gesehen hatten.

Madem. Gut.

Gestehen Sie nur, meine lieben Fräulein, daß diese Historie recht schön ist. Lassen Sie uns aber nicht vergessen, die wichtigen Betrachtungen zu machen, die sie veranlasset. Lassen Sie uns hören, Fräulein Maria, was für gute Gedanken solche in Ihrem Geiste erreget hat.

Frl. Maria.

Maria und Joseph jammern mich recht, daß sie nicht ein armseliges kleines Kämmerchen gefunden, wo sie hätten schlafen können, und daß sie genöthiget gewesen, in einen Stall zu dem Viehe zu gehen. Das ist fest ausgemacht, ich will mein ganzes Lebenlang mit

den Armen ein großes Mitleiden haben. Wenn ich welche sehen werde, so werde ich mich allezeit dieser Geschichte erinnern und sagen: Jesus war arm, wie diese Leute; ich will ihnen aus Liebe zu ihm, und als wenn er es selbst wäre, beystehen.

Fräul. Sturm.

Allein, meine liebe Gut, die Wunderwerke kosten Gotte ja nichts; und er schickete ja auch Engel zu den Hirten; warum that er denn nicht ein Wunder, damit er den Leuten zu Bethlehem zu erkennen gäbe, diese arme Frauensperson, welche sie nicht aufnehmen wollten, würde seinen Sohn, den Schöpfer des Himmels und der Erde, zur Welt bringen?

Madem. Gut.

Ich habe Ihnen schon gesaget, meine lieben Kinder, Jesus Christus kam auf die Welt, damit er nicht allein unser Heiland und Erlöser, sondern auch unser Lehrer und unser Muster sey; das ist, damit er uns durch sein Wort und sein Beyspiel unterrichte. Die Welt, welche Christi Feindinn ist, hat ein Grauen vor der Armuth und den Armen. Sie saget, diejenigen sind glücklich, welche viel Geld und alle ihre Bequemlichkeiten haben; welche in schönen Häusern wohnen; welche eine große Anzahl Gesinde halten können. Jesus hingegen wird uns bald sagen: Selig sind die Armen, selig sind, die da Leid tragen, die da verfolget, geschmähet werden. Ehe er uns aber diese großen Wahrheiten durch sein Wort lehret, so lehret er sie uns inzwischen durch sein Beyspiel. Er wählet, wie ich schon angemerket habe, eine arme Mutter, einen Stall zu seinem Pallaste, arme Hirten zu seinen ersten Anbethern. Er scheint uns dadurch zu sagen: Scheuet die Armuth und das Leiden nicht,

ihr, die ihr meine Kinder, meine Jünger, meine Lieblinge seyd. Wenn der Reichthum und die Vergnügungen wahre Güter wären, so würde ich sie meiner Mutter und Josephen gegeben haben; ich würde diese Hirten, welche mir wegen ihres unschuldigen Lebens angenehm waren, auf einmal reich gemacht haben; ich würde ihnen die Mittel gegeben haben, daß sie nicht die Nacht auf dem Felde hätten zubringen und allem Ungestüme und aller Rauhigkeit der Luft hätten ausgesetzet seyn dürfen. Ich sage es aber noch einmal, der Reichthum und die Vergnügungen sind keine wahre Güter, und meine Jünger, das ist die Christen, sollen sich nicht daran hängen.

Frl. Verständig.

In Wahrheit, meine liebe Gut, Sie machen, daß ich zittere und bebe. Ich bin keine wahre Christinn; es giebt auch keine oder fast gar keine in der Welt. Wer sind diejenigen, die das lieben und hochschätzen, was Jesus geliebet und hochgeschätzet hat?

Madem. Gut.

Beynahe kein Mensch, mein Schatz. Die Liebe zu den falschen Gütern hat sich aller Herzen bemächtiget. Sie aber, die Sie noch jung sind, eilen Sie, daß Sie wahre Jüngerinnen Christi werden. Sie sind reich; werden Sie dadurch geistlich arm, daß Sie sich nicht an diese falschen Güter hängen. Wünschen Sie deren ja nicht noch mehr, beneiden Sie das Schicksal derjenigen nicht, die reicher sind, als Sie, sondern zittern Sie vielmehr, daß Sie nicht würdig gefunden worden, arm zu seyn. Diese großen Lehren des Christenthumes müssen sich in Ihren Herzen dergestalt fest setzen, daß die vergifteten Reden der Weltleute sie nicht daraus vertilgen können.

Igfr. Eitelfreundinn.

Es kömmt mir ein sonderbarer Gedanken ein, meine liebe Gut. Wenn Sie jemand hörete, so würde er sagen, Sie wollten uns zu Pietistinnen, zu Herrnhutherinnen machen und Heilige aus uns bilden. Bedenken Sie also, daß wir bestimmet sind, in der Welt zu leben; und man würde sich nur über uns aufhalten, wenn wir nicht so redeten, wie andere Leute reden.

Madem. Gut.

Ich weis nicht, was man unter den Pietistinnen und Herrnhutherinnen eigentlich versteht, mein Schatz. Wenn man aber diesen Namen denjenigen giebt, welche den Lehrsätzen des Evangelii genau folgen wollen, so muß man eine Pietistinn oder Herrnhutherinn seyn, oder in die Hölle gehen; wählen Sie! Wenn es auf mich ankömmt, so will ich gewiß Heilige aus Ihnen bilden; und das wird doch nicht verhindern, daß Sie in der Welt nicht als Standesfräulein leben sollten. Man muß Sie nicht so wohl durch Ihre Reden, als vielmehr durch Ihr Thun und Lassen, durch Ihre Gedanken und Begierden, von andern unterscheiden. Wenn sich die Welt über Sie aufhält, weil Sie als Christinnen leben; wenn sie saget, Sie hätten keinen Verstand; wenn sie Sie verachtet: nun wohl, das ist unserm Herrn Christo auch begegnet. Sind Sie nicht gar zu glücklich, wenn Sie Ihrem Herrn gleichen? Was haben Sie für Betrachtungen gehabt, Fräulein Luise?

Frl. Luise.

Ich bewundere es, wie die Vorsehung mit den Anschlägen der Menschen spielet und das Mittel findet, sie zu ihrer Verherrlichung und zu ihren Absichten dienen zu lassen. Gott hatte von Ewigkeit her beschlossen,

sen, Jesus Christus sollte in der Stadt Bethlehem geboren werden; die Propheten hatten es also geweissaget. Indessen lebeten doch Joseph und Maria ziemlich weit von dieser Stadt; und es war, ohne einen ausdrücklichen Befehl von Gotte, nicht natürlich, daß Maria suchen sollte, daselbst nieder zu kommen. Giebt ihr denn nun Gott diesen ausdrücklichen Befehl? Nein, gar nicht. Gott folget fast immer der Ordnung der Natur. Er nimmt seine Zuflucht zu keinem Wunderwerke, sondern wendet die Begebenheiten des Lebens an, welche das wenigste Verhältniß damit zu haben scheinen, daß solches geschehen muß. Die Schätzung des Volkes, nach des Kaisers Augustus Absichten, ist ein Werk seiner Eitelkeit oder seiner Staatsklugheit, und vielleicht aller beyder zusammen. Gott bedienet sich dessen, damit er Josephen und Marien an den Ort brächte, wo der Messias sollte geboren werden, und dasjenige erfüllet würde, was die Propheten davon vorher gesaget hatten.

Madem. Gut.

Ihre Betrachtung ist vortrefflich, mein Schatz, und wir fühlen uns in den verschiedenen Begebenheiten des Lebens nur bloß deswegen beunruhiget, weil wir solche Betrachtung nicht oft machen. Gönnen Sie mir recht alle Ihre Aufmerksamkeit, meine lieben Fräulein; was ich Ihnen sagen will, ist von der äußersten Wichtigkeit. Wir sageten vor einiger Zeit, Gott hätte uns erschaffen, daß wir glückselig seyn sollten; wie kann aber diese Glückseligkeit mit der Bosheit der Menschen bestehen, welche uns sehr oft zu schaden suchen? Ich bin mit Ihnen einig, daß sich die meisten, die um uns sind, wider unsere Glückseligkeit verbinden: ich behaupte aber auch zu gleicher Zeit, daß alle ihre

Bemühungen ohnmächtig sind. Vor einigen Jahren wurde ein sehr rechtschaffener Mann von einer abzehrenden Krankheit befallen, wovon alle Aerzte nichts verstunden. In diesem Zustande laurete ihm ein Mensch, der sein Feind war, des Abends in dem Winkel einer Straße auf, um ihn zu ermorden, und stieß ihm seinen Degen durch den Leib. Jungfer Schönichinn, sehen Sie dieses nicht als ein Unglück für diesen armen Mann an?

Jgfr. Schönichinn.

Ganz gewiß, meine liebe Gut; es ist allezeit ein Unglück, wenn man mit einem Degen gestochen wird.

Madem. Gut.

Gar nicht, mein Schatz. Die Krankheit dieses Mannes war ein Geschwür an der Leber, woran er in kurzer Zeit hätte sterben müssen. Dieser Stich eröffnete das Geschwür und machete ihn ganz gesund. Bemerken Sie zweyerley bey dieser Begebenheit, meine Fräulein: das Verbrechen des Meuchelmörders, welcher seinen Feind tödten will, und die Art und Weise, wie Gott den Stich lenket, damit er diesem Manne das Leben erhalte. Eben so verhält es sich mit allen Begebenheiten des Lebens, welche am verdrüßlichsten zu seyn scheinen. Gott läßt die zweyten Ursachen frey handeln und lenket sie stets zum Besten derjenigen selbst, denen die Menschen schaden wollen.

Frl. Heftig.

Sehr wohl, meine liebe Gut: allein, die Degenstiche, welche die Geschwüre eröffnen, sind sehr selten, und die, welche tödten, sehr gemein. Wenn dieser Mensch, der seinem Feinde die Leber durchstach, ihm dafür das Herz durchstochen hätte; was würden Sie gesaget haben? Würden Sie uns wohl überreden wollen,

len, diese Begebenheit wäre für den Todten glücklich gewesen?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz, ich würde es Ihnen nicht sagen: Jesus Christus aber wird es Ihnen in dem Evangelio sagen. Fürchtet euch nicht vor denen, saget er zu uns, die den Leib tödten können. Die Furcht ist eine natürliche Bewegung, eine Leidenschaft, die Gott in uns geleget hat, damit wir alles dasjenige vermeiden, was uns schaden kann. Gott kann sich selbst nicht widersprechen, und nicht zu gleicher Zeit wollen, daß wir uns vor dem Uebel fürchten und nicht fürchten sollen. Er saget uns, wir sollen uns nicht vor dem Tode fürchten: der Tod ist also kein Uebel. Einen Stich mit einem Degen erhalten ist kein Unglück; und wenn Gott zuläßt, daß ein solcher Stich einen Menschen tödtet, so ist es ganz gewiß, der Tod war für diesen Menschen besser, als das Leben. Vielleicht war er auf dem Punkte, einer Versuchung unterzuliegen, oder Beschwernisse zu erfahren, wider welche sein Muth nicht stark genug gewesen seyn würde. Ich erinnere mich eines Gedankens, welcher mich bey dem Tode meiner Mutter rührete. Ich war nur erst eilf Jahre alt, und gleichwohl gab mir die gute Erziehung, die ich erhalten hatte, sehr richtige Gedanken ein. Meine Mutter zersprengete sich bey der besten Leibesbeschaffenheit, bey der stärksten Gesundheit, eine Ader im Spielen, und starb ohne Krankheit, nachdem sie alle ihr Blut verloren hatte. Jedermann beklagete sie; nur ich nicht. Wir waren einer großen Armuth sehr nahe; und ich behaupte stets, der Tod meiner Mutter war eine glückliche Begebenheit für sie; weil er sie dem Schmerze entriß, den ihr die Zerstreuung ihrer Kinder und die Un-

möglichkeit, sie nach ihrem Stande an zu bringen, würde verursachet haben.

Jgfr. Landmänninn.

Ich räume das ein, meine liebe Gut; allein, war denn also das Leben, welches Ihnen Gott ließ, ein Uebel für Sie, nach diesem Grundsatze, weil Sie denen Uebeln ausgesetzet blieben, die Sie für unerträglicher halten, als den Tod?

Madem. Gut.

Sie kamen mir so vor: das ist aber kein Beweis, daß sie es auch wirklich waren; und die Folge hat mir gezeiget, daß diese Armuth, die ich so fürchterlich fand, die Mutter meiner Geschicklichkeiten, und aller meiner Brüder und Schwestern ihrer gewesen. Seyn Sie denn also versichert, meine Fräulein, alle Begebenheiten sind in den Händen Gottes, der sie zur Erfüllung seiner Absichten bey seinen Geschöpfen dienen zu lassen weis; wie er des Kaisers Augustus Eitelkeit zur Erfüllung der Prophezeyungen dienen ließ. Und dieser Gewißheit zu Folge lassen Sie uns mitten unter den allerverdrüßlichsten Zufällen geruhig seyn; weil sie von der Hand eines unendlich gütigen und weisen Vaters angewendet werden. Fräulein Lucia, hat Ihnen das Evangelium, welches wir wiederholet haben, nichts eingegeben?

Frl. Lucia.

Eine große Ehrerbiethung gegen die Befehle meiner Obern. Jesus Christus lehret uns schon selbst vor seiner Geburt, wir müßten unsern Herren gehorchen, so boshaft sie auch seyn möchten. Denn er giebt seiner Mutter und Josephen ein, dem ausschweifenden Befehle des Kaisers Augustus zu gehorchen, welcher sich nicht scheuet, zur Befriedigung seiner Grille,

le, fast das ganze Land zu beunruhigen, indem er eine große Anzahl Personen nöthiget, beschwerliche Reisen zu thun, welche die Geschäffte der Armen ungemein in Unordnung bringen mußten.

Madem. Gut.

Diese Betrachtung ist auch noch sehr wichtig. Bemerken Sie hier, meine Fräulein, eines der schönsten Kennzeichen der christlichen Religion, ein Kennzeichen, welches deren Göttlichkeit beweist. Sie errichtet und erhält die gute Ordnung in der Welt, indem sie uns ein unverbrüchliches Gesetz aus dem Gehorsame machet, den wir unsern Herren schuldig sind. Was für ein ruhiger Aufenthalt würde doch die Erde seyn, wenn sie nur von Christen bevölkert wäre!

Frl. Sophia.

Europa ist ganz von Christen bevölkert: indessen ist es doch nicht ruhiger, als die andern Theile der Welt.

Madem. Gut.

Haben Sie schon vergessen, mein Schatz, was es heißt, ein Christ seyn? Und wenn Sie sich dessen noch erinnern, getrauen Sie sich da wohl, zu sagen, Europa sey von Christen bevölkert? Ich wiederhole es, mein Kind, und ich werde es bis an mein letztes Ende wiederholen: alle diejenigen, welche sagen, ein herzhafter Mann müsse keine Beschimpfung ertragen, er sey verunehret, wenn er sich nicht räche, sind keine Christen; diejenigen, welche glauben, reich seyn, angesehen seyn, geehret seyn, sey glückselig, sind keine Christen; diejenigen, welche sich nur zu belustigen denken, die vom Morgen bis auf den Abend nur mit den Mitteln beschäfftiget sind, sich Zeitvertreibe zu verschaffen, sind keine Christen; die Geizigen, die Verschwender, die Afterredner, die Gefräßigen, die Faulen,

len, die Wollüstigen sind keine Christen; und nur bloß deswegen, weil alle diese Leute keine Christen sind, ist die Erde ein trauriger und elender Aufenthalt.

Frl. Sophia.

Nun wohl, zum Exempel, meine liebe Gut, ich bin Ihren Meynungen fast in allem zuwider. Sie sageten nur erst vor einem Augenblicke, Gott lenkete durchaus alles das, was sich zutrüge. Ich glaube es, wie Sie, bey Sachen von Wichtigkeit. Allein, mein Handschuh fällt auf die Erde; soll ich da denken, Gott habe damit zu thun? Ich spiele mit meinen Schwestern in der Karte; ich gewinne ihnen ein Paar Groschen ab: hat ihnen da Gott üble und mir gute Karten zugeschickt? Das heißt Gott erniedrigen, wenn man ihn mit solchen Lappereyen belästiget *). Sie sagen jetzt, die Erde sey ein trauriger und elender Aufenthalt, und ich finde sie als einen so angenehmen Ort, daß, wenn mir Gott meinen Willen ließe, ich kein anderes Paradies haben möchte, als darinnen so zu leben, wie ich jetzt darinnen bin.

Madem. Gut.

Stopfen Sie Ihre Ohren zu, meine Fräulein, damit Sie solche Gotteslästerungen nicht anhören; oder lassen Sie uns vielmehr alle zusammen unsere Herzen zu Gott erheben und ihn ernstlich anflehen, daß er doch Erbarmen mit der Blindheit dieses armen Kindes haben wolle. Ja, mein Schatz, Sie sind in dem mit-

leidens-

*) Man erzittert über diese Rede. Zum Unglücke aber ist sie keine Erdichtung, saget die Verfasserinn. Sie ist mir von Worte zu Worte vorgebracht worden. Ein Frauenzimmer hat sich über mich aufgehalten, weil ich ihr sagete, sie müßte Gott um gutes Gesinde bitten. Indessen wird sie doch für gottesfürchtig gehalten.

leidenswürdigsten Zustande. Arme Unvernünftige! die, wenn es ihr möglich wäre, dem Besitze ihres Gottes entsagen wollte, die an seiner Vorsehung zweifelt! Sie setzen mich aber, selbst in dem Augenblicke, wo Sie mich erzittern lassen, nicht in Erstaunen. Das Vergnügen ist Ihr Abgott. Ob Sie gleich noch in dem zartesten Alter sind, so haben Sie sich doch demselben mit einer solchen Heftigkeit ergeben, daß es schon Ihr natürliches Licht des Verstandes verdunkelt, und alle Begriffe der Gottesfurcht in Ihrem Herzen ausgelöschet hat. Glauben Sie nicht, armes Kind, daß der Verdruß darüber, daß ich Sie einer andern Meynung sehe, als ich bin, Ihnen diese Verweise zuzieht. Ich habe nicht von mir selbst geredet; und was Sie meine Meynungen nennen, das sind Christi Lehren. Antworten Sie mir nichts darauf, mein Schatz; ich sehe Sie gedemüthiget: Sie sind aber weder gerühret, noch überzeuget. Alle diese Fräulein und ich, wir wollen Gott bitten, daß er sie erleuchte. Thun Sie eben das, arme Blinde, arme Unvernünftige! — Fräulein Verständig, wo bin ich geblieben? Was ich gehöret habe, hat meinen Kopf dergestalt verwirrt gemacht und mein Herz so verwundet, daß ich nicht mehr weis, was ich Ihnen zu sagen hatte.

Frl. Verständig.

Sie sageten uns, meine liebe Gut, das Beyspiel Jesu Christi, welcher dem Kaiser Augustus gehorche, lehre uns, daß wir uns den Königen, den obrigkeitlichen Personen und andern, die in Aemtern stehen, unterwerfen müssen.

Jgfr. Francisca.

Aber gesetzt, meine liebe Gut, es käme ein König, welcher die Götzen anbethete, und welcher mich zwingen

gen wollte, ich sollte sie ebenfalls anbethen; müßte ich diesem Könige auch gehorchen? Würde es nicht besser seyn, daß man sich wider diesen bösen Menschen auflehnete und ihn todt machete, wenn man könnte?

Madem. Gut.

Wir sind nur verbunden, den Fürsten zu gehorchen, weil sie uns Gott auf Erden vorstellen. Sie hören auf, ihn vorzustellen, wenn sie uns zwingen wollen, Gotte ungehorsam zu seyn; und folglich ist es uns bloß in dieser Gelegenheit allein erlassen, ihnen nicht zu gehorchen: in allen andern aber muß man ihnen noch immer unterworfen bleiben. Man muß aber deswegen nicht suchen, ihnen Böses zu thun, noch vielweniger sie zu tödten; weil dieses niemals erlaubet ist, es sey auch in was für Umständen es sey.

Jgfr. Francisca.

Wie, meine liebe Gut, wenn ich gewiß wüßte, daß ein Mensch recht böse wäre und nur bloß lebete, damit er andern und mir selbst viel Böses thäte; würde es da nicht erlaubet seyn, ihn um zu bringen?

Madem. Gut.

Ich will Ihnen durch ein sinnliches Beyspiel antworten, mein Schatz. Ich verstehe mich auf die Physiognomie, oder die Kunst, etwas aus den Gesichtern zu erkennen. Indem ich Sie nun steif ansehe, so werde ich gewahr, Sie werden dereinst recht boshaft seyn; oder wenn das nicht ist, so glaube ich doch, ich sehe es. Ich will also mein Messer nehmen und Sie umbringen, damit ich allem dem Uebel vorbeuge, welches Sie dereinst thun können. Glauben Sie wohl, ich thue ein gutes Werk, wenn ich Sie tödte?

Jgfr. Francisca.

Nein, gewiß nicht, meine liebe Gut. Sie irren sich, wenn Sie glauben, ich werde recht böse seyn. Ich rede nur von einem gesetzten Falle; ich rede nur von einem Menschen, der wirklich viel Böses thäte, und von dem sage ich, man könne ihn wohl tödten *).

Mademoiselle Gut.

Hören Sie wohl zu, meine lieben Kinder; es giebt gewisse zum Besten der menschlichen Gesellschaft errichtete Regeln, von denen man sich nicht anders würde entfernen können, als wenn man die Ordnung und Sicherheit dieser Gesellschaft umkehrete. Die vornehmste davon ist diese, daß wir über das Thun und Lassen unsers Nächsten nicht Richter sind, und noch weit weniger über unserer Obern ihres. Es kömmt den Gesetzen und nicht uns zu, sie zu bestrafen, wenn sie böse sind. Wenn ein jeder das Recht hätte, diejenigen zu bestrafen, die er für böse hält: so müßten wir in die Wälder flüchten und unter den Bären leben.

Wir

*) Man muß sich nicht wundern, daß die Verfasserinn diese Frage abhandelt. Es ist die Wiederholung einer Frage, die wirklich von ihren Schülerinnen an sie gethan worden und wovon sie also auch mußten unterrichtet werden, vornehmlich in England, wo die Kinder ihre Aeltern das Thun und Lassen des Königes und seiner Staatsbedienten öffentlich tadeln und mit einer Frechheit davon reden hören, welche einem jeden ein Grausen erwecken muß, der nur einige Liebe zur Ordnung hat. Das nennet man englische Freyheit. Ungeachtet dergleichen nun in Deutschland so öffentlich eben nicht geschieht: so höret man doch zuweilen hier und dar im Stillen nicht viel bessere Sätze vorbringen; und es ist daher gut, daß auch Frauenzimmer richtige Begriffe davon bekommen. Aus diesem Grunde hat man denn solche Frage auch hier nicht weglassen mögen.

Wir würden daselbst weit sicherer seyn, als in den Städten. Der rechtschaffenste Mensch von der Welt ist in Gefahr, für einen boshaften Menschen von einem fanatischen angesehen zu werden, welcher folglich glauben wird, er thue ein gutes Werk, wenn er ihn tödte. Wir wollen es Gotte und den Gesetzen überlassen, die Bösen zu bestrafen, und nur darauf denken, daß wir nicht selbst böse seyn. Wollen Personen, die über uns sind, uns nöthigen, Böses zu thun: so lassen Sie uns mit Ehrerbietung, aber festem Muthe, wie die Apostel, zu ihnen sagen: Urtheilen Sie selbst, ob es nicht billiger sey, Gotte zu gehorchen, als Ihnen. Alles Uebel, was uns am ärgsten wegen dieser Antwort wiederfahren kann, ist, daß man uns übel begegne: das ist aber kein wirkliches Uebel. Das Verbrechen, welches derjenige begeht, der uns unverdienter Weise übel begegnet, kann uns niemals berechtigen, auch ein Verbrechen dadurch zu begehen, daß wir ihm übel begegnen. Dieß ist der Grund des Christenthumes, meine Kinder; dieß beweist die Göttlichkeit desselben. Ich werde aber Gelegenheit haben, in der Folge noch weiter mit Ihnen davon zu reden. Ich werde auch dasjenige wieder vornehmen, was ich nur im Vorbeygehen von der göttlichen Vorsehung berühret habe, wenn wir auf die Lehren kommen werden, die uns Christus davon im Evangelio giebt. Unsere Betrachtungen haben uns gar zu weit geführet, meine Fräulein; wir müssen den Verfolg des heiligen Evangelii bis auf das nächste Mal verschieben und jetzo von etwas anderm reden.

Frl. Maria.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich Ihnen ein Wort sage. Neulich kam ein Herr zu meinem Papa

Papa und speisete den Mittag mit uns. Man bath mich, ich möchte einige von Ihren Lehren wiederholen. Zum Unglücke redete ich von den Wirkungen der Electricität; und dieser Herr meynete, es wäre lächerlich, daß man uns mit dergleichen Sachen unterhielte. Ich bemühete mich, vernünftige Gründe zu suchen, welche Sie bewogen hätten, eine solche Materie zu einer von Ihren Lehrstunden zu wählen: ich habe aber niemals einen andern finden können, als Ihre Güte, welche Sie ohne Unterlaß die Mittel suchen läßt, uns die Zeit zu vertreiben; und ich gestehe es Ihnen, dieser Bewegungsgrund schien mir nicht hinlänglich zu seyn, dasjenige zu beantworten, was dieser Mann sagete, dessen Critik mir im Grunde vernünftig vorkam. Denn kurz, was für Vortheil werden wir in unserm Leben davon genießen, daß wir die Wirkungen der Electricität haben kennen lernen? Mich dünket, bey dem ersten Anblicke, dieß könne uns eben keinen Nutzen verschaffen. Ich bin aber doch gleichwohl überredet, meine liebe Gut, daß diese Bewegungsgründe, die ich nicht habe finden können, vorhanden sind. Sie haben eine andere Absicht gehabt, als uns zu belustigen; das bin ich versichert. Denn ich weis, Sie sind eine vernünftige Person, die nichts ohne einen hinlänglichen Bewegungsgrund thut.

Madem. Gut.

Sie erweisen mir mehr Ehre, als ich verdiene, mein Schatz. Es begegnet mir nur gar zu oft, daß ich nicht so handele, als Sie vermuthen, daß ich es allezeit thue. Fragen Sie nur einmal das Fräulein Verständig. Ist es nicht wahr, mein Schatz, ich thue oftmals etwas, wovon Sie nicht den geringsten vernünftigen Grund sehen?

Frl. Verständig.

Sie sind doch recht fein, meine liebe Gut; und ich sehe gar wohl, wo Sie damit hin wollen: gleichwohl aber werde ich nichts sagen; und ich antworte Ihnen nur auf mein Gewissen, daß ich dem Fräulein Maria ähnlich bin. Ich habe so vielmals gesehen, daß ich mich betrogen, wenn ich geglaubet habe, Sie thäten etwas ohne Grund, daß ich jetzo allezeit vermuthe, Sie haben einen vernünftigen Bewegungsgrund, wenn ich ihn gleich nach der reifsten Untersuchung nicht wahrnehme. Sie werden mir sagen, dieß sey wider unsere Grundsätze, man müsse sich auf keines andern Vernunft verlassen; und ich werde Ihnen antworten, die lange Erfahrung, die ich von Ihren Einsichten und von Ihrer Güte gehabt habe, überhebt mich einer so strengen Untersuchung in Ansehung Ihrer.

Madem. Gut.

Frisch, meine Kinder, Sie verderben mich nicht übel durch Ihre Lobsprüche. Indessen bin ich doch über die gute Meynung erfreut, die Sie von mir haben, weil sie mir Ihr gutes Herz beweist. Ich gestehe es so gar mit Ihnen, man könne nach einer langen Erfahrung schon richtige Bewegungsgründe bey einer Person voraus setzen, die man für erleuchtet und von Vorurtheilen frey hält; indessen wiederhole ich es, man muß sich nur mit Vorsicht darauf verlassen. Haben Sie es errathen, Fräulein Luise, warum ich diese Anmerkung gemacht habe?

Frl. Luise.

Ich denke ja. Die Vernunft verbindet uns, daß wir uns auf die Hochachtung beziehen, welche uns eine lange Erfahrung von Ihren Einsichten beygebracht hat, und daß wir glauben, Sie haben richtige Bewegungs-

gungsgründe, wenn wir sie gleich nicht sehen. Es ist sehr lächerlich, wenn wir wider die Vorsehung murren und wider dasjenige etwas zu sagen finden, was der Höchste thut, weil wir den Grund aller dieser Werke nicht einsehen. Es muß uns genug seyn, daß er unendlich verständig, mächtig und gut ist, damit wir uns allem demjenigen ohne Murren unterwerfen, was er verordnet.

Madem. Gut.

Vortrefflich, mein Schatz. Gotte allein muß man ohne Untersuchung und ohne Vorsicht glauben. Nunmehr will ich die gute Meynung rechtfertigen, welche das Fräulein Maria von mir wegen der Electricität gehabt hat. Ich habe mehr als einen Bewegungsgrund bey der Wahl dieser Materie gehabt. Ich habe Ihren Glauben erwecken, Ihnen eine Verachtung gegen Ihre eigenen Einsichten in Sachen, die den Glauben betreffen, beybringen und Sie von allen denen kindischen Schrecken heilen wollen, worinnen man die Personen unsers Geschlechtes unterhält.

Frl. Sophia.

Was für ein Verhältniß, ich bitte Sie darum, kann doch wohl der Glaube mit der Electricität haben, welche etwas natürliches ist? Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich begreife dieses Verhältniß nicht.

Madem. Gut.

Sagen Sie nur das rechte Wort, mein Schatz, Sie glauben nicht, daß ein Verhältniß da seyn könne; und Sie haben mich schon für lächerlich gehalten, und in Ihrem Herzen verdammet.

Frl. Sophia.

Ach! meine liebe Gut, können Sie das sagen?

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht
der Verfasserinn.

Warum hat dich Gott auf die Welt gesetzet? fraget man die Kinder, wenn man sie die ersten Grundsätze des Christenthumes lehret. Man lehret sie antworten, damit ich ihn erkennen, ihn lieben, ihm dienen und dadurch zum ewigen Leben gelangen solle. Wenn ein Heyde unter uns käme, welcher die Art und Weise betrachtete, wie man die Jugend erzieht, und man fragete ihn darauf: Zu welchem Ende, glaubet ihr, sind diese Kinder auf die Welt gekommen? so

würde er gewiß nach unsern Gebräuchen antworten, damit sie ihr Glück machen, damit sie in der Welt schimmern, damit sie darinnen Ruhm erwerben, damit sie fremde Sprachen reden, damit sie sich lustig machen. Ich fordere ihn auf, ob er wohl muthmaße, daß wir einen andern Endzweck haben. Muthmaßen es denn die Aeltern? Ich glaube es nicht. Wo ist der Vater, welcher seinen Sohn, wenn er einen Rechtsgelehrten aus ihm machen will, nicht bey Zeiten zur Erlernung der Gesetze anhält? Vergebens beklaget sich der junge Mensch, daß er drey Viertheile seines Lebens bey unangenehmen Büchern angeleimet zubringen muß. Wenn er klein ist, so stäupet man ihn, damit man ihn zum Fleiße zwinge. Ist er groß, so wiederholet man ihm die großen Wörter Ehre, Ruhm, Vermögen; und man bringt es dahin, daß man ihn vermag, den stärksten Widerwillen zu überwinden. Warum verändert man nicht diese Catechismusfrage und setzet eine andere dafür, die der Aufführung gemäß ist, welche man in Ansehung ihrer beobachtet? Denn wenn man mir sagete, man trüge ihren Unterricht in Ansehung dieses Endzweckes jemanden auf: so würde ich die Aeltern fragen, ob sie sich denn auch so auf die Lehrmeister verließen, welche die weltlichen Wissenschaften lehreten, ohne daß

sie

sie sich von deren Fähigkeit versichert hätten, ohne daß sie auf ihren Fortgang Acht gäben, und ohne daß sie sich wegen ihres Erfolges beunruhigten?

Noch mehr, ich arbeite nun seit zwölf Jahren, ihre Kinder zu Folge dieser Antwort des Catechismus zu unterrichten. Was habe ich dabey gewonnen? Einige durch ungestümes Anhalten entrissene Unterzeichnungen auf meine herausgegebenen Schriften, den Ruhm, ich sey eine lächerliche Scheinehrbare oder **Prüde**, die eine neue Regel machen und gar zu strenge Ausübungen erfinden will, die nicht für Standespersonen gemacht sind, welche in der großen Welt leben sollen. Hat denn aber Gott Sie und Ihre Kinder auf die Erde gesetzet, damit Sie in der großen Welt leben sollen? Erklären Sie entweder diese Antwort des Catechismus förmlich für eine Unwahrheit, oder räumen Sie ein, daß, anstatt daß ich zu viel davon sagen sollte, ich noch nicht genug davon sage. Damit Sie sich davon überzeugen, so denken Sie diesen Worten etwas nach.

Gott hat Sie auf die Welt gesetzet, damit Sie ihn erkennen sollen. Glauben Sie denn, daß diese göttliche Erkenntniß weniger

Zeit, weniger Sorgfalt, weniger Fleiß erfordere, als die Erlernung der Sprachen, der Musik, des Tanzens u. d. g.? Antworten Sie mir, Sie Hausväter und Hausmütter, die Sie so sorgfältig sind, die Naturgaben Ihrer Kinder anbauen zu lassen. Haben Sie mir als einer Sittenlehrmeisterinn solche anvertrauet? Ich habe mich wohl vorgesehen, daß ich einen solchen Titel nicht angenommen; ich würde Hungers gestorben seyn. Ich habe mich in und unter die Titel einer französischen Sprachmeisterinn, einer Lehrmeisterinn der Historie und Geographie verhüllen müssen.

Allein, es ist nicht genug, daß man sich nur von demjenigen unterrichte, was man glauben soll; man muß auch wissen, was man thun soll, damit man Gotte diene. Sie werden ihm niemals so dienen, wie es seyn muß, wofern Sie nicht durch das Nachdenken über das Evangelium von der Reinigkeit seiner Sittenlehre, von der Nothwendigkeit ihrer Ausübung, sich völlig überzeuget haben. Aus Mangel dieser Ueberzeugung führen Sie alle Augenblicke die Gebräuche und die Grundsätze der Welt an, damit Sie den Gebothen des Evangelii ausweichen oder sie kraftlos machen.

Man

Man hat mir tausendmal gesaget: Sie wollen also, daß wir allem entsagen sollen? Dieß ist die ewige Leyer; denn man möchte gern Gott und die Vergnügungen mit einander vergleichen, als wenn Jesus Christus nicht ausdrücklich gesaget hätte: **Niemand kann zweenen Herren dienen.** Ich habe diesen Ausspruch nicht gethan, sondern derjenige, der Sie erschaffen hat, und welcher das Recht besitzt, über ein Leben zu schalten und zu walten, welches ihm zugehöret. Warum scheint aber dieser Ausspruch hart zu seyn? Weil man nicht das Ziel erwägt, wozu uns die Erkenntniß, der Dienst und die Liebe Gottes führen; nämlich das ewige Leben, die ewige Seligkeit. Kann man wohl bey sich anstehen, viel eher das Mehrere, als das Wenigere, zu thun, damit man zu einem solchen Endzwecke gelange? Man vervielfältiget die Vorsichtigkeiten, wenn von zeitlichen Geschäfften die Rede ist. Man will lieber zwanzig oft unnütze Maaßregeln nehmen, als es an einem einzigen Punkte fehlen lassen. Nur bey der Gelangung zum ewigen Leben will man sich auf das einschränken, was genau nothwendig ist, und bedenket nicht, daß man fast allezeit verfehlet, das Ziel zu erreichen, wenn man nicht weiter zielet.

Ich ermahne meine Leserinnen, sich von diesen großen Wahrheiten völlig zu überreden, ehe sie mein Werk lesen: alsdann werden sie mich nicht beschuldigen, daß ich jungen Leuten gar zu strenge Pflichten vorgestellet habe. Fährt man indessen dennoch fort, sie so zu finden: so halte man sich deswegen an Jesum Christum. Er hat das Evangelium geprediget: ich habe nur meine Schülerinnen vermocht, darauf Acht zu haben.

Ich erinnere die Welt hier, daß sie nicht die Originale von meinen sich unterredenden Personen suche. Sie sind weder so gut, noch so böse, als ich sie hier abschildere. Ich habe den Grund der Gemüthsarten meiner Schülerinnen genommen, mich aber dabey nicht dem Zwange unterworfen, nichts weiter zu sagen, als das, was unter ihnen und mir vorgegangen ist. Ich habe auf einen wirklichen Grund gestickt und ihn verbrämet; also mache man keine boshafte Anwendungen. Ueber dieses so haben viele von diesen Namen keine Herren; es sind erdichtete Personen.

Es finden sich zwo oder drey Stellen, wo man mich beschuldigen könnte, ich hätte die Regel aus den Augen gesetzet, die ich

ich mir wegen der Religion vorgeschrieben hatte. Allein, das wird nur geschehen, wenn man nicht darüber nachdenket. Es ist eine andere Sache, von der Religion mit meinen Schülerinnen reden, und eine andere, sie rechtfertigen, wenn man sie solche verleumden lehret.

Bethen Sie die Bilder an, wie man von den Papisten saget, daß sie es thun? sagete eine von ihnen zu mir, die solches zu Hause sagen gehöret hatte. Man erkennet wohl, daß mein Stillschweigen ärgerlich gewesen wäre. Ich mußte antworten; und ich habe es durch die Versicherung gethan, daß meine Kirche verleumdet würde, daß sie vor der Abgötterey einen Gräuel hätte; und ich betheurete dabey, ich glaubete in den Bildern weder irgend eine Gottheit, noch irgend eine Tugend; die Ehre, die ich ihnen erwiese, bezöge sich nur gänzlich auf den Gegenstand, welchen sie vorstelleten; ich that nichts weiter, als daß ich die Lehre der römischen Kirche wiederholete, so wie sie in allen Catechismen steht. Wenn meine Schülerinnen geglaubet hätten, ich wäre fähig, eine Religion zu bekennen, worinnen man die Abgötterey duldete, so waren sie gar zu gut un-

terrichtet, als daß sie mich nicht eben so wohl, als meine Unterweisungen, würden verabscheuet haben. Hätten die Aeltern oder andere ihnen nicht drey oder vier Fragen von der Art eingeblasen: so würde ich nicht darauf geantwortet haben, wie das Gewissen, die Ehre, die Gerechtigkeit und die Wahrheit mich zu thun zwangen.

Verfolg des Magazines
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer.

Der I Tag.

Madem. Gut.

Fräulein Charlotte, fahren Sie mit der Geschichte des neuen Testamentes fort. Vorher aber, meine Fräulein, wollen wir unsere Herzen zu Gott erheben; wir wollen, wegen der Göttlichkeit der heiligen Schrift, ein andächtiges Werk thun; wir wollen mit Inbrunst um die Erleuchtung des heiligen Geistes ansuchen, damit wir von demjenigen einen Nutzen haben, was wir hören werden. Hieran muß man es niemals ermangeln lassen, ehe man das heilige Evangelium liest. Wir haben Gottes Beystand zu aller Zeit nöthig, vornehmlich aber, damit wir uns sein Wort zu Nutze machen. Ohne diesen Beystand würde es nur unsere Ohren rühren und nicht in unser Herz kommen. Erinnern Sie sich, das Wort Gottes ist niemals ohne Wirkung; es verhärtet diejenigen,

nigen, die es nicht bekehret. Lassen Sie uns vor Furcht zittern, wir möchten es diese erschreckliche Wirkung bey uns hervorbringen sehen.

Fräulein Charlotte.

Es lebete zu der Zeit ein römischer Kaiser, mit Namen Augustus. Dieser ließ ein Geboth ausgehen, es sollte alle Welt geschätzet werden; er befahl nämlich, es sollten alle Leute in seinem ganzen Lande gezählet werden. Dazu mußte nun ein jeder nach dem Orte und der Stadt gehen, wo seine Familie eigentlich her war, und daselbst seinen Namen aufschreiben lassen. Nach diesem Befehle macheten sich auch Joseph und Maria aus der Stadt Nazareth auf den Weg und giengen in das jüdische Land, nach der kleinen Stadt David, welche Bethlehem hieß, damit sie sich daselbst aufschreiben ließen. Denn sie waren beyde von dem Hause und Geschlechte Davids. Maria gieng damals hoch schwanger. Als sie nun dahin kamen, so fanden sie keinen Raum mehr in der Herberge; denn es waren viele Fremde da, und man sah gar wohl, daß Joseph und Maria arm waren: daher wollte sich niemand ihrentwegen einiger Bequemlichkeit begeben; und sie mußten sich in einem Stalle behelfen, wo ein Ochs und ein Esel waren. Hier kam nun Maria nieder und brachte einen Sohn zur Welt, welcher zugleich auch des Allerhöchsten, des ewigen Vaters Sohn war. Nicht weit davon waren Hirten auf dem Felde bey ihren Hürden, wo sie auch bey Nacht ihre Schafe hüteten. Auf einmal sahen dieselben einen großen Glanz, welcher rund um sie herum leuchtete; und sie erschracken gewaltig und fürchteten sich sehr. Es kam aber ein Engel zu ihnen und sagete: Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke wiederfah-

ren wird. Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt David. Ich will euch das Zeichen sagen, woran ihr ihn erkennen könnet. Ihr werdet das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen finden. Den Augenblick waren noch viele andere Engel da; die lobeten Gott und sangen: Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen! Mit diesem Gesange fuhren sie wieder gen Himmel; und die Hirten beredeten sich, sie wollten doch hingehen und ansehen, was ihnen der Herr verkündiget hätte. Sie liefen auch hurtig nach Bethlehem und fanden da das Kind in der Krippe. So gleich breiteten sie alles das aus, was ihnen von diesem Kinde gesaget worden. Alle Menschen, denen es zu Ohren kam, wunderten sich über das, was die Hirten sageten. Maria aber behielt alle diese Worte in ihrem Herzen und überlegete sie hin und wieder. Die Hirten giengen wieder hinaus auf das Feld und lobeten und priesen Gott für alles, was sie gehöret und gesehen hatten.

Madem. Gut.

Gestehen Sie nur, meine lieben Fräulein, daß diese Historie recht schön ist. Lassen Sie uns aber nicht vergessen, die wichtigen Betrachtungen zu machen, die sie veranlasset. Lassen Sie uns hören, Fräulein Maria, was für gute Gedanken solche in Ihrem Geiste erreget hat.

Frl. Maria.

Maria und Joseph jammern mich recht, daß sie nicht ein armseliges kleines Kämmerchen gefunden, wo sie hätten schlafen können, und daß sie genöthiget gewesen, in einen Stall zu dem Viehe zu gehen. Das ist fest ausgemacht, ich will mein ganzes Lebenlang mit

den Armen ein großes Mitleiden haben. Wenn ich welche sehen werde, so werde ich mich allezeit dieser Geschichte erinnern und sagen: Jesus war arm, wie diese Leute; ich will ihnen aus Liebe zu ihm, und als wenn er es selbst wäre, beystehen.

Fräul. Sturm.

Allein, meine liebe Gut, die Wunderwerke kosten Gotte ja nichts; und er schickete ja auch Engel zu den Hirten; warum that er denn nicht ein Wunder, damit er den Leuten zu Bethlehem zu erkennen gäbe, diese arme Frauensperson, welche sie nicht aufnehmen wollten, würde seinen Sohn, den Schöpfer des Himmels und der Erde, zur Welt bringen?

Madem. Gut.

Ich habe Ihnen schon gesaget, meine lieben Kinder, Jesus Christus kam auf die Welt, damit er nicht allein unser Heiland und Erlöser, sondern auch unser Lehrer und unser Muster sey; das ist, damit er uns durch sein Wort und sein Beyspiel unterrichte. Die Welt, welche Christi Feindinn ist, hat ein Grauen vor der Armuth und den Armen. Sie saget, diejenigen sind glücklich, welche viel Geld und alle ihre Bequemlichkeiten haben; welche in schönen Häusern wohnen; welche eine große Anzahl Gesinde halten können. Jesus hingegen wird uns bald sagen: Selig sind die Armen, selig sind, die da Leid tragen, die da verfolget, geschmähet werden. Ehe er uns aber diese großen Wahrheiten durch sein Wort lehret, so lehret er sie uns inzwischen durch sein Beyspiel. Er wählet, wie ich schon angemerket habe, eine arme Mutter, einen Stall zu seinem Pallaste, arme Hirten zu seinen ersten Anbethern. Er scheint uns dadurch zu sagen: Scheuet die Armuth und das Leiden nicht,

ihr, die ihr meine Kinder, meine Jünger, meine Lieblinge seyd. Wenn der Reichthum und die Vergnügungen wahre Güter wären, so würde ich sie meiner Mutter und Josephen gegeben haben; ich würde diese Hirten, welche mir wegen ihres unschuldigen Lebens angenehm waren, auf einmal reich gemacht haben; ich würde ihnen die Mittel gegeben haben, daß sie nicht die Nacht auf dem Felde hätten zubringen und allem Ungestüme und aller Rauhigkeit der Luft hätten ausgesetzet seyn dürfen. Ich sage es aber noch einmal, der Reichthum und die Vergnügungen sind keine wahre Güter, und meine Jünger, das ist die Christen, sollen sich nicht daran hängen.

Frl. Verständig.

In Wahrheit, meine liebe Gut, Sie machen, daß ich zittere und bebe. Ich bin keine wahre Christinn; es giebt auch keine oder fast gar keine in der Welt. Wer sind diejenigen, die das lieben und hochschätzen, was Jesus geliebet und hochgeschätzet hat?

Madem. Gut.

Beynahe kein Mensch, mein Schatz. Die Liebe zu den falschen Gütern hat sich aller Herzen bemächtiget. Sie aber, die Sie noch jung sind, eilen Sie, daß Sie wahre Jüngerinnen Christi werden. Sie sind reich; werden Sie dadurch geistlich arm, daß Sie sich nicht an diese falschen Güter hängen. Wünschen Sie deren ja nicht noch mehr, beneiden Sie das Schicksal derjenigen nicht, die reicher sind, als Sie, sondern zittern Sie vielmehr, daß Sie nicht würdig gefunden worden, arm zu seyn. Diese großen Lehren des Christenthumes müssen sich in Ihren Herzen dergestalt fest setzen, daß die vergifteten Reden der Weltleute sie nicht daraus vertilgen können.

Igfr. Eitelfreundinn.

Es kömmt mir ein sonderbarer Gedanken ein, meine liebe Gut. Wenn Sie jemand hörete, so würde er sagen, Sie wollten uns zu Pietistinnen, zu Herrnhutherinnen machen und Heilige aus uns bilden. Bedenken Sie also, daß wir bestimmet sind, in der Welt zu leben; und man würde sich nur über uns aufhalten, wenn wir nicht so redeten, wie andere Leute reden.

Madem. Gut.

Ich weis nicht, was man unter den Pietistinnen und Herrnhutherinnen eigentlich versteht, mein Schatz. Wenn man aber diesen Namen denjenigen giebt, welche den Lehrsätzen des Evangelii genau folgen wollen, so muß man eine Pietistinn oder Herrnhutherinn seyn, oder in die Hölle gehen; wählen Sie! Wenn es auf mich ankömmt, so will ich gewiß Heilige aus Ihnen bilden; und das wird doch nicht verhindern, daß Sie in der Welt nicht als Standesfräulein leben sollten. Man muß Sie nicht so wohl durch Ihre Reden, als vielmehr durch Ihr Thun und Lassen, durch Ihre Gedanken und Begierden, von andern unterscheiden. Wenn sich die Welt über Sie aufhält, weil Sie als Christinnen leben; wenn sie saget, Sie hätten keinen Verstand; wenn sie Sie verachtet: nun wohl, das ist unserm Herrn Christo auch begegnet. Sind Sie nicht gar zu glücklich, wenn Sie Ihrem Herrn gleichen? Was haben Sie für Betrachtungen gehabt, Fräulein Luise?

Frl. Luise.

Ich bewundere es, wie die Vorsehung mit den Anschlägen der Menschen spielet und das Mittel findet, sie zu ihrer Verherrlichung und zu ihren Absichten dienen zu lassen. Gott hatte von Ewigkeit her beschlossen,

sen, Jesus Christus sollte in der Stadt Bethlehem geboren werden; die Propheten hatten es also geweissaget. Indessen lebeten doch Joseph und Maria ziemlich weit von dieser Stadt; und es war, ohne einen ausdrücklichen Befehl von Gotte, nicht natürlich, daß Maria suchen sollte, daselbst nieder zu kommen. Giebt ihr denn nun Gott diesen ausdrücklichen Befehl? Nein, gar nicht. Gott folget fast immer der Ordnung der Natur. Er nimmt seine Zuflucht zu keinem Wunderwerke, sondern wendet die Begebenheiten des Lebens an, welche das wenigste Verhältniß damit zu haben scheinen, daß solches geschehen muß. Die Schätzung des Volkes, nach des Kaisers Augustus Absichten, ist ein Werk seiner Eitelkeit oder seiner Staatsklugheit, und vielleicht aller beyder zusammen. Gott bedienet sich dessen, damit er Josephen und Marien an den Ort brächte, wo der Messias sollte geboren werden, und dasjenige erfüllet würde, was die Propheten davon vorher gesaget hatten.

Madem. Gut.

Ihre Betrachtung ist vortrefflich, mein Schatz, und wir fühlen uns in den verschiedenen Begebenheiten des Lebens nur bloß deswegen beunruhiget, weil wir solche Betrachtung nicht oft machen. Gönnen Sie mir recht alle Ihre Aufmerksamkeit, meine lieben Fräulein; was ich Ihnen sagen will, ist von der äußersten Wichtigkeit. Wir sageten vor einiger Zeit, Gott hätte uns erschaffen, daß wir glückselig seyn sollten; wie kann aber diese Glückseligkeit mit der Bosheit der Menschen bestehen, welche uns sehr oft zu schaden suchen? Ich bin mit Ihnen einig, daß sich die meisten, die um uns sind, wider unsere Glückseligkeit verbinden: ich behaupte aber auch zu gleicher Zeit, daß alle ihre

Bemühungen ohnmächtig sind. Vor einigen Jahren wurde ein sehr rechtschaffener Mann von einer abzehrenden Krankheit befallen, wovon alle Aerzte nichts verstunden. In diesem Zustande laurete ihm ein Mensch, der sein Feind war, des Abends in dem Winkel einer Straße auf, um ihn zu ermorden, und stieß ihm seinen Degen durch den Leib. Jungfer Schönichinn, sehen Sie dieses nicht als ein Unglück für diesen armen Mann an?

Jgfr. Schönichinn.

Ganz gewiß, meine liebe Gut; es ist allezeit ein Unglück, wenn man mit einem Degen gestochen wird.

Madem. Gut.

Gar nicht, mein Schatz. Die Krankheit dieses Mannes war ein Geschwür an der Leber, woran er in kurzer Zeit hätte sterben müssen. Dieser Stich eröffnete das Geschwür und machete ihn ganz gesund. Bemerken Sie zweyerley bey dieser Begebenheit, meine Fräulein: das Verbrechen des Meuchelmörders, welcher seinen Feind tödten will, und die Art und Weise, wie Gott den Stich lenket, damit er diesem Manne das Leben erhalte. Eben so verhält es sich mit allen Begebenheiten des Lebens, welche am verdrüßlichsten zu seyn scheinen. Gott läßt die zweyten Ursachen frey handeln und lenket sie stets zum Besten derjenigen selbst, denen die Menschen schaden wollen.

Frl. Heftig.

Sehr wohl, meine liebe Gut: allein, die Degenstiche, welche die Geschwüre eröffnen, sind sehr selten, und die, welche tödten, sehr gemein. Wenn dieser Mensch, der seinem Feinde die Leber durchstach, ihm dafür das Herz durchstochen hätte; was würden Sie gesaget haben? Würden Sie uns wohl überreden wollen,

len, diese Begebenheit wäre für den Todten glücklich gewesen?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz, ich würde es Ihnen nicht sagen: Jesus Christus aber wird es Ihnen in dem Evangelio sagen. Fürchtet euch nicht vor denen, saget er zu uns, die den Leib tödten können. Die Furcht ist eine natürliche Bewegung, eine Leidenschaft, die Gott in uns geleget hat, damit wir alles dasjenige vermeiden, was uns schaden kann. Gott kann sich selbst nicht widersprechen, und nicht zu gleicher Zeit wollen, daß wir uns vor dem Uebel fürchten und nicht fürchten sollen. Er saget uns, wir sollen uns nicht vor dem Tode fürchten: der Tod ist also kein Uebel. Einen Stich mit einem Degen erhalten ist kein Unglück; und wenn Gott zuläßt, daß ein solcher Stich einen Menschen tödtet, so ist es ganz gewiß, der Tod war für diesen Menschen besser, als das Leben. Vielleicht war er auf dem Punkte, einer Versuchung unterzuliegen, oder Beschwernisse zu erfahren, wider welche sein Muth nicht stark genug gewesen seyn würde. Ich erinnere mich eines Gedankens, welcher mich bey dem Tode meiner Mutter rührete. Ich war nur erst eilf Jahre alt, und gleichwohl gab mir die gute Erziehung, die ich erhalten hatte, sehr richtige Gedanken ein. Meine Mutter zersprengete sich bey der besten Leibesbeschaffenheit, bey der stärksten Gesundheit, eine Ader im Spielen, und starb ohne Krankheit, nachdem sie alle ihr Blut verloren hatte. Jedermann beklagete sie; nur ich nicht. Wir waren einer großen Armuth sehr nahe; und ich behaupte stets, der Tod meiner Mutter war eine glückliche Begebenheit für sie; weil er sie dem Schmerze entriß, den ihr die Zerstreuung ihrer Kinder und die Un-

möglichkeit, sie nach ihrem Stande an zu bringen, würde verursachet haben.

Jgfr. Landmänninn.

Ich räume das ein, meine liebe Gut; allein, war denn also das Leben, welches Ihnen Gott ließ, ein Uebel für Sie, nach diesem Grundsatze, weil Sie denen Uebeln ausgesetzet blieben, die Sie für unerträglicher halten, als den Tod?

Madem. Gut.

Sie kamen mir so vor: das ist aber kein Beweis, daß sie es auch wirklich waren; und die Folge hat mir gezeiget, daß diese Armuth, die ich so fürchterlich fand, die Mutter meiner Geschicklichkeiten, und aller meiner Brüder und Schwestern ihrer gewesen. Seyn Sie denn also versichert, meine Fräulein, alle Begebenheiten sind in den Händen Gottes, der sie zur Erfüllung seiner Absichten bey seinen Geschöpfen dienen zu lassen weis; wie er des Kaisers Augustus Eitelkeit zur Erfüllung der Prophezeyungen dienen ließ. Und dieser Gewißheit zu Folge lassen Sie uns mitten unter den allerverdrüßlichsten Zufällen geruhig seyn; weil sie von der Hand eines unendlich gütigen und weisen Vaters angewendet werden. Fräulein Lucia, hat Ihnen das Evangelium, welches wir wiederholet haben, nichts eingegeben?

Frl. Lucia.

Eine große Ehrerbiethung gegen die Befehle meiner Obern. Jesus Christus lehret uns schon selbst vor seiner Geburt, wir müßten unsern Herren gehorchen, so boshaft sie auch seyn möchten. Denn er giebt seiner Mutter und Josephen ein, dem ausschweifenden Befehle des Kaisers Augustus zu gehorchen, welcher sich nicht scheuet, zur Befriedigung seiner Grille,

le, fast das ganze Land zu beunruhigen, indem er eine grosse Anzahl Personen nöthiget, beschwerliche Reisen zu thun, welche die Geschäffte der Armen ungemein in Unordnung bringen mußten.

Madem. Gut.

Diese Betrachtung ist auch noch sehr wichtig. Bemerken Sie hier, meine Fräulein, eines der schönsten Kennzeichen der christlichen Religion, ein Kennzeichen, welches deren Göttlichkeit beweist. Sie errichtet und erhält die gute Ordnung in der Welt, indem sie uns ein unverbrüchliches Gesetz aus dem Gehorsame machet, den wir unsern Herren schuldig sind. Was für ein ruhiger Aufenthalt würde doch die Erde seyn, wenn sie nur von Christen bevölkert wäre!

Frl. Sophia.

Europa ist ganz von Christen bevölkert: indessen ist es doch nicht ruhiger, als die andern Theile der Welt.

Madem. Gut.

Haben Sie schon vergessen, mein Schatz, was es heißt, ein Christ seyn? Und wenn Sie sich dessen noch erinnern, getrauen Sie sich da wohl, zu sagen, Europa sey von Christen bevölkert? Ich wiederhole es, mein Kind, und ich werde es bis an mein letztes Ende wiederholen: alle diejenigen, welche sagen, ein herzhafter Mann müsse keine Beschimpfung ertragen, er sey verunehret, wenn er sich nicht räche, sind keine Christen; diejenigen, welche glauben, reich seyn, angesehen seyn, geehret seyn, sey glückselig, sind keine Christen; diejenigen, welche sich nur zu belustigen denken, die vom Morgen bis auf den Abend nur mit den Mitteln beschäfftiget sind, sich Zeitvertreibe zu verschaffen, sind keine Christen; die Geizigen, die Verschwender, die Afterredner, die Gefräßigen, die Faulen,

len, die Wollüstigen sind keine Christen; und nur bloß deswegen, weil alle diese Leute keine Christen sind, ist die Erde ein trauriger und elender Aufenthalt.

Frl. Sophia.

Nun wohl, zum Exempel, meine liebe Gut, ich bin Ihren Meynungen fast in allem zuwider. Sie sageten nur erst vor einem Augenblicke, Gott lenkete durchaus alles das, was sich zutrüge. Ich glaube es, wie Sie, bey Sachen von Wichtigkeit. Allein, mein Handschuh fällt auf die Erde; soll ich da denken, Gott habe damit zu thun? Ich spiele mit meinen Schwestern in der Karte; ich gewinne ihnen ein Paar Groschen ab: hat ihnen da Gott üble und mir gute Karten zugeschickt? Das heißt Gott erniedrigen, wenn man ihn mit solchen Lappereyen belästiget *). Sie sagen jetzt, die Erde sey ein trauriger und elender Aufenthalt, und ich finde sie als einen so angenehmen Ort, daß, wenn mir Gott meinen Willen ließe, ich kein anderes Paradies haben möchte, als darinnen so zu leben, wie ich jetzt darinnen bin.

Madem. Gut.

Stopfen Sie Ihre Ohren zu, meine Fräulein, damit Sie solche Gotteslästerungen nicht anhören; oder lassen Sie uns vielmehr alle zusammen unsere Herzen zu Gott erheben und ihn ernstlich anflehen, daß er doch Erbarmen mit der Blindheit dieses armen Kindes haben wolle. Ja, mein Schatz, Sie sind in dem mit-

leidens-

*) Man erzittert über diese Rede. Zum Unglücke aber ist sie keine Erdichtung, saget die Verfasserinn. Sie ist mir von Worte zu Worte vorgebracht worden. Ein Frauenzimmer hat sich über mich aufgehalten, weil ich ihr sagete, sie müßte Gott um gutes Gesinde bitten. Indessen wird sie doch für gottesfürchtig gehalten.

leidenswürdigsten Zustande. Arme Unvernünftige! die, wenn es ihr möglich wäre, dem Besitze ihres Gottes entsagen wollte, die an seiner Vorsehung zweifelt! Sie setzen mich aber, selbst in dem Augenblicke, wo Sie mich erzittern lassen, nicht in Erstaunen. Das Vergnügen ist Ihr Abgott. Ob Sie gleich noch in dem zartesten Alter sind, so haben Sie sich doch demselben mit einer solchen Heftigkeit ergeben, daß es schon Ihr natürliches Licht des Verstandes verdunkelt, und alle Begriffe der Gottesfurcht in Ihrem Herzen ausgelöschet hat. Glauben Sie nicht, armes Kind, daß der Verdruß darüber, daß ich Sie einer andern Meynung sehe, als ich bin, Ihnen diese Verweise zuzieht. Ich habe nicht von mir selbst geredet; und was Sie meine Meynungen nennen, das sind Christi Lehren. Antworten Sie mir nichts darauf, mein Schatz; ich sehe Sie gedemüthiget: Sie sind aber weder gerühret, noch überzeuget. Alle diese Fräulein und ich, wir wollen Gott bitten, daß er sie erleuchte. Thun Sie eben das, arme Blinde, arme Unvernünftige! — Fräulein Verständig, wo bin ich geblieben? Was ich gehöret habe, hat meinen Kopf dergestalt verwirrt gemacht und mein Herz so verwundet, daß ich nicht mehr weis, was ich Ihnen zu sagen hatte.

Frl. Verständig.

Sie sageten uns, meine liebe Gut, das Beyspiel Jesu Christi, welcher dem Kaiser Augustus gehorche, lehre uns, daß wir uns den Königen, den obrigkeitlichen Personen und andern, die in Aemtern stehen, unterwerfen müssen.

Jgfr. Francisca.

Aber gesetzt, meine liebe Gut, es käme ein König, welcher die Götzen anbethete, und welcher mich zwingen

gen wollte, ich sollte sie ebenfalls anbethen; müßte ich diesem Könige auch gehorchen? Würde es nicht besser seyn, daß man sich wider diesen bösen Menschen auflehnete und ihn todt machete, wenn man könnte?

Madem. Gut.

Wir sind nur verbunden, den Fürsten zu gehorchen, weil sie uns Gott auf Erden vorstellen. Sie hören auf, ihn vorzustellen, wenn sie uns zwingen wollen, Gotte ungehorsam zu seyn; und folglich ist es uns bloß in dieser Gelegenheit allein erlassen, ihnen nicht zu gehorchen: in allen andern aber muß man ihnen noch immer unterworfen bleiben. Man muß aber deswegen nicht suchen, ihnen Böses zu thun, noch vielweniger sie zu tödten; weil dieses niemals erlaubet ist, es sey auch in was für Umständen es sey.

Igfr. Francisca.

Wie, meine liebe Gut, wenn ich gewiß wüßte, daß ein Mensch recht böse wäre und nur bloß lebete, damit er andern und mir selbst viel Böses thäte; würde es da nicht erlaubet seyn, ihn um zu bringen?

Madem. Gut.

Ich will Ihnen durch ein sinnliches Beyspiel antworten, mein Schatz. Ich verstehe mich auf die Physiognomie, oder die Kunst, etwas aus den Gesichtern zu erkennen. Indem ich Sie nun steif ansehe, so werde ich gewahr, Sie werden dereinst recht boshaft seyn; oder wenn das nicht ist, so glaube ich doch, ich sehe es. Ich will also mein Messer nehmen und Sie umbringen, damit ich allem dem Uebel vorbeuge, welches Sie dereinst thun können. Glauben Sie wohl, ich thue ein gutes Werk, wenn ich Sie tödte?

Jgfr. Francisca.

Nein, gewiß nicht, meine liebe Gut. Sie irren sich, wenn Sie glauben, ich werde recht böse seyn. Ich rede nur von einem gesetzten Falle; ich rede nur von einem Menschen, der wirklich viel Böses thäte, und von dem sage ich, man könne ihn wohl tödten *).

Mademoiselle Gut.

Hören Sie wohl zu, meine lieben Kinder; es giebt gewisse zum Besten der menschlichen Gesellschaft errichtete Regeln, von denen man sich nicht anders würde entfernen können, als wenn man die Ordnung und Sicherheit dieser Gesellschaft umkehrete. Die vornehmste davon ist diese, daß wir über das Thun und Lassen unsers Nächsten nicht Richter sind, und noch weit weniger über unserer Obern ihres. Es kömmt den Gesetzen und nicht uns zu, sie zu bestrafen, wenn sie böse sind. Wenn ein jeder das Recht hätte, diejenigen zu bestrafen, die er für böse hält: so müßten wir in die Wälder flüchten und unter den Bären leben. Wir

*) Man muß sich nicht wundern, daß die Verfasserinn diese Frage abhandelt. Es ist die Wiederholung einer Frage, die wirklich von ihren Schülerinnen an sie gethan worden und wovon sie also auch mußten unterrichtet werden, vornehmlich in England, wo die Kinder ihre Aeltern das Thun und Lassen des Königes und seiner Staatsbedienten öffentlich tadeln und mit einer Frechheit davon reden hören, welche einem jeden ein Grausen erwecken muß, der nur einige Liebe zur Ordnung hat. Das nennet man englische Freyheit. Ungeachtet dergleichen nun in Deutschland so öffentlich eben nicht geschiehet: so höret man doch zuweilen hier und dar im Stillen nicht viel bessere Sätze vorbringen; und es ist daher gut, daß auch Frauenzimmer richtige Begriffe davon bekommen. Aus diesem Grunde hat man denn solche Frage auch hier nicht weglassen mögen.

Wir würden daselbst weit sicherer seyn, als in den Städten. Der rechtschaffenste Mensch von der Welt ist in Gefahr, für einen boshaften Menschen von einem fanatischen angesehen zu werden, welcher folglich glauben wird, er thue ein gutes Werk, wenn er ihn tödte. Wir wollen es Gotte und den Gesetzen überlassen, die Bösen zu bestrafen, und nur darauf denken, daß wir nicht selbst böse seyn. Wollen Personen, die über uns sind, uns nöthigen, Böses zu thun: so lassen Sie uns mit Ehrerbiethung, aber festem Muthe, wie die Apostel, zu ihnen sagen: Urtheilen Sie selbst, ob es nicht billiger sey, Gotte zu gehorchen, als Ihnen. Alles Uebel, was uns am ärgsten wegen dieser Antwort wiederfahren kann, ist, daß man uns übel begegne: das ist aber kein wirkliches Uebel. Das Verbrechen, welches derjenige begeht, der uns unverdienter Weise übel begegnet, kann uns niemals berechtigen, auch ein Verbrechen dadurch zu begehen, daß wir ihm übel begegnen. Dieß ist der Grund des Christenthumes, meine Kinder; dieß beweist die Göttlichkeit desselben. Ich werde aber Gelegenheit haben, in der Folge noch weiter mit Ihnen davon zu reden. Ich werde auch dasjenige wieder vornehmen, was ich nur im Vorbeygehen von der göttlichen Vorsehung berühret habe, wenn wir auf die Lehren kommen werden, die uns Christus davon im Evangelio giebt. Unsere Betrachtungen haben uns gar zu weit geführet, meine Fräulein; wir müssen den Verfolg des heiligen Evangelii bis auf das nächste Mal verschieben und jetzo von etwas anderm reden.

Frl. Maria.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich Ihnen ein Wort sage. Neulich kam ein Herr zu meinem

Papa

Papa und speisete den Mittag mit uns. Man bath mich, ich möchte einige von Ihren Lehren wiederholen. Zum Unglücke redete ich von den Wirkungen der Electricität; und dieser Herr meynete, es wäre lächerlich, daß man uns mit dergleichen Sachen unterhielte. Ich bemühete mich, vernünftige Gründe zu suchen, welche Sie bewogen hätten, eine solche Materie zu einer von Ihren Lehrstunden zu wählen: ich habe aber niemals einen andern finden können, als Ihre Güte, welche Sie ohne Unterlaß die Mittel suchen läßt, uns die Zeit zu vertreiben; und ich gestehe es Ihnen, dieser Bewegungsgrund schien mir nicht hinlänglich zu seyn, dasjenige zu beantworten, was dieser Mann sagete, dessen Critik mir im Grunde vernünftig vorkam. Denn kurz, was für Vortheil werden wir in unserm Leben davon genießen, daß wir die Wirkungen der Electricität haben kennen lernen? Mich dünket, bey dem ersten Anblicke, dieß könne uns eben keinen Nutzen verschaffen. Ich bin aber doch gleichwohl überredet, meine liebe Gut, daß diese Bewegungsgründe, die ich nicht habe finden können, vorhanden sind. Sie haben eine andere Absicht gehabt, als uns zu belustigen; das bin ich versichert. Denn ich weis, Sie sind eine vernünftige Person, die nichts ohne einen hinlänglichen Bewegungsgrund thut.

Madem. Gut.

Sie erweisen mir mehr Ehre, als ich verdiene, mein Schatz. Es begegnet mir nur gar zu oft, daß ich nicht so handele, als Sie vermuthen, daß ich es allezeit thue. Fragen Sie nur einmal das Fräulein Verständig. Ist es nicht wahr, mein Schatz, ich thue oftmals etwas, wovon Sie nicht den geringsten vernünftigen Grund sehen?

Frl. Verständig.

Sie sind doch recht fein, meine liebe Gut; und ich sehe gar wohl, wo Sie damit hin wollen: gleichwohl aber werde ich nichts sagen; und ich antworte Ihnen nur auf mein Gewissen, daß ich dem Fräulein Maria ähnlich bin. Ich habe so vielmals gesehen, daß ich mich betrogen, wenn ich geglaubet habe, Sie thäten etwas ohne Grund, daß ich jetzo allezeit vermuthe, Sie haben einen vernünftigen Bewegungsgrund, wenn ich ihn gleich nach der reifsten Untersuchung nicht wahrnehme. Sie werden mir sagen, dieß sey wider unsere Grundsätze, man müsse sich auf keines andern Vernunft verlassen; und ich werde Ihnen antworten, die lange Erfahrung, die ich von Ihren Einsichten und von Ihrer Güte gehabt habe, überhebt mich einer so strengen Untersuchung in Ansehung Ihrer.

Madem. Gut.

Frisch, meine Kinder, Sie verderben mich nicht übel durch Ihre Lobsprüche. Indessen bin ich doch über die gute Meynung erfreut, die Sie von mir haben, weil sie mir Ihr gutes Herz beweist. Ich gestehe es so gar mit Ihnen, man könne nach einer langen Erfahrung schon richtige Bewegungsgründe bey einer Person voraus setzen, die man für erleuchtet und von Vorurtheilen frey hält; indessen wiederhole ich es, man muß sich nur mit Vorsicht darauf verlassen. Haben Sie es errathen, Fräulein Luise, warum ich diese Anmerkung gemacht habe?

Frl. Luise.

Ich denke ja. Die Vernunft verbindet uns, daß wir uns auf die Hochachtung beziehen, welche uns eine lange Erfahrung von Ihren Einsichten beygebracht hat, und daß wir glauben, Sie haben richtige Bewe-

gungsgründe, wenn wir sie gleich nicht sehen. Es ist sehr lächerlich, wenn wir wider die Vorsehung murren und wider dasjenige etwas zu sagen finden, was der Höchste thut, weil wir den Grund aller dieser Werke nicht einsehen. Es muß uns genug seyn, daß er unendlich verständig, mächtig und gut ist, damit wir uns allem demjenigen ohne Murren unterwerfen, was er verordnet.

Madem. Gut.

Vortrefflich, mein Schatz. Gotte allein muß man ohne Untersuchung und ohne Vorsicht glauben. Nunmehr will ich die gute Meynung rechtfertigen, welche das Fräulein Maria von mir wegen der Electricität gehabt hat. Ich habe mehr als einen Bewegungsgrund bey der Wahl dieser Materie gehabt. Ich habe Ihren Glauben erwecken, Ihnen eine Verachtung gegen Ihre eigenen Einsichten in Sachen, die den Glauben betreffen, beybringen und Sie von allen denen kindischen Schrecken heilen wollen, worinnen man die Personen unsers Geschlechtes unterhält.

Frl. Sophia.

Was für ein Verhältniß, ich bitte Sie darum, kann doch wohl der Glaube mit der Electricität haben, welche etwas natürliches ist? Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich begreife dieses Verhältniß nicht.

Madem. Gut.

Sagen Sie nur das rechte Wort, mein Schatz, Sie glauben nicht, daß ein Verhältniß da seyn könne; und Sie haben mich schon für lächerlich gehalten, und in Ihrem Herzen verdammet.

Frl. Sophia.

Ach! meine liebe Gut, können Sie das sagen?

Madem. Gut.

Ich kenne Sie, mein Schatz; und wenn Sie mich sehr bäthen, so würde ich Sie sich auch selber kennen lehren und die Zergliederung Ihres kleinen Kopfes vornehmen.

Frl. Sophia.

Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, meine liebe Gut, würde das Gemälde, das Sie von mir machen würden, sehr häßlich seyn?

Madem. Gut.

So ziemlich, mein Schatz. Ihre Eigenliebe wird viel dabey leiden. Ich will Sie zwar wohl vorher deswegen einnehmen: allein, ist nicht diese Eigenliebe, die ich zerschmettern will, Ihre allergrausamste Feindinn, mein Kind? Verderbet sie nicht Ihre natürlichen Einsichten und läßt Sie so urtheilen, wie Sie nur erst vor einem Augenblicke gethan haben? Machet sie Sie nicht bey allen denen unerträglich, die sich Ihnen nahen? Wird sie nicht das Unglück Ihres Lebens ausmachen und Sie in die Hölle führen, wenn Sie es nicht dahin bringen, daß Sie solche zerstören? Ist das nicht ein schönes Thierchen, daß man seiner so schonen sollte?

Frl. Sophia.

Thierchen hin, Thierchen her, so viel Sie wollen, meine liebe Gut. Allein, so wie es ist, so machen dieß Thierchen und ich doch nur eines aus; und Sie können ihm nicht übel begegnen, daß ich nicht zugleich auch alle Streiche empfinde, die Sie ihm versetzen werden. Es thut aber nichts. Ich will Ihnen einmal in meinem Leben auf Ihr Wort glauben; und ob ich gleich nicht gar zu wohl begreife, was für groß Böses mir denn die Eigenliebe thut, so lasse ich mir doch gefallen, daß Sie ihr so begegnen mögen, wie Sie es

für rathsam erachten werden. Ich überlasse sie Ihrer Willkühr; und ich will mich in ein klein Winkelchen verstecken, damit ich nicht das Misvergnügen habe und sie vor meinem Gesichte schmähen sehe.

Madem. Gut.

Ich werde ihr wenigstens kein Quartier geben; ich bin unbarmherzig. Sie haben, mein Schatz, eine hohe Einbildung von sich; die machet, daß Sie Ihre Einsichten für erhabener ansehen, als aller andern Menschen ihre. So bald denselben etwas anstößig ist, so halten Sie es, ohne die geringste Untersuchung, für lächerlich. Sie sind so gar Ihrer eigenen Meynung dergestalt ergeben, daß Sie in Verzweifelung gerathen würden, wenn man Ihnen bewiese, Sie hätten Unrecht; und ein Irrthum von Ihrer Art ist ein geliebter Götze, für den Sie besorget sind, daß man ihn nicht der Wahrheit aufopfere.

Frl. Sophia.

Haben Sie die Gabe, zu weissagen, meine liebe Gut? Ich möchte, nach meiner löblichen Gewohnheit, gern bey mir selbst sagen, ich hätte Recht und Sie hätten Unrecht. Allein, in Wahrheit, das ist nicht möglich, und ich sehe klärlich ein, daß die Vorwürfe gerecht sind, die Sie mir machen. Es ist wahr, ich habe gedacht, es wäre nicht möglich, daß die Electricität unsern Glauben erwecken könne, und ich habe das Wort, ich begreife es nicht, nur aus Höflichkeit gesaget.

Madem. Gut.

Sagen Sie mir, Jungfer Landmänninn, was ist der Glauben?

Jgfr. Landmänninn.

Er ist eine Tugend, welche uns Wahrheiten annehmen läßt, die wir nicht begreifen können.

Madem. Gut.

Was machet den Grund unsers Glaubens aus, mein Schatz, das ist, was verhindert doch, daß es nicht wider die Vernunft läuft, wenn wir uns unbegreiflichen Geheimnissen unterwerfen?

Jgfr. Landmänninn.

Vieles, dünket mich. Das erste ist die Vorstellung, welche uns die Vernunft von einem so großen und so unendlichen Gotte giebt, daß er und seine Werke über unsere Begriffe sind; das zweyte ist die Kenntniß, welche uns die tägliche Erfahrung von unserer Unwissenheit und von unsern eingeschränketen Einsichten giebt, welche nicht zureichen, nur den hunderttausendsten Theil von denen Dingen zu begreifen, die rund um uns sind. Aus diesen beyden Ueberzeugungen entsteht die dritte, und zwar die Nothwendigkeit einer Offenbarung auf der einen Seite, und einer blinden Unterwerfung auf der andern, wenn wir recht versichert sind, daß die Offenbarung von Gotte kömmt.

Jgfr. Zinna.

Nun bin ich von einem Gewissenszweifel geheilet, meine liebe Gut, der mich recht geängstiget hat. Ich befürchtete, ich möchte eine Arianerinn werden, oder vielmehr ich wäre schon eine. Ich will Ihnen die Ursache von dieser Furcht erklären. Ich habe drey Bewegungsgründe, etwas zu glauben. Zum Exempel, ich glaube, Sie sind in diesem Zimmer, weil meine Sinne mich dessen versichern. Ich glaube, meine Mutter ist auf dem Lande, weil meine Schwester mir es saget, und ich sehr wohl begreife, daß solches mög-

lich ist. Denn wenn sie mir sagete, sie wäre zu gleicher Zeit auf dem Lande und hier, so würde ich es nicht glauben, weil solches einen Widerspruch in sich enthielte. Ich glaube, man müsse nicht tödten und nicht stehlen, weil ich begreife, die gute Ordnung erfordere es, und ich finde, dieses Gesetz sey mir ins Herz geschrieben. Da haben sie also den Grund von allem dem, was ich glaube: Meine Sinne, das Zeugniß unverdächtiger Personen in wahrscheinlichen Dingen, und ein gewisses natürliches Licht, das in mir ist. Diese drey Gründe aber fehlen mir in Ansehung der heiligen Dreyeinigkeit; und ich habe zuweilen bey mir selbst gesaget: Wie könnte ich wohl etwas glauben, wovon ich mir keinen Begriff machen kann, und welches sich meinem Geiste nur mit widersprechenden und ungereimten Dingen umgeben vorstellet? Ich mag immerhin sagen, ich glaube es, ich lüge; denn ich begreife es nicht als möglich.

Madem. Gut.

Sie sind nicht die einzige, welche diesen Gewissenszweifel erfahren hat. Es giebt dreyerley Art Leute in der Welt, mein Schatz. Die eine Art hat einen Vorurtheilsglauben, das ist, sie glaubet auf Treu und Glauben ihrer Aeltern. Diese Leute sagen dreist, sie glauben ohne Mühe die Geheimnisse des Christenthumes; weil sie nämlich niemals darüber nachgedacht haben, und weil sie den Namen des Geheimnisses glauben, ohne an den Verstand der Worte zu denken. Sie würden auch eben so leicht die Ungereimtheiten des Korans oder eine jede andere abgeschmackte Sache glauben, welche ihre Aeltern oder ihre Lehrmeister beliebt hätten, ihnen bey zu bringen. Die zweyte Art Leute ist, welche über den Verstand derer Worte nachgedacht

haben, die sie aussprechen, und die in ihrer Seele keine Vorstellung finden, welche demjenigen gemäß ist, was man sie will glauben lassen. Sie geben sich daher vergebene Mühe, einige dergleichen zu erwecken; und weil alle diese Bemühungen unnütz sind, so verzweifeln sie und glauben, sie haben keinen Glauben, weil sie keinen sinnlichen Glauben haben. In dieser beschwerlichen Verfassung geben sie das Glauben gar auf, bringen es durch viele Bemühungen dahin, daß sie die Fackel des Glaubens auslöschen, und haben gar keine Religion mehr. Die dritte Art endlich sind diejenigen, die von den Schranken ihres Geistes überzeuget sind und nur suchen, sich von der Wahrheit der Offenbarung zu versichern. Sind sie aber einmal davon gewiß, so glauben sie alles das, was ihnen die Offenbarung zu glauben befiehlt, ohne Untersuchung, ohne Einsicht und sogar wider ihre Einsicht, bloß deswegen, weil es Gott geoffenbaret hat, der weder sich betriegen noch uns betriegen kann. Ich habe also Ursache gehabt, Ihnen zu sagen, daß alles, was nur dienete, uns zu zeigen, wie eingeschränkt unsere Kenntnisse sind, auch dienete, unsern Glauben zu stärken. Nun machet nichts die gute Vorstellung, die wir von unsern Einsichten haben, mehr zu Schanden, als der Anblick einer solchen Sache, wie die Electricität, wo wir Wirkungen sehen, deren Ursachen auch die geschicktesten Männer kaum muthmaßen. Mich dünket, wenn wir alle diese Wunder sehen, so ist der erste Gedanken, der bey uns aufsteigen muß, dieser: Ich armer blinder und unwissender Mensch! Wie könnte ich doch auf Gottes Wort nur das glauben wollen, was ich begreife, da mein Verstand so gar nicht einmal diejenigen Dinge erreichen kann, die um mich

sind,

sind, und deren Wirkungen mir in die Sinne fallen!

Ich habe Ihnen gesaget, einer von denen Bewegungsgründen, die mich vermocht haben, mit Ihnen von der Electricität zu reden, sey die Begierde gewesen, Sie von den thörichten Vorstellungen von Hexereyen, Verblendungen und dergleichen zu heilen. Findet sich wohl etwas, das einer Verblendung ähnlicher ist, als die Wirkungen dieser physischen Erscheinung? Man empfindet einen Schlag, und sieht doch keinen, der den Schlag thut; man sieht Feuer aus seinem Leibe herausfahren, es diejenigen brennen, die uns anrühren, und empfindet doch selbst nicht die geringste Hitze; es kömmt nichts dabey vor, was nicht der Zauberey ähnlich sieht; und indessen geht doch alles ganz natürlich dabey zu.

Jgfr. Lucia.

Aber kurz, meine liebe Gut, Sie haben uns die Erklärung dieser Wunder versprochen.

Madem. Gut.

Ich habe Ihnen Muthmaßungen versprochen, mein Schatz, das ist, die Meynungen eines sehr geschickten Mannes, die vielleicht von zwanzig andern werden gemisbilliget werden, und denen Sie so viel Glauben beymessen können, als Sie dieselben wahrscheinlich finden werden. Ueber dieses, meine lieben Fräulein, so müßte man viel geschickter seyn, als ich bin, wenn man Ihnen die Gedanken meines Naturkündigers recht deutlich machen soll.

Anfänglich müssen Sie dasjenige kennen lernen, was man die phosphormäßige Materie nennet. Dieß ist eine Materie, welche ein Feuer in sich schließt, das Luft brauchet, wenn es sich entzünden soll. Ich habe

zum Beyspiele eine kleine Flasche voller Pulver gesehen. Der Naturkündiger, wovon ich Ihnen sage, hatte sie auf einem Tische neben seinem Bette stehen. Wenn er sein Licht anzünden wollte, so schüttete er einige Körner von diesem Pulver auf seinen Tisch; alsdann fieng dieses Pulver Feuer und man konnte einen Wachsstock dabey anzünden. Unsere Leiber und viele andere Körper, sind voll von dieser phosphormäßigen Materie, welche ungemein subtil ist. Wenn jemand eine gläserne Kugel mit seiner Hand reibt, so entflieht aus seinem Leibe eine große Menge von dieser phosphormäßigen Materie, welche durch die Löcherchen oder poros, wie die Gelehrten sie nennen, durchgeht und in der Mitte dieses Glases eine Kugel von der Materie machen wird, welche entflohen ist. Dieser Materie muß man die Wunderwerke der Electricität zuschreiben; und wenn man so weit gienge, daß man deren eine gar zu große Menge hineindringen ließe, so würde sie eben die Wirkung hervorbringen, die der Donner hat. Dieses ist auch vor einigen Jahren irgendwo geschehen, wie ich Ihnen schon gesaget habe, glaube ich. Von zweenen Gelehrten, welche Versuche macheten, wurde einer durch einen Donnerschlag getödtet, der sich in der Glaskugel bildete, und die Kleider des andern wurden ganz versenget.

Ich merke, meine lieben Fräulein, man müßte Ihnen erklären, wie diese phosphormäßige Materie, welche in dem Glase eingeschlossen ist, diejenige, die aus unsern Leibern fährt, mit Gewalt zurückstößt, wenn sie solche antrifft, und dadurch eine schmerzhafte Empfindung machet. Dazu aber würde nöthig seyn, daß man sich in eine umständliche Erklärung einließe, welche sehr lang, und sehr dunkel seyn möchte, weil ich

von dieser Materie nur obenhin einige ganz geringe Kenntniß habe. Ueber dieses würde ich den Vorwurf desjenigen Herrn verdienen, wovon uns das Fräulein Maria gesaget hat. Ich habe aus der Electricität alles dasjenige gezogen, was Ihnen nützlich seyn kann, und dabey muß ich es bewenden lassen. Wollte indessen die Neugier einer oder der andern von Ihnen noch weiter davon unterrichtet seyn: so haben wir auch im Deutschen schon Schriften genug, welche sie befriedigen können, wovon ich Ihnen nur des Herrn Prof. Winklers seine in Leipzig und die Betrachtungen über eine Reihe electrischer Versuche nennen will, die wir kürzlich von den Herren Hoadly und Wilson erhalten haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich bin der Electricität gehorsame Dienerinn: man wird mich aber nicht dazu bringen, daß ich dergleichen Versuche machen sollte. Gestehen Sie nur, meine liebe Gut, die Lust zu den Wissenschaften ist sehr gefährlich, weil sie einen solchen Gefährlichkeiten aussetzet; und es ist zwanzigmal besser, eine Lust an den Vergnügungen zu haben, die keinen tödten.

Madem. Gut.

Diese Betrachtung ist Ihnen anständig, mein Schatz: aber sie ist falsch. Wer hat Ihnen gesaget, daß die Lust an den Vergnügungen niemand tödtet? Haben Sie niemals gehöret, daß sich die oder jene durch das Tanzen Schaden gethan, einen siechen Leib geholet und zeitig zu ihrem Grabe befördert hat? Ich wenigstens habe viele junge Personen gekannt, die sich von einem Balle, aus der Oper, aus der Komödie, von der Redoute u. s. w. den Tod geholet haben.

Fräul. Geistreich.

Ach meine liebe Gut, wie klein und eingeschränket finde ich mich diesen Augenblick! Man machet mir alle Tage manches Compliment wegen meiner Einsichten. Ich selbst bin so dumm gewesen und habe mich wegen meines Verstandes gelobet. Allein, jeden Augenblick vermindere ich die Hochachtung für mich selbst; nicht eben aus einer Regung der Demuth, sondern aus Gerechtigkeit. Für ein armseliges kleines Fleckchen Kenntnisse, welche ich mit vieler Mühe erworben habe, werde ich gleichsam ein großes Meer von Sachen gewahr, die ich nicht kenne, und die ich ohne Zweifel auch niemals werde kennen lernen.

Madem. Gut.

Unverzagt, mein Schatz! Dieß ist eines von denen Hauptmerkmaalen, woran man erkennen kann, ob man recht studieret, so wie es seyn soll. Sehen Sie, meine lieben Fräulein, es ist nicht ohne Ursache geschehen, daß man den Frauenspersonen das Studieren untersaget hat. Sie haben den Kopf so voller Wind, daß sie bey den geringsten Geschicklichkeiten sich ohne Bedenken für das achte Wunder der Welt halten und alle andere verachten. Dieser Fehler ist in der Gesellschaft verhaßt; und ich für meine Person wollte tausendmal lieber bey Thörinnen leben, als bey dergleichen Frauenspersonen, die schlecht studieret haben oder vielmehr deren Studien nicht recht gelenket worden. So oft Sie in Versuchung gerathen werden, wegen des Wenigen, das Sie etwan wissen, eitel zu seyn: so sagen Sie zu sich selbst: Ich habe keine wahre Fähigkeit; diese machet uns in unsern eigenen Augen kleiner, weil nach dem Maaße, so wie unsere Einsichten sich erweitern, sie uns das Wenige, das wir

wissen,

wissen, in Vergleichung mit dem, was wir nicht wissen, entdecken. Fräulein Heftig, sagen Sie uns, ob Sie etwan einen Weltweisen kennen, bey dem das Studieren diese glückliche Wirkung hervorgebracht hat?

Frl. Heftig.

Ich glaube, es ist Sokrates, von dem Sie reden wollen, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Ich bitte Sie, mein liebes Fräulein, erzählen Sie uns doch, was Sie davon wissen.

Frl. Heftig.

Einer von des Sokrates Schülern wollte gern wissen, wer der klügste unter allen Menschen wäre, und fragete deswegen das Orakel zu Delphis. Das Orakel antwortete ihm, das wäre Sokrates. Dieser Weltweise erstaunete sehr über diese Antwort; denn er hatte ganz und gar nicht eine so hohe Meynung von sich selbst. Er entschloß sich also, er wollte in allen Ständen des Lebens suchen, wodurch er den Orakelspruch bestätigen oder widerlegen könnte. Er besuchete also zuerst einen Kriegesbedienten, der in einigem Rufe stund, und lenkete das Gespräch auf den Krieg. Der Kriegesbediente fieng ohne Verstellung an, seinen Lobspruch zu machen; darauf beurtheilete er die Heerführer, unter denen er gedienet hatte, und gab dem Sokrates zu verstehen, wenn er an der Spitze der Kriegesheere gewesen wäre, so sollten die Sachen der Republik besser gegangen seyn; kurz, er gab ihm zu verstehen, seine Einsichten von dem Kriege überträfen aller seiner Mitbürger ihre. Sokrates begab sich darauf zu einem Sachwalter, der nicht bescheidener von sich dachte, als der Kriegesbediente. Ein Kaufmann, bey dem er nach diesem war, bemühete sich, ihn

zu überreden, er verstünde die Sachen, welche die Handlung angiengen, am besten in der Republik. Kurz um, Sokrates fand, nach einer langen Untersuchung, nicht einen einzigen Menschen, der sich nicht für erleuchteter hielt, als alle die andern von seinem Stande. Das Orakel hat Recht, rief dieser Weltweise; ich bin der klügste unter allen Menschen; denn ich weis wenigstens klärlich, daß ich nichts weis, oder doch so wenig, daß es eine Thorheit seyn würde, wenn ich mich dessen rühmen wollte.

Madem. Gut.

Mich dünket, meine lieben Fräulein, unsere Lehrstunde ist heute sehr ernsthaft gewesen: man muß sie ein wenig lustig dadurch machen, daß ich Ihnen eine Historie erzähle, die ich vor einigen Tagen gelesen habe, und welche nützliche Lehren enthält, wie ich glaube. Nach meiner schönen Gewohnheit aber habe ich die Namen vergessen, und werde also allen Personen, von denen die Rede seyn wird, selbst welche geben müssen.

Die Marquisinn von Lüde blieb mit einem einzigen Sohne in ihrem zwanzigsten Jahre Witwe. Ihre zärtliche Liebe zu diesem Kinde bewog sie, sich nicht wieder zu verheurathen, wiewohl sie von sehr großen Partien gesuchet wurde. Sie war reich, schön, und schien in ihrer Person alle gute Eigenschaften des Herzens und des Verstandes zu vereinigen. Ein einziger Fehler verdunkelte den Glanz so vieler Tugenden. Sie war von ihrem Adel dergestalt eingenommen, daß sie sich mehr wegen ihrer alten Ahnen, als ihrer persönlichen Eigenschaften, hochschätzete. Der rechtschaffenste Mann war in ihren Augen nur ein ordentlicher gemeiner Mann, wenn er nicht einen Adel wenigstens von fünfhundert Jahren beweisen konnte. Weil aber

dieß

dieß keiner von denen Fehlern ist, die täglich vorkommen, so wurde die Marquisinn von Lüde als ein vollkommenes Frauenzimmer in der Gesellschaft angesehen.

Als ihr Sohn sechzehn Jahre alt war, so ließ sie ihn unter der Anführung eines Hofmeisters auf Reisen gehen. Dieser rechtschaffene Mann starb zum Unglücke, da der junge Marquis nur erst sechs Monate in fremden Landen zugebracht hatte. Die Marquisinn glaubete, es wäre unnütz, daß sie einen andern Hofmeister für ihren Sohn suchete, und trug einem alten Kammerdiener auf, welchen sie dem Marquis gegeben hatte, er sollte auf seine Aufführung Acht haben.

Dieser Mensch, welcher Dübois hieß, verbarg unter dem Scheine eines rechtschaffenen Mannes ein verderbtes Herz.

„Gnädiger Herr, sagete er zu dem Marquis, Sie sind „der Frau Marquisinn, Ihrer Mutter, alles schuldig; „und wenn Sie nicht undankbar seyn wollen, so können „Sie Ihre Hand ohne deren Gutheißen nicht vergeben: „was aber Ihr Herz betrifft, das ist eine ganz andere Sa„che. Sie sind jung, liebenswürdig, reich; dieß sind Ei„genschaften, welche Sie der Eroberung aller Frauens„personen versichern, die Sie nur überwinden wollen. „Nehmen Sie sich aber wohl in Acht, daß Sie in der „Zeit, da Sie dieselben an sich ziehen werden, sich nicht „selbst ihnen ergeben. Sie brauchen eine Mätresse, „so lange bis man Sie verheurathet. Wählen Sie „sich eine aus der Classe der unwissenden Frauensper„sonen; und suchen Sie keine Ehre darinnen, daß „Sie die ganze Welt zu Ihrem Vertrauten machen. „Diese eingezogene Aufführung wird Ihnen jedermanns

„Hoch-

„Hochachtung zuziehen, und man wird Sie in den be„sten Familien zum Eydame wünschen. Wenn Ih„nen Ihre Gemahlinn besser gefällt, als Ihre Bey„schläferinn, so werden Sie diese ohne Folge verlassen „können, und kein Aufsehen zu befürchten haben. Ei„ne Summe Geldes wird ihr den Mund stopfen. „Schließt man hingegen eine Heurath für Sie, wo„bey Sie nur einen großen Namen und Reichthum „fänden, so könnten Sie Ihre Beyschläferinn beybe„halten, oder sich eine andere aus eben der Classe zu„legen. Diese wird nichts lieber begehren, als daß „sie unbekannt bleibe. Denn die Frauenspersonen „ohne Herkunft, die eben so wenig weise sind, als die „Standesfrauenzimmer, haben noch nicht gelernet, „mit ihren Unordnungen einen Prunk zu machen."

Dem jungen Marquis gefielen die Lehren des Dübois weit besser, als ihm seines Hofmeisters seine gefallen hatten, und er setzete sein ganzes Vertrauen auf diesen elenden Menschen. Er trug ihm die Sorge auf, eine Beyschläferinn für ihn ausfündig zu machen, wenn sie wieder nach Paris gekommen seyn würden. Kaum hatten sie daselbst einen Monat zugebracht, so kam Dübois und sagete zu seinem Herrn, er hätte einen Schatz gefunden. „Es ist ein kleines Mägd„chen von funfzehn Jahren, setzete er hinzu, welches „alle Tage Butter und Milch in das Haus bringt."

Der Marquis machete sich einen Vorwand und gieng in die Gesindestube, wo das junge Bauermägdchen war. Wie er aber über den Anblick ihrer Schönheit entzücket wurde, so brachte ihm die Sittsamkeit, welche sich auf dem Gesichte dieses Kindes zeigete, eine solche Ehrerbiethung bey, daß er nicht die Dreustigkeit hatte, ihr ein einziges Wort zu sagen. Nachdem

dem er sie nun nun mit so vieler Ehrfurcht gegrüßet, als wenn sie eine Prinzessinn gewesen, so begab er sich weit gerührter hinweg, als es sich zu des Dübois Absicht schickete.

Dieser unglückselige Verführer des Marquis sagete zu der Haushälterinn, sein Herr brauchete eine Menge der schönsten Bluhmen; und diese Frau, welche nichts Böses darunter verstund, befahl der jungen Bäurinn, welche Marianne hieß, sie sollte ihr solche morgen bringen, Dübois hielt sich an der Thüre zu der Stunde, da sie kommen sollte, und sagete zu Mariannen, die Haushälterinn wartete in der Orangerie auf sie.

Das junge Mägdchen, welches nicht den geringsten Verdacht hatte, begab sich dahin, und erschrack sehr, als es daselbst den Marquis fand, der gleich nach der Thüre zu gieng, als wenn er solche verschließen wollte.

„Gnädiger Herr, sagete Marianne zu ihm, wenn „Sie mich nicht den Augenblick wieder hinausgehen „lassen, so werde ich ein Geschrey machen, welches „man auf der Straße hören soll.“

„Mein schönes Kind, antwortete ihr der Marquis, „sey Sie nicht unruhig, ich gebe Ihr mein Wort auf „meine Ehre, ich werde die Ehrerbiethung nicht über- „treten, die Sie mir beybringt; ich habe Ihr nur ein „Wort zu sagen; und auf dieß Wort kömmt Ihr „Glück an.“

„Ich will Sie in dem Garten anhören, sagete „Marianne zu ihm: aber um Gottes willen, zwin- „gen Sie mich nicht, ein Aergerniß zu geben, und „lassen Sie mich gehen.“

Der Marquis, welcher keine zu dem Verbrechen gemachte Seele hatte, getrauete sich nicht, zu widerste-

hen. Er machete die Thüre auf und schmeichelte sich, Marianne würde ihn anhören, wie sie es ihm versprochen hatte. Kaum aber war sie in Freyheit, so lief sie mit der größten Geschwindigkeit fort und zum Hause hinaus, ohne daß sie sich einmal umsah.

„Ach, Dubois!" sagete der Marquis, welcher ganz unbeweglich geblieben war, da er sie so leicht, wie einen Vogel, davon fliehen sah: „ach Dubois, „du hast mich betrogen; sie ist eben so tugendhaft, „als schön. Was für ein Verbrechen würde es seyn, „wenn ich sie ihrer Unschuld berauben wollte; und „was könnte ich ihr für einen so kostbaren Schatz zur „Bezahlung geben!"

Indessen war Dubois, welcher an der Gartenthüre stehen geblieben, von Mariannen über einen Haufen gestoßen worden, die ihn nicht einmal gesehen hatte. Er stund ganz zerquetschet wieder auf und begab sich zu seinem Herrn, den er sich zu bereden bemühete, Mariannens Tugend wäre nur eine Gebärdung, damit sie mehr Geld von ihm bekäme.

„Wenn es bloß daran liegt, sagete der Marquis „zu ihm, so habe ich vierzigtausend Franken, worüber „ich frey schalten und walten kann. Lauf zu der liebreizenden Marianne und biethe ihr solche als die „Erstlinge von dem an, was ich für sie thun will."

Dubois glaubete, er hätte den Sieg schon, als er sich mit dergleichen Anerbiethungen beladen sah. Er begab sich nach Vincennes, wo Marianne wohnete, und ließ seinen Herrn in der lebhaftesten Unruhe. Seine Abwesenheit war kurz und sein Gesicht bestürzt. Er berichtete dem Marquis, er hätte keine Ursache, sich wegen eines guten Erfolges seiner Gesandtschaft Glück zu wünschen. Mariannens Bruder hätte,

bey

bey dem ersten Worte von seinem Auftrage, auf eine rohe und wilde Art davon gesprochen, er wollte ihn zum Fenster hinauswerfen, so daß er noch ganz erschrocken darüber wäre; gleichwohl hätte er den Muth noch nicht ganz und gar sinken lassen.

„Marianne weis Ihre Gesinnungen, sagete er zu „dem Marquis. Konnte Sie mir aber wohl in Ge„genwart ihrer Mutter und ihres Bruders antwor„ten? Ich schmeichelte mir, dieses Bauervolk würde „sich durch den Reiz eines großen Vermögens rühren „lassen; ich habe mich geirret. Das junge Mägdchen „wird sich vielleicht eher lenken lassen; und Ihre An„nehmlichkeiten werden das ausrichten, was der Ei„gennutz nicht hat thun können.“

Der Marquis war viel zu verliebt, als daß er seinen Gewissensvorwürfen hätte Gehör geben sollen. Er überließ sich der Anführung des Dübois. Dieser Treulose kannte eine Sträußerfrau, welche eine von den besten Kunden der Frau Rollin war; so hieß die Gärtnerinn. Diese Frau wollte eben niederkommen. Dübois vermochte sie, daß sie Mariannen bath, bey ihrem Kinde Gevatter zu stehen.

Als dem Marquis gemeldet worden, sie hätte den Antrag angenommen, so war er vor Freuden entzücket darüber, und begab sich zwo Stunden vor der bestimmten Zeit zu der Wöchnerinn. Er hatte eine prächtige Collation anrichten lassen und erwartete mit einer tödtlichen Ungeduld Mariannens Ankunft. Wie groß war aber sein Schmerz, als eine Frau von vierzig Jahren, die sich unter dem Namen der Frau Rollin anmeldete, ein Wort allein mit ihm zu sprechen verlangete.

„Herr Marquis, sagete sie zu ihm, ich habe mich „gar nicht in die Falle locken lassen, die Sie meiner „Tochter gestellet haben: ich habe nur gewiß werden „wollen, ob Ihre bösen Gesinnungen noch fortdaure- „ten. Sie sind nicht zweydeutig mehr; und es wür- „de unangenehm für meine Tochter und für mich seyn, „wenn wir Ihre Nachstellungen stets zu fürchten ha- „ben sollten. Ich ermahne Sie also, Herr Marquis, „schämen Sie sich wegen Ihrer vorigen Aufführung, „und lassen Sie uns künftig in Ruhe. Wir sind „arm: wir haben aber deswegen eben so viel Recht zu „des Königes Gerechtigkeit. Meine Tochter und ich, „wir werden einen Fußfall vor ihm thun und einen „Schutz von ihm erhalten, der uns vor Ihren Verfol- „gungen in Sicherheit setzen wird."

Diese mit einer bescheidenen Standhaftigkeit, aber ohne Bitterkeit, ausgesprochenen Worte ließen den Marquis zittern. Er erfuhr in diesem Augenblicke alle Gewalt, welche eine tugendhafte Seele dem ärmsten über denjenigen giebt, der nur von Adel und reich ist. Er getrauete sich nicht, ein einziges Wort zu antworten, sondern gieng voller Liebe zu der Tochter und voller Ehrerbiethung gegen die Mutter hinweg.

Bey der Zurückkunft in seine Wohnung schloß sich der Marquis in sein Cabinett ein, und wollte auch nicht einmal seinen Dübois vor sich lassen. Bey einem wohlgearteten Menschen führet die Bewunderung der Tugend zu deren Ausübung. Der Marquis, welcher von der Verehrung derjenigen durchdrungen war, wovon er ein Zeuge gewesen, schämete sich, daß er sich unterstanden hatte, dahin zu trachten, wie er solche zerstörete. Er sah sich weit unter den beyden Frauenspersonen, welche das Glück in einen Stand gesetzet hat-

te, der in den Augen des Hochmuthes verworfen war. Dieser Anblick erweckete bey ihm folgende Betrachtungen.

„Hat sich Marianne wirklich so hoch erhoben, als „ich mich erniedriget habe; darf ich da wohl einem lä„cherlichen Vorurtheile Gehör geben, welches sie von „unbesonnenen Leuten als eine Partey wird ansehen „lassen, die meiner unwürdig ist? Was fehlet ihr denn? „Die fremden Verdienste einer großen Reihe Ahnen? „Wenn aber die Tugend ihrer Mutter ein Erbtheil ist, „welches sie von ihren Vorfahren erhalten hat, könn„te ich da wohl erlauchtere Vorfahren wünschen? Sie „hat keine Güter; es ist wahr: mein Vermögen aber, „so wie es gegenwärtig ist, hat für meinen Vater zuge„reichet; was habe ich nöthig, es zu vermehren? Ueber „dieses so wird mich Marianne, die voller Beschei„denheit ist, nicht Gefahr laufen lassen, mich, durch „ihr Spielen, ihre Pracht, ihren eiteln Aufwand zu „Grunde zu richten. Man wird über meine Heurath „lachen; und was ist mir daran gelegen, wenn ich nur „eine Glückseligkeit darinnen finde, die ich mit einer „andern Frau nicht würde schmecken können? Soll ich „meine Glückseligkeit der eiteln Furcht des — was „wird man davon sagen? aufopfern?"

Diese Betrachtungen verstärketen sich in dem Gemüthe des Marquis, und gleich den andern Morgen begab er sich nach Vincennes mit dem festen Entschlusse, Mariannen seine Hand und sein Herz anzubiethen. Seine Ankunft setzete diese kleine Familie in Unruhe; und die Frau Rollin eröffnete schon den Mund, ihm seine Verwegenheit zu verweisen. Er kam ihr zuvor, warf sich zu ihren Füßen und sagete zu ihr:

„Sie sehen keinen niederträchtigen Verführer Ihrer „Tochter mehr vor Ihren Augen; Sie sehen einen „Liebhaber, der nur sein Glück von dem Augenblicke „erwartet, da Sie ihm die Ehre erweisen und ihn zu „Ihrem Sohne annehmen wollen. Meine Reue ist „Ihr Werk; werden Sie sich weigern, es zu krönen? „Ach! wenn ich der schönen Marianne nicht ver„haßt bin, so lassen Sie solche mein Schicksal ent„scheiden. Das Mitleiden wird sie wenigstens zu mei„nem Besten bewegen; weil gewiß mein Tod unver„meidlich ist, wenn ich sie unbeweglich finde."

„Stehen Sie auf, Herr Marquis," sagete die Gärtnerinn mit einem kalten Geblüte zu ihm, welches sehr wohl bewies, daß sie nicht von dem hohen Range verblendet würde, den man ihrer Tochter anboth. „Ha„ben Sie vor diesem Schritte, den Sie thun, erst das „Gutachten Ihrer Frau Mutter erhalten?"

„Ich besitze zu viel Liebe zur Wahrheit, antwortete „er, als daß ich Sie könnte hoffen lassen, meine Mut„ter werde diesen Schritt jemals billigen. Ach ein „Hirngespinnst vom Range wird sie stets unbeweglich „machen: eine geheime Heurath aber kann uns ihrem „Zorne so lange entziehen, bis ich das Alter erreichet „habe, wo die Gesetze mir erlauben werden, meine „Hand ohne ihre Genehmhaltung zu vergeben. Ver„lassen Sie sich auf meine Redlichkeit, ich werde nie„mals fähig seyn, eine Verbindung aus den Augen zu „setzen, die deswegen, weil sie geheim ist, nicht weni„ger heilig und auch nicht weniger unverbrüchlich seyn „wird."

„Herr Marquis," sagete die Gärtnerinn, „ich er„kenne, Ihr Herz ist aufrichtig, und es würde Ihnen „die Eidschwüre vorsagen, die Sie meiner Tochter thun

„wür-

„würden. Allein, könnten wir uns wohl Rechnung „machen, daß Sie Ihre Pflichten gegen sie beständig „erfüllen würden, nachdem wir Sie diejenigen ohne „Bedenken hätten übertreten gesehen, die Ihnen alle„zeit heilig vorkommen müßten? Eine heftige Leiden„schaft läßt Sie dasjenige vergessen, was Sie der ehr„würdigsten Mutter schuldig sind, einer Mutter, die „Ihnen ihre Jugend und ihre Reizungen aufgeopfert „hat. Eine andere Leidenschaft würde Sie dasjenige „vergessen lassen, was Sie Ihrer Gemahlinn schuldig „wären. Die Reizungen meiner Tochter und vielleicht „ihre Tugend haben Ihnen einen so seltsamen Ent„schluß eingegeben. Allein, gnädiger Herr, diese Rei„zungen werden bald verschwinden, und ihre Tugend „würde diesen Namen nicht verdienen, wenn sie ihr er„laubete, sich einer blinden Bewegung zu Nutze zu „machen, die bey Ihnen die natürlichen Regungen er„sticket. Wenn Sie aber auch, gnädiger Herr, durch „Ihr ungestümes Anhalten die Marquisinn, Ihre „Mutter, bewegen könnten, daß sie Ihren Wünschen „beyträte, so würde ich dennoch nur mit der größten „Bekümmerniß meine Tochter Ihre Gemahlinn wer„den sehen. Mit was für einem Auge würde sie in „einer Familie angesehen werden, in welche sie weder „Vermögen noch Herrlichkeit bringt . . . .

Frl. Sophia.

O! die Frau Rollin machet mich mit ihrer Vernunft ganz ungeduldig. Es mag hingehen, daß sie eine heimliche Heurath verwirft. Daß sie aber auch noch verdrüßlich thun will, wenn sie die Einwilligung der Marquisinn dazu hätte, das ist eine Thorheit, die ich ihr nicht verzeihen kann.

Madem. Gut.

Was denken Sie davon, Fräulein Verständig?

Frl. Verständig.

Ich bitte das Fräulein Sophia um Verzeihung: ich finde aber, diese ehrwürdige Gärtnerinn hat viel gesunde Vernunft. Nichts scheint mir trauriger zu seyn, als wenn man in eine Familie tritt, worein man nicht mit freundlichem Gesichte aufgenommen wird, und wo man glaubet, man erweise einem eine Ehre, daß man einen darinnen zuläßt.

Madem. Gut.

Da haben Sie die Ursache der Eigenliebe, mein werthes Fräulein; ich will Ihnen noch eine andere anführen. Ihre Aeltern bethen Sie an; sie sehen, daß Sie hartnäckig Ihrer Neigung zu einem Menschen nachhängen, von dem sie Ursache zu haben glauben, ihn als ihren Schwiegersohn aus zu schlagen. Sie werden gewahr, daß die Heftigkeit Ihrer Leidenschaft Ihrer Gesundheit schadet, daß solche Sie wohl zu Grabe bringen könnte: sie geben Ihnen darauf eine Einwilligung, die Sie ihnen entreißen; sie opferm Ihrem Glücke alles das auf, womit sie sich geschmeichelt hatten, wenn sie Sie nach ihren Absichten anbrächten. Wenn dieselben hart, unbeweglich wären, so würden Sie sich bemühet haben, eine unnütze Leidenschaft zu zerstören. Sie kennen aber die Zärtlichkeit ihres Herzens, und Sie haben die Grausamkeit, sich deren zu Nutze zu machen, damit Sie es zerreißen. Ach! wie strafbar sind Sie, und wie unwürdig ist ein Mensch, der Sie aufmuntert, das Alter Ihrer Aeltern zu vergiften, des Opfers, das Sie ihm bringen!

Frl. Lucia.

Aber kurz, meine liebe Gut, man verheurathet sich für sich und nicht für seine Aeltern. Wollten Sie wohl, daß man der einzigen Person entsagete, die uns glücklich machen kann, und dafür einen Menschen nach der Wahl seiner Aeltern heurathete, den man kaum kennet, und mit dem man glücklich zu seyn keine Gewißheit hat?

Madem. Gut.

Fragen Sie mich nicht, was ich wollte, mein liebes Fräulein; meine Entscheidung würde Ihnen gar zu strenge vorkommen.

Frl. Lucia.

Sagen Sie sie immer, meine liebe Gut. Vermuthlich wird sich diese Entscheidung auf sehr überzeugende Gründe stützen.

Madem. Gut.

Ganz gewiß, mein Fräulein. Sie wird sich auf den Glauben stützen. Nach dessen Lichte versichere ich Sie, daß eine Christinn, die sich aus Gehorsame gegen ihre Aeltern verheurathet, stets die beste und die vortheilhafteste Heurath für sie thut, wenn sie auch den allerunangenehmsten und unartigsten Mann von der Welt nehmen sollte.

Frl. Luise.

Und geschwind den Beweis, meine liebe Gut; ich bitte Sie darum. Ich gebe ihn Ihnen zu, ich halte ihn aber nicht für möglich, und ich sterbe fast vor Begierde, Ihnen grobe Schimpfreden zu sagen.

Madem. Gut.

Ich will, wie das Fräulein Lucia, sprechen, sagen Sie sie immer; vermuthlich werden Ihre Schimpfreden wohlgegründet seyn. Aber nein, ich will Ih-

nen eine Verwirrung ersparen, und Ihnen dafür eine andere verursachen. Aus Ihrem Munde werden die Beweise dessen kommen, was ich vorgebracht habe. Antworten Sie nur bloß auf meine Fragen. Was lehret uns der Glauben von der Vorsehung?

Frl. Luise.

Daß alle Haare auf unserm Haupte gezählet sind; und daß in der Welt nichts ohne Befehl und Zulassung Gottes geschieht.

Madem. Gut.

Sehr wohl. Wovor sollen wir uns, nach Christi Befehle, fürchten?

Frl. Luise.

Er will, wir sollen uns nicht vor denen fürchten, die den Leib tödten können, nachher aber nicht die geringste Gewalt mehr haben, zu schaden; sondern wir sollen uns allein vielmehr vor demjenigen fürchten, welcher Leib und Seele verderben kann.

Madem. Gut.

Der Tod ist das größte von allen physischen Uebeln in den Augen des Fleisches. Die Furcht vor dem Uebel ist dem Menschen natürlich, wie ich Ihnen nur allererst gesaget habe. Wie kann Gott uns nun befehlen, wir sollen der Regung der Furcht kein Gehör geben, die er uns doch zu unserer Erhaltung gegeben hat?

Frl. Luise.

Diese Frage ist schon entschieden worden; weil der Tod kein wirkliches Uebel ist.

Madem. Gut.

Was ist denn also das Einzige, was eine Christinn als ein wirkliches Uebel ansehen soll?

Frl.

Frl. Luise.

Ich verstehe Sie, meine liebe Gut; ich werde Ihnen antworten, es ist die Sünde. Sie werden einen bösen Mann unter die Zahl der eingebildeten Uebel setzen; weil es keine Sünde ist, einen solchen Mann zu haben. Ich werde Ihnen aber geschwind antworten, es ist wenigstens eine große Gelegenheit zur Sünde; weil es, wofern man keine Heilige ist, nicht möglich ist, sich vor dem Ekel und auch vor dem Hasse bey einem bösen Manne zu verwahren.

Madem. Gut.

Ey! mein liebes Fräulein, haben Sie vergessen, daß man heilig seyn muß, wenn man in den Himmel kommen will? Ich werde indessen doch keiner von Ihnen rathen, daß sie mit Vorsatze einen bösen Mann wähle, damit sie Gelegenheit habe, die Heiligkeit zu erwerben. Wenn Ihnen aber Gott, ohne Ihr Zuthun, einen recht verkehrten Mann giebt, so glauben Sie nur, dieses Mittel zur Seligkeit war Ihnen durchaus nothwendig, und Ihre Heiligung war mit der Geduld verknüpfet, die er Ihnen alle Augenblicke auszuüben nothwendig machen wird.

Frl. Luise.

Das wäre vortrefflich, wenn uns Gott ausdrücklich befòhle, wir sollten einen bösen Mann nehmen. Allein, meine liebe Gut, Sie wissen, es ist oftmals der Eigensinn, der Ehrgeiz, der Geldgeiz der Aeltern, was ihre Wahl bestimmet. Sie sehen wohl, Gott hat nichts damit zu thun.

Madem. Gut.

Sie haben mir den Augenblick erst gesaget, es falle kein Haar von unserm Haupte, ohne Zulassung des himmlischen Vaters; können Sie das schon vergessen

haben?

haben? Merken Sie das, meine Fräulein, was ich Ihnen schon so vielmal gesaget habe: Wir sind keine Christinnen, das ist, wir glauben nicht an das Wort Christi, als nur unbeschadet des Bestens unserer Leidenschaften, und in der Ausübung entsagen wir ihm bey der leichtesten Versuchung. Sie sagen, Sie würden einen bösen Mann heurathen, wenn Gott es Ihnen ausdrücklich beföhle. Hat er Ihnen aber nicht befohlen, Sie sollen Ihrem Vater und Ihrer Mutter gehorchen, und sind die nicht, in Ansehung Ihrer, an seiner Statt? Sagen Sie mir, mein Schatz, wenn Sie mir Ihr ganzes Bestes in meine Hände gegeben hätten, so daß Sie entschlossen wären, blindlings einen Mann aus meiner Hand anzunehmen; wenn ich außer dem denjenigen kennete, der Ihnen das größte Glück verschaffen kann, und es auf mich ankäme, Ihnen solchen zu geben: würde ich nicht das abscheulichste unter allen Geschöpfen seyn, wenn ich unterließe, Ihnen solchen zu geben, und wenn ich Ihr Vertrauen misbrauchete und Ihnen einen bösen Mann gäbe? Würden Sie mir nicht ein unverzeihliches Unrecht an zu thun glauben, wenn Sie mich zu einer solchen schändlichen That fähig hielten? Nun wohl, meine Fräulein, dieses Unrecht, welches Sie mir nicht gern anthun möchten, thun Sie Gotte an. Sie überreden sich, Ihr Bestes sey ihm gleichgültig, und er werde Ihr Schicksal dem Eigensinne dererjenigen überlassen, von welchen Sie abhängen. Ihr Kleingläubigen, warum seyd ihr so furchtsam? Euer himmlischer Vater weis, was ihr bedürfet. Er wachet auch für Ihre Verheurathung. Ich verspreche es Ihnen in seinem Namen, meine lieben Kinder, wenn Sie ihn alle Tage im Namen Jesu Christi bitten, er möchte doch Ihre Aeltern

bey

bey der Wahl des Ehegatten leiten, den sie Ihnen dereinst vorschlagen werden; wenn Sie ihn eifrig anflehen, er möchte doch diese Wahl nicht eben auf einen jungen, reichen, wohlgestalten Menschen fallen lassen, sondern auf denjenigen, bey dem Sie am besten Ihre Seligkeit befördern könnten. Wenn Sie von seiner Hand den Mann empfangen, den Ihnen der Gehorsam bestimmet, so mag es fallen, wie es will, Sie werden allezeit eine gute Heurath treffen, wo nicht für dieses, zum wenigsten doch für das andere Leben.

Frl. Lucia.

Meine liebe Gut, ich kann die Wahrheit dessen, was Sie gesaget haben, nicht leugnen. Ich versichere Sie, ich bin innerlich davon überzeuget. Dieser Weg aber, in den Himmel zu kommen, scheint mir beschwerlich zu seyn; man muß also aller Vorstellung von der Glückseligkeit in diesem Leben entsagen.

Madem. Gut.

Sie haben ein eben so kurzes Gedächtniß, als Ihre Freundinn, mein Schatz, weil Sie vergessen, daß wir ausgemacht haben, die wahre Glückseligkeit bestehe in der Tugend. Was für arme Leute sind wir! Wie viel gehöret noch dazu, ehe wir wahre Christinnen werden! Ich, die ich wie ein Weiser urtheile, wenn von den Angelegenheiten anderer die Rede ist; ich, sage ich, würde vielleicht bey einer kützlichen Gelegenheit weniger christlich handeln, als Sie. Derjenige lebhafte Glauben, der uns alles richtig schätzen läßt, ist keine Wurzel, die auf unserm Grunde und Boden wächst. Diese Probe, die wir von unserer Schwachheit erfahren, diene uns dazu, daß wir uns tief vor Gotte demüthigen! Sie erwecke uns, daß wir ohne Unterlaß und ohne Ueberdruß rufen: Jesu,

du Sohn Davids, erbarme dich mein! Herr, mache, daß ich sehen möge! Eröffne mir das Verständniß deines göttlichen Wortes; befestige es in meinem Herzen auf eine so starke Art, daß es mir nicht möglich sey, daran zu zweifeln.

Leben Sie wohl, meine Fräulein, es ist sehr spät. Sie thun nach dem Maaße, wie Ihre Vernunft aufgekläret wird, so viele Fragen, daß wir den größten Theil der Lehrstunden mit Untersuchen, mit Abwiegen zubringen. Wenn das ein Fehler ist, so stehe ich in großer Furcht, Sie möchten unheilbar werden; denn ich habe nicht die Stärke, Sie zu ermahnen, daß Sie sich davon bessern.

Der II Tag.

Madem. Gut.

Das Fräulein Maria wird uns eine Geschichte aus der heiligen Schrift wiederholen. Lassen Sie es uns nicht vergessen, meine Fräulein, daß wir den heiligen Geist um seine Erleuchtung bitten; und lassen Sie uns mit Samueln sagen: Rede, Herr, dein Knecht höret.

Frl. Maria.

Da Jesus zu Bethlehem im jüdischen Lande zur Zeit des Königes Herodes geboren war, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande nach Jerusalem und frageten: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen; und wir sind hergekommen, ihn anzubethen. Als der König Herodes hiervon hörete, so erschrack

er

er und ganz Jerusalem mit ihm. Er ließ gleich alle hohe Priester und Schriftgelehrten zusammenkommen und erkundigte sich bey ihnen, wo Christus sollte geboren werden. Sie antworteten ihm: Zu Bethlehem im jüdischen Lande; denn so hätte der Prophet geschrieben: Und du Bethlehem im jüdischen Lande bist mit nichten die kleineste unter den Fürsten Juda; denn aus dir soll mir der Herzog kommen, der über mein Volk Israel ein Herr sey. Darauf ließ Herodes die Weisen heimlich zu sich rufen und fragete sorgfältig nach der Zeit, wenn der Stern erschienen wäre. Er wies sie nach Bethlehem und sagete: Ziehet hin und forschet fleißig nach dem Kinde; und wenn ihr es gefunden habet, so thut es mir zu wissen, damit ich auch hinkomme und es anbethe.

So bald die Weisen aus Jerusalem fortreiseten, so sahen sie den Stern wieder, den sie im Morgenlande gesehen hatten. Er gieng vor ihnen her, bis daß er an den Ort kam, wo das Kind war, da stund er oben darüber. Sie freueten sich sehr, als sie den Stern gewahr wurden, und giengen in das Haus hinein. Hier fanden sie nun das Kind mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und betheten es an. Sie thaten auch ihre Schätze auf und schenketen ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Gott befahl ihnen aber in einem Traume, sie sollten nicht zum Herodes zurück kehren; und da reiseten sie denn durch einen andern Weg wieder in ihr Land.

Jgfr. Schönichinn.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich zwo Fragen an Sie thue. Wie konnten die Weisen die Geburt des Königes der Juden durch einen Stern wissen? Es sind deren wohl hunderttausend am Himmel,

die uns ganz und gar nichts lehren. Warum erschrack Herodes und die ganze Stadt, da sie höreten, daß Christus geboren wäre?

Madem. Gut.

So oft mich die heilige Schrift nicht ausdrücklich eine Sache lehret, mein Schatz, so kann ich Sie nicht versichern, daß das richtig sey, was ich von dieser Sache denke. Ich will Ihnen meine Muthmaßungen sagen, die Sie nur in so weit glauben dürfen, als Sie solche vernünftig und dem Geiste des Evangelii gemäß finden werden.

Die Weisen waren Philosophen, welche den größten Theil ihres Lebens mit Studieren zubrachten. Nun war es die Gewohnheit der Philosophen, daß sie reiseten, und sich durch den Umgang mit großen Leuten und durch das Lesen seltener Bücher unterrichteten. Die Weisen konnten also wohl die Prophezeyungen gelesen haben, welche nicht allein die Ankunft des Messias, sondern auch noch die Zeit seiner Geburt ankündigten. Diese Leute, welche die Sternseherkunst studieret hatten, und die Sterne kannten, sahen gar wohl, daß ein neuer Stern da war; und Gott, welcher ihnen solchen zu einem Wegweiser schickete, entdeckete ihnen ohne Zweifel, wozu er bestimmet wäre.

Um auf Ihre andere Frage zu antworten, muß ich Sie anmerken lassen, daß Gott dem Könige David versprochen hatte, es sollte das Zepter von Juda nicht entwendet werden, bis der Held käme; das ist, seine Nachkommen sollten in Judäa regieren, bis Christus geboren würde, welcher ewig regieren sollte. Herodes, welcher damals regierete, war ein Fremder. Dieß war also ein gewisses Merkmaal, daß die Zeit der Geburt Christi gekommen wäre; denn Sie wissen

wohl,

wohl, Gott kann sich nicht irren und etwas falsches vorher sagen. Herodes wußte die Prophezeyungen; und weil er ein unrechtmäßiger Besitznehmer war, so war es natürlich, daß er erschrack, als man ihm die Geburt des rechtmäßigen Thronerben ankündigte. Warum erschrack aber die ganze Stadt mit ihm? Die Juden erwarteten einen Befreyer; die Patriarchen, die Propheten, die frommen Könige hatten ihn gewünschet: warum erschracken ihre Kinder über dessen Ankunft? Weil die Juden damals in Wollüste versenket, Sklaven des Glückes und der Großen waren, und sich gewöhnet hatten, an den Leidenschaften ihrer Herren Theil zu nehmen. Ein Ehrgeiziger ist ein Sklav alles dessen, was über ihm ist; er würde sich nicht getrauen, anders zu denken, zu reden, zu handeln, als nach den Begriffen derjenigen, von denen er seine Erhebung erwartet.

Jgfr. Mieckchen.

Noch eine Frage, wenn Sie belieben, meine liebe Gut. Warum offenbaret Gott die Geburt seines Sohnes vielmehr den Weisen, als so viel Millionen andern Menschen?

Madem. Gut.

Gott handelt nicht aus Eigensinne, mein Schatz. Weil er vielmehr die Weisen, als die andern, erwählet, so hatte er gewiß eine gute Ursache dazu. Die Weisheit, die Gütigkeit, die Gerechtigkeit stehen allen seinen Rathschlägen vor. Die heilige Schrift saget uns diese Ursache nicht. Wir können aber denken, daß die Weisen rechtschaffene Leute gewesen, welche aus dem Lichte der Natur oder aus der heiligen Schrift Gott erkannt hatten, ihn anbetheten und die Tugend ausübeten, damit sie ihm gefielen; und daß sie Gott,

zur Belohnung dafür, zur Erkenntniß seines Sohnes berief. Denn er ist so gütig, meine lieben Kinder, daß er uns schon in diesem Leben für das wenige Gute belohnet, welches wir durch seine Gnade thun. Unsere guten Handlungen sind sein Werk; und indem er sie belohnet, so krönet er seine Gaben.

Frl. Geistreich.

Ich möchte gern wissen, warum der Stern, welcher die Weisen geführet hatte, verschwand, da sie in Jerusalem hineingiengen?

Madem. Gut.

Vielleicht wollte uns Gott dadurch zu verstehen geben, daß er nicht mitten unter dem Getümmel seine Stimme hören läßt. Jerusalem, das blind genug war, über die Zeitung von des Messias Ankunft zu erschrecken; dieses Jerusalem, sage ich, stellet uns die Welt vor. Der Stern, das ist, die Eingebung Gottes, verschwindet fast allezeit vor den Augen derjenigen, die darinnen leben.

Jgfr. Francisca.

Gut, ich werde dieß meiner Mama wieder sagen, und sie wird mich nicht alle Jahre mit nach der Stadt nehmen, wenn sie wissen wird, daß sich der Stern nicht in der großen Welt sehen läßt. Wie lieb wird es mir seyn, wenn ich stets auf dem Lande bleibe!

Frl. Aufrichtig.

Jungfer Francisca machet mich mit ihrer Liebe zum Landleben zu lachen. Man sieht wohl, daß sie ein kleines Mägdchen ist, welches die Annehmlichkeiten der Stadt nicht kennet. Ich für mein Theil möchte verzweifeln, daß ich nur vier Monate da bleibe. Ich wende sie aber gut an, ich versichere Sie; und die Zeit Ihrer Lehrstunden ausgenommen, meine liebe

Gut, so suche ich alle Gelegenheiten, mich zu belustigen.

Madem. Gut.

Sagen Sie mir, mein liebes Fräulein, was für Belustigungen sind unter allen denen, die Sie genießen, am meisten nach Ihrem Geschmacke?

Frl. Aufrichtig.

Sie werden mich wegen dessen, was am ersten nach meinem Geschmacke ist, schelten; und das ist der Ball. Wegen des andern aber schmeichele ich mir, Sie werden es billigen; und das ist ein gutes Trauerspiel.

Madem. Gut.

Ein gutes Trauerspiel würde mir auch sehr lieb seyn: ich fürchte aber, ungeachtet dieser Gleichförmigkeit, wir sind nicht einerley Meynung. Damit wir sehen, ob wir uns einander verstehen, so seyn Sie doch so gut und machen mir einen kurzen Begriff von dem letztern Trauerspiele, in welchem Sie gewesen sind.

Frl. Aufrichtig.

Es führete den Titel Douglaß, und der Inhalt des Stückes war dieser:

Die Mutter des Douglaß ist sehr betrübt, weil sie ihren einzigen Sohn verloren hat. Am Ende findet sie ihn wieder; und dieser Sohn ist ein Held, das ist ein Mensch, dessen herrschende Leidenschaft ist, sich im Kriege hervorzuthun. Dieser Sohn ist verbunden, sie zu verlassen; und sie thut das schönste und rührendste Gebeth für ihn; denn diese Frau ist eine Christinn. Sie saget, wenn es eine Vorsehung gebe, so sey sie verbunden, über ihren Sohn zu wachen, weil er ein rechtschaffener Mann sey. Sie sehen wohl, meine liebe Gut, daß da schöne Gedanken sind. Wenig Augenblicke nach diesem Gebethe kömmt dieser Sohn wieder zurück auf

den Schauplatz, und zwar im Begriffe, zu sterben; denn einer von seinen Feinden hat ihn ermordet. Darauf geräth seine Mutter in die größte Verzweifelung. Sie geht ab; und man kömmt und meldet, sie habe sich von einem hohen Felsen gestürzet.

Madem. Gut.

Und ohne Zweifel sind diejenigen, welche ihren Tod erzählen, doch auch wohl beflissen, zu melden, diese Frau habe nur eine Scheintugend gehabt; sie sey eine schlechte Christinn gewesen, welche ihren Sohn mehr geliebet, als Gott; sie habe keinen Muth gehabt, weil sie sich lieber habe den Tod anthun, als ihren Schmerz ertragen wollen; sie habe nicht einmal gewußt, daß das Christenthum uns lehre, der Tod, die Krankheiten u. d. g. seyn keine Uebel.

Frl. Aufrichtig.

Nein, meine liebe Gut, von dem allen hat man nichts gesaget. Ich gestehe Ihnen so gar, daß mir nichts davon in die Gedanken gekommen, da ich dieses Trauerspiel angehöret habe; wiewohl ich jetzo einsehe, daß Ihre Anmerkung sehr vernünftig ist. Ich liebete diese Frau, die sich den Tod anthat, und ich nahm mich des Schicksales ihres Sohnes sehr an.

Madem. Gut.

Er hatte also Ihre Freundschaft durch seine Tugenden und guten Handlungen gewonnen?

Frl. Aufrichtig.

Ich weis nicht recht. Alles, was mich gerühret hat, und was ich behalten habe, ist, wie ich Ihnen gesaget, daß er den Krieg liebete, und daß er ungern gestorben, ehe er sich durch einen großen Sieg hervorgethan hatte.

Madem.

Madem. Gut.

Das ist, die Heldinn dieses Stückes ist eine Mutter, welche auf eine thörichte Art einen Abgott aus ihrem Sohne machet, und Ihr Held ist ein Mensch, der keine andere Tugend kennet, als einen unmäßigen Ehrgeiz. Sie sehen, mein Schatz, daß dieses Stück, welches Sie so gut fanden, eigentlich nur fähig ist, den Geist der Welt bey Ihnen zu unterhalten, indem er Sie für Personen heftig einnimmt, die im Grunde lasterhaft, wiewohl mit einigen scheinbaren Tugenden versehen sind. Und was hat Sie in der Oper am meisten belustiget?

Frl. Aufrichtig.

Der Anblick, meine liebe Gut; nichts war schimmernder. Alle Logen waren mit überaus schön geputztem Frauenzimmer angefüllet. Ich schwöre es Ihnen, das verblendete.

Madem. Gut.

Das ist auch noch der Geist der Welt, der sich Ihrer bemächtiget, mein Schatz. Hören Sie wohl zu, was ich sagen will. Jungfer Francisca, Ihre Frage hat diese Sittenlehre herbeygezogen, die ich Ihnen schon vielmal geprediget habe, und die ich zu wiederholen nicht aufhören werde, bis sie in Ihr Herz gedrungen ist.

Wenn ich mit Ihnen von der Welt rede, welche die Feindinn Jesu Christi ist: so will ich eben nicht sagen, daß es vielmehr diejenige ist, die man in den Städten findet, als die, welche auf dem Lande ist. Es giebt zwey Königreiche auf Erden; und die Unterthanen in diesen beyden Königreichen haben in dem Aeußerlichen nichts oder fast nichts, was sie von einander unterscheidet. Diese beyden Königreiche haben jedes einen

Herrn, welche Christus und die Welt sind. Die Jünger Jesu Christi glauben seiner Lehre, und handeln so, wie er es ihnen befohlen hat. Die Anhänger der Welt thun eben das in Ansehung ihres Herrn. In dem Evangelio werden wir die Gesinnungen, die Handlungen, die Gebothe des Heilandes finden. Lassen Sie uns wohl daran denken, daß, so oft unsere Gesinnungen dem Evangelio nicht gemäß seyn werden, wir das Königreich Jesu Christi verlassen und in das Königreich der Welt treten, die er hasset, für die er nicht bethet. Nun herrschet ordentlicher Weise die Welt, mein liebes Fräulein Aufrichtig, auf den Bällen, in den Schauspielen, in den Versammlungen. Daselbst werden so viele dem Evangelio zuwiderlaufende Grundsätze vorgebracht. Man muß sich in seiner Jugend lustig machen; dieß ist die Zeit des Vergnügens. Selig sind die Reichen, diejenigen, die zu Ehren gelangen, u. s. w. Diese Oerter sind also überaus gefährlich. Wenn eine unumgängliche Nothwendigkeit Sie zwingen wird, sich dabey einzufinden: so gehen Sie dahin, als wie Sie an einen Ort gehen würden, wo die Pest ist. Vielleicht habe ich mich dieser Vergleichung schon bedienet: es thut aber nichts; ich wage nichts dabey, wenn ich sie wiederhole. Sagen Sie mir, mein Schatz, wenn in Dresden eine ansteckende Seuche herrschete; wenn die größte Anzahl derjenigen, die dahin kämen, in einigen Stunden daran stürbe: würden Sie wohl sehr eilen, das Land zu verlassen, damit Sie dahin kämen?

Frl. Aufrichtig.

Nein, in Wahrheit nicht, meine liebe Gut, ich würde um alles Gold in der Welt willen nicht dahin gehen.

Madem.

Madem. Gut.

Allein, wenn Sie nun durchaus genöthiget wären, dahin zu gehen; wenn Ihre Aeltern Sie dazu zwängen?

Frl. Geistreich.

So würde ich mit Zittern dahin gehen; ich würde mich bemühen, mir Maul und Nase mit etwas sehr starkem zu verstopfen, zum Exempel mit Weinessige; und ich würde so kurze Zeit da bleiben, als es mir nur möglich wäre.

Madem. Gut.

Das ist nun gerade eben das, was Sie thun müssen, mein Fräulein. Die Welt ist ein Ort, wo eine sehr gefährliche Pest herrschet, weil sie die Seele tödtet. Mehr als die Hälfte von denjenigen, die darinnen leben, haben einen von ihren falschen Grundsätzen vergifteten Geist. Gehen Sie also mit Zittern dahin. Stärken Sie sich durch das Gebeth und durch die beständige Erwägung der Grundgesetze Jesu Christi. Dieß ist das einzige Mittel, Sie vor der Gefahr zu bewahren, die man daselbst läuft; und gehen Sie so geschwind wieder von da weg, als es möglich seyn wird, und ersparen Sie sich Stunden der Eingezogenheit und Einsamkeit, wo Sie in sich gehen können.

Frl. Lucia.

Ich komme nicht wieder zu mir selbst, meine liebe Gut, und ich wiederhole es, Sie wollen Heilige aus uns machen. Ach! wie würde man sich über Sie aufhalten, wenn man Ihre Lehren anhörete!

Madem. Gut.

Und diejenigen, die sich über mich aufhielten, würden doch gern mit den Heiligen leben wollen. O! die Gesellschaft dieser Leute ist sehr bequem. Man kann ihnen alles vorschlagen, ausgenommen die Sün-

de: sie widersprechen niemals; sie sind so sanftmüthig, so geduldig. Hören Sie mich wohl an, meine Fräulein; es sind hier Ihrer vier oder fünfe, die sich bald verheurathen werden. Ich wünschete, daß ich Ihre Gemahle nach einem Jahre befragen könnte: ich bin versichert, sie würden sich nur darüber beklagen, daß Sie meinen Lehren nicht nach den Buchstaben folgeten. Jungfer Zinna, Sie werden uns am ersten verlassen. Ich fürchte nicht, daß man mir den Vorwurf machen werde, ich hätte Ihnen zu viel Furcht vor den Gefährlichkeiten der Welt beygebracht.

Jgfr. Zinna.

Wissen Sie wohl, meine liebe Gut, daß mir vor Furcht fast der Kopf schwindelt? Wenn ich an die Pracht denke, die man für mich bereitet, so wird mir alle mein Blut in meinen Adern eiskalt. Neulich, da man mir meine Diamanten brachte, so bewunderte sie jedermann; man lobete sie, man machete mir Complimente deswegen, daß ich solche hätte: ich aber würde sie als Versuchungen zur eiteln Ehre und zum Geize angesehen haben, wenn ich nicht einen gewissen Gedanken im Sinne gehabt hätte. Urtheilen Sie nun, wie schön sie mir unter diesem Gesichtspunkte vorgekommen seyn würden?

Madem. Gut.

Wollen Sie uns wohl den Gedanken sagen, der Sie mit Ihren Diamanten versöhnete?

Jgfr. Zinna.

Wenn ich sie als die Beweise der zärtlichen Liebe des hochachtungswürdigsten Mannes ansehe, so gestehe ich, sie kommen mir sehr schimmernd vor und werden mir sehr lieb. Ich darf Ihnen aber wohl gestehen, meine liebe Gut, eine von seiner Hand überreichete

chete Bluhme würde in meinen Augen eben den Werth haben.

Madem. Gut.

Und ich versichere Sie, Sie werden sie mit eben der Unschuld tragen, womit Sie ein Veilchen tragen würden. Danken Sie dem lieben Gotte recht dafür, mein Schatz. Diese Furcht vor dem Prunke der Welt kömmt nicht aus Ihrem eigenen Grunde und Boden. Diese Mäßigung, die Ihnen Gott schenket, ist tausendmal kostbarer, als das Glück, das er Ihnen schicket, und Sie sollten ihm so vielmal dafür danken, als Sie Athem holen. Allein, genug moralisiret. Wir wollen die römische Geschichte wieder vornehmen. Fräulein Heftig, Sie werden so gütig seyn und uns melden, wie Tarquin sich auf dem Throne aufgeführet habe.

Frl. Heftig.

Er ließ alle diejenigen umbringen, welche einiges Recht dazu haben konnten; er zog ihre Güter ein und machete sich einen Haufen Bösewichter ergeben, die allezeit bereit waren, seine Befehle auszuführen. War aber Tarquin der boshafteste unter allen Menschen, so war er auch ein sehr großer Staatskluger, und sparete nichts, den Römern alle Hoffnung zu benehmen, das Joch ab zu schütteln. Ich will Ihnen sagen, meine Fräulein, wie er es anfieng, daß er alle lateinische Colonien auf seine Seite brachte.

Sie wissen, meine Fräulein, es gab eine große Anzahl Colonien, und Servius hatte sie vermocht, daß sie Rom für die Hauptstadt erkannten. Sie schicketen also von Zeit zu Zeit Abgeordnete dahin, welche eine Versammlung ausmacheten, worinnen der König der Römer den Vorsitz hatte. Tarquin setzete kurze

Zeit nach seiner Gelangung auf den Thron eine solche Versammlung an, und ließ lange Zeit auf sich warten. Tatius, einer von den Abgeordneten, ließ seine Collegen anmerken, daß sich Tarquin schon in Ansehung ihrer der Tyranney beflisse, und daß es ein Zeichen der Verachtung wäre, daß er sich nicht zu der Stunde einfände, die er doch selbst angesetzet hätte. Kaum endigte er diese Worte, so kam Tarquin an und entschuldigte sich damit, daß er beschäfftiget gewesen, einen Streit zwischen einem Vater und einem Sohne zu schlichten. Tatius antwortete ihm hurtig: „Wenn ein Sohn seinem Vater nicht gehorchen will, „so strafet man ihn; das erfordert so viel Zeit nicht.“ Tarquin empfand diesen Vorwurf lebhaft. Weil er sich aber sicher rächen wollte, so verbiß er seine Empfindlichkeit. Da es schon spät war, so verschob man die Versammlung bis auf Morgen; und Tarquin wandte diese Zeit nützlich an, den Tatius zu stürzen. Er bestach einen von dessen Hausgenossen, daß er Gewehr in seinem Hause versteckete. Den andern Morgen mit Anbruche des Tages ließ er die Abgeordneten zu sich rufen und sagete zu ihnen, sie sollten den Göttern über seine Verzögerung danken, weil eine Verrätherey angezettelt worden, die ihnen das Leben gekostet hätte. „Zweifelt nicht daran, sagete er zu ihnen, „Tatius wollte sich durch euren und meinen Tod des „Thrones versichern, und er hat nur deswegen eine so „übele Laune gezeiget, weil ihm der ungefähre Zufall „seinen Streich hat fehl schlagen lassen.“

Weil Tatius den Ruf hatte, daß er ein ehrlicher Mann war, so verlangeten die Abgeordneten Beweis von dieser Verschwörung. Damit nun Tarquin sie überzeugete, so versicherte er, man würde in des Tatius

tius Wohnung Gewehr versteckt finden. Sie können leicht denken, meine Fräulein, daß man welches daselbst fand, weil der Betrüger Tarquin welches dahin bringen lassen. Darauf hielten die Abgeordneten den Tatius für strafbar; und dieser Unglückliche wurde ohne Untersuchung gestürzet. Die Abgeordneten glaubeten, sie wären Tarquinen für ihr Leben verbunden und schwuren ihm eine unverbrüchliche Ergebenheit. Sie hielten auch in der Folge ihr Versprechen treulich.

Madem. Gut.

Jungfer Mieckchen, erzählen Sie uns die List, deren sich Tarquin bedienete, damit er Meister von der Stadt Gabii würde.

Jgfr. Mieckchen.

Er stellete sich, als wenn er auf seinen ältesten Sohn Sextus sehr böse wäre. Dieser Prinz floh zu den Gabiern und bath sie um eine Freystatt, welche sie ihm auch sehr gern bewilligten. Er war aber eben so listig, als sein Vater, und fand Mittel und Wege, sich zum Meister von der Stadt zu machen. Darauf schickete er einen Bothen zu Tarquinen und wollte vernehmen, wie er mit den Einwohnern darinnen umgehen sollte. Dieser boshafte König gieng damals eben in seinem Garten spatzieren. Er sagete nicht ein einziges Wort zu dem Bothen seines Sohnes, sondern schlug mit seinem Stocke allen Bluhmen den Kopf ab, die sich über andere erhoben. Der Bothe sagete, bey seiner Zurückkunft, zum Sextus, sein Vater hätte ihm nichts geantwortet, und meldete ihm, was er gethan hätte. Ich verstehe diese Antwort: sagete Sextus. Er ließ also gleich die vornehmsten Bürger in der Stadt Gabii gefangen nehmen; er ließ ihnen die Köpfe abschlagen, und wurde also König von dieser

Stadt,

Stadt, und begegnete ihren Einwohnern hernach sanftmüthig.

Madem. Gut.

Jungfer Francisca wird uns die Historie von den sibyllinischen Büchern erzählen,

Igfr. Francisca.

Eines Tages kam eine unbekannte Frau zum Tarquin und brachte ihm neun Bücher zu Kaufe, wofür sie sehr viel Geld forderte. Tarquin hielt sie für gar zu theuer und wollte sie also nicht kaufen. Darauf nahm die Frau drey von diesen Büchern und schmiß sie ins Feuer. Den andern Tag kam sie wieder und both ihm die sechs Bücher, die noch übrig waren, für eben den Preis an. Tarquin dachte, sie wäre eine Närrinn, und befahl ihr, sie sollte sich hinweg begeben. Sie that solches, doch verbrannte sie erst abermal drey Bücher davon. Sie kam zum dritten Male wieder und betheurete, sie würde die drey letztern Bücher auch verbrennen, wenn er ihr nicht so viel Geld gäbe, als sie anfangs für alle neun Bücher verlanget hätte. Tarquin wurde von der Aufführung dieser Frau gerühret; er ließ einige Rathsherren zusammen kommen und fragete sie um ihr Gutachten. Auf ihren Rath kaufete er also diese drey Bücher, welche man die sibyllinischen Bücher nannte.

Frl. Heftig.

Ach! der Herr Tarquin war doch ein rechter guter Komödiant! Da, meine liebe Gut, ich wollte wohl wetten, er hätte diese Bücher selbst schreiben lassen, und dieser Frau die Rolle vorgesaget, die sie so gut ausführete.

Madem. Gut.

Und woher glauben Sie das, mein Schatz?

Frl. Heftig.

Er würde sonst nicht so viel Geduld mit dieser Frau gehabt haben; er würde ihr ihre Bücher weggerissen haben, wenn sie sie ihm nicht für den Preis hätte verkaufen wollen, den er ihr gebothen. Aber, meine liebe Gut, was stund denn in diesen Büchern? und warum nennte man sie die sibyllinischen Bücher? Das ist ein possierlicher Namen.

Madem. Gut.

Wir wollen das Fräulein Verständig bitten, daß es uns saget, was die Sibyllen gewesen.

Fräul. Verständig.

Es hat unter den Heyden einige Frauenspersonen gegeben, deren Sitten überaus rein waren, und welche sich vornehmlich durch eine große Liebe zur Sittsamkeit und Keuschheit hervor thaten. Zur Belohnung dieser sittlichen Tugend soll ihnen Gott, wie man saget, die Gabe zu prophezeyen gegeben haben; und sie schrieben Bücher, in welchen man die merkwürdigsten Begebenheiten vorher gesaget fand. Man ist wegen der eigentlichen Anzahl dieser Sibyllen nicht einig. Die drey vornehmsten darunter sind die delphische, die erythräische und cumäische. Sie werden nach denen Oertern so genannt, wo sie sich aufgehalten oder wo sie her gewesen. Von der erythräischen erzählen die Poeten, der Gott Apollo habe sie geliebet, doch ihre Gegenliebe nicht erlangen können. Eines Tages, da sie am Ufer des Meeres spatzieren gieng, kam dieser Gott zu ihr und schwur ihr zu, er wollte ihr alles geben, was sie nur verlangen würde. Sie nahm eine Hand voll Sand auf und wünschete, so viele Jahre zu leben, als sie Sandkörner gefasset hätte. Dieses bewilligte er ihr, aber mit dem Bedinge, sie sollte ihr

Vater-

Vaterland und die Erde, wo sie geboren wäre, nicht wieder ansehen, so lange sie lebete. Darauf gab er ihr auch zu verstehen, sie hätte vergessen, zu wünschen, daß sie nicht alt würde; und er erboth sich, er wollte diese Gnade noch zu demjenigen hinzu thun, was sie schon erhalten hätte. Allein, sie zog den Jungfernstand dem Vortheile, jung zu bleiben, vor. Sie wurde also alt und schrumpfete ganz zusammen, daß sie nur noch die Stimme behielt, womit sie ihre Weißagungen vorbrachte. Nach vielen Jahren, die sie ganz schwach und unvermögend immer in einer Höhle zugebracht hatte, erbarmeten sich ihre Landesleute aus der Stadt Erythrä endlich ihrer. Sie schrieben einen Brief an sie, welchen sie nach der Gewohnheit ihrer Stadt mit Erde zumacheten oder versiegelten. So bald nun diese Sibylle die Erde auf dem Briefe zu Gesichte bekam, so starb sie.

Die cumäische Sibylle ist auch sehr berühmt; und sie war es eben, welche dem Könige Tarquin die Bücher anboth. Sie wohnete ebenfalls in einer Höhle bey der Stadt Cuma; welche Höhle noch heute zu Tage ihren Namen führet, und von neugierigen Reisenden fleißig besuchet wird.

Madem. Gut.

Man muß die Wahrheit von der Fabel trennen, meine lieben Fräulein. Es hat Sibyllen gegeben; daran kann man nicht zweifeln. Die Lebensart, die sie erwählet hatten, da sie sich von den Zerstreuungen und auch von den Beschäfftigungen der Frauenspersonen entferneten, gab ihnen Zeit, nach zu denken und zu überlegen. Das Nachsinnen bringt die Scharfsinnigkeit hervor, das ist, eine Richtigkeit in dem Urtheilen, welche die künftigen Dinge aus der Kenntniß der

gegen-

gegenwärtigen vorhersehen läßt. Ich bilde mir ein, dieß ist die einzige Quelle des großen Rufes gewesen, den die Sibyllen gehabt haben. Man hat lange Zeit gesaget, sie hätten die Geburt Jesu Christi geweissaget: man ist aber heute zu Tage überzeuget, daß die Bücher, die man ihnen beyleget, untergeschoben sind. Die drey Bücher, welche Tarquin so theuer kaufete, wurden auch den Sibyllen zugeschrieben. Man verwahrete sie sorgfältig in einem steinernen Kasten in dem Tempel des Jupiters im Capitol, als etwas sehr heiliges; und es hatten zween von den vornehmen Bürgern der Stadt die Aufsicht darüber. Mit der Zeit bekamen solche zehn Männer, worunter auch einige von dem gemeinen Volke waren. Zu diesen Büchern nahmen die Römer bey öffentlichen Drangsalen ihre Zuflucht und zogen sie bey großen und wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Da war es nun leicht, die Aufseher zu gewinnen oder zu bestechen, daß sie den Römern alles das daraus vorlasen, was nach dem Sinne desjenigen war, der sie bestochen hatte. Zum Beyspiele, Julius Cäsar hatte den unsinnigen Einfall, er wollte gern König werden; und die Römer die tolle Begierde, sie wollten die Parther unters Joch bringen. Man zog also die sibyllinischen Bücher wegen dieses Unternehmens zu Rathe, und die Aufseher, welche in Cäsars Solde stunden, antworteten, die Parther würden niemals anders, als durch einen König, überwunden werden. Dieses sageten sie bloß, damit sie die Römer vermöchten, daß sie Cäsarn diesen Titel beylegeten. Die eigentlichen sibyllinischen Bücher aber waren schon vor Cäsarn, zu des Sylla Zeiten, mit dem Capitole zu Asche geworden. Indessen hatte man doch bey Wiederaufbauung des Capitols einige Abge-

sandten nach Griechenland und Asien geschickt, welche so viel, als sie könnten, von den Orakeln dieser Weißagerinnen zusammen lesen sollten. Sie brachten auch eine ziemliche Anzahl von solchen Versen mit, die den Sibyllen zugeeignet wurden, und die sie von allerhand Personen bekommen hatten. Diese wurden nun statt der vorigen verbrannten in das neuerbauete Capitolium beygeleget. Zu Augusts Zeiten aber, da man über zweytausend prophetische Bücher von allerhand Art in griechischer und lateinischer Sprache verbrannte, wurden auch viele von den sibyllinischen Weissagungen ausgemustert, weil man sie nicht alle für ächt hielt. Die, welche man für richtig erkannte, wurden in zwo goldene Büchsen geschlossen und in des Apollo Tempel verwahret. Es sollen aber auch diese zu Nerons Zeiten verbrannt seyn, wiewohl einige behaupten, daß solches noch später und erst unter dem Kaiser Honorius geschehen sey. Sie sehen indessen, wie wenig man von denjenigen halten dürfe, die man ehemals für die sibyllinischen Orakel hat ausgeben wollen.

Fräulein Charlotte, sagen Sie uns doch, bey was für Gelegenheit Tarquin aus Rom gejaget worden.

Fräulein Charlotte.

Bey Gelegenheit des Todes der Lucretia, welcher Tarquins ältester Sohn Sextus eine große Schande angethan hatte. Diese Römerinn konnte solche nicht überleben. Sie ließ die vornehmsten von ihren Verwandten zu sich bitten, erzählete ihnen, was ihr wiederfahren wäre, und beschwur sie, sie möchten solches nicht ungeahndet hingehen lassen, sondern ihren Tod rächen; da sie sich denn, ehe es jemand verhindern konnte, mit einem Messer erstach. Sie eileten so gleich fort, ihren Gemahl aus dem Lager zu holen, der eben

mit

mit dem Lucius Junius Brutus in die Stadt kam. Brutus war ein sehr schlauer und verständiger Mann: er hatte sich aber albern gestellet, damit er nur vor dem Tarquin sicher seyn möchte, der seine ganze Familie meist hatte umbringen lassen; daher hatte er denn auch seinen Namen Brutus bekommen. Als er mit Lucretiens Gemahle an den Ort kam, wo sie noch in ihrem Blute lag: so zog er das blutige Messer aus ihrer Wunde und schwur bey allen Göttern, er wollte ihren Tod an dem ganzen tarquinischen Hause rächen. Brutus war Oberster über die Leibwache und konnte also das Volk zusammen berufen. Das that er und zeigete ihnen Lucretiens Leichnam, wobey er alle Grausamkeiten des Königs und seiner Kinder erzählete. Dadurch bewog er das erbitterte Volk, daß es den König mit allen Seinigen nicht wieder in die Stadt lassen wollte; denn er befand sich in dem Lager. Er wollte dahin wieder zurück gehen: allein, das Lager war ebenfalls aufgebracht und wies ihn fort, daß er also nach einer andern Stadt fliehen mußte; und so hatte die königliche Gewalt in Rom ein Ende.

Jgfr. Landmänninn.

Nun lebe ich wiederum auf. Jetzt sind wir auf die schönen Tage in Rom, auf die Zeit seiner Freyheit, gekommen.

Madem. Gut.

Das wollen wir das nächste Mal sehen, meine Fräulein. Ich habe Ihnen noch eine Historie zu Ende zu bringen, nämlich die von der Gärtnerinn zu Vincennes, auf welche Sie alle zusammen nicht gut zu sprechen sind, weil sie nicht in eine heimliche Verheurathung ihrer Tochter mit dem Marquis einwilligen wollte. Sie that noch mehr, meine Fräulein. Denn da sie sah,

daß dieser junge Herr Mariannen unaufhörlich nachgieng, so sagete sie zu ihm, ihre Tochter hätte einen ungemeinen Widerwillen gegen das Kloster, sie würde sie aber zwingen, sich als eine Layenschwester, das ist so viel als eine Bediente der Klosterfrauen, hinein zu begeben, wenn er hartnäckig fortführe, sie zu plagen.

Der Marquis versprach mit Seufzen, er wollte sie in Ruhe lassen, und gab sich in der That die größte Mühe, sie aus seinem Herzen zu verbannen. Es würde ihm vielleicht gelungen seyn, wenn Marianne nur schön und er nur bloß verliebt gewesen wäre. Allein, sie war tugendhaft, und die Regungen des Marquis hatten sich durch die vollkommenste Hochachtung verstärket. Nun ist es nicht möglich, dergleichen Regungen zu zernichten. Er vertrauete seine Verzweifelung einem jungen unbesonnenen Menschen von seinen Freunden, der kein anderes Hülfsmittel wider sein Uebel fand, als Mariannens Entführung.

Dem Marquis schauderte anfänglich die Haut über einen Vorschlag, welcher der Ehrerbiethung so zuwider lief, die er für dieses Mägdchen empfand. Er wurde aber von seiner Liebe fortgerissen und willigte unter zwoen Bedingungen darein. Die erste war, daß man die Mutter nebst der Tochter entführen sollte, damit man Mariannens Tugend nicht beunruhigte. Die zweyte war, sie sollten nach einem Landhause geführet werden, wo alles zur Verheurathung bereit seyn sollte, wenn sie ankämen.

Die Frau Rollin war eine Nachbarinn von einer vornehmen Dame, die sehr eingezogen lebete. Da diese Dame die Verdienste der Gärtnerinn hatte kennen lernen: so besuchete sie solche oft, wenn sie auf dem Lande war; und wenn das übele Wetter sie wieder nach

Paris

Paris führete, so schickete sie ihr oft ihre Kutsche, daß sie den Sonntag bey ihr zubringen möchte. Der Marquis hatte von diesen kleinen Reisen Nachricht, und legete sich, in Begleitung seines Freundes und einiger Bedienten, unter welchen Dübois war, auf dem Wege in Hinterhalt. Die Entführung geschah sehr leicht; und kaum waren die beyden entführeten Frauenspersonen, die sich in ihre Kappen sehr verhüllet hatten, angekommen, so warf sich der Marquis zu ihren Füßen, und beschwur sie, die Gewaltthätigkeit, die er ihnen angethan hätte, auf die Stärke der Liebe zu schieben. Er beschwur Mariannen, ihm zum Altare zu folgen, wo er ihr eine Ergebenheit schwören wollte, die nichts sollte zerreißen können, und die nur bis auf den Augenblick geheim bleiben sollte, da ihn sein Alter oder der Tod seiner Mutter in den Stand setzen würde, solche öffentlich zu erklären.

„Undankbarer Sohn," sagete eine von seinen entführeten Frauenspersonen, indem sie ihre Kappe abnahm, „eine unanständige Leidenschaft läßt dich ohne „Zweifel meinen Tod wünschen. Sie hat dir die gerechte Verachtung derjenigen zugezogen, welche du mir „vorziehst, und von ihr habe ich deinen verhaßten Anschlag erfahren."

Sie verwundern sich, meine Fräulein, daß Sie anstatt der Gärtnerinn die Marquisinn finden. Der Marquis erstaunete noch mehr, als Sie; und damit ich Sie viel geschwinder aus der Verwirrung ziehe, als er heraus kommen konnte, so will ich Ihnen melden, daß Dübois, der aus seiner Erfahrung überzeuget worden, Marianne sey tugendhaft, den Vorsatz, sie zu verführen, in den Vorsatz, sie zu heurathen, verändert hatte. Bey diesen neuen Absichten, können Sie

wohl denken, hatte ihm der Anschlag, sie zu entführen, wovon ihm sein Herr Nachricht gegeben, nicht angestanden; und damit er solchen fehlschlagen ließe, so hatte er denselben der Frau Rollinn gestecket, und diese hatte ihn der Mutter des Marquis berichtet.

Diese Dame glaubete wohl, daß ihr Sohn sehr fähig wäre, ein Mägdchen zu entführen, das er liebete: sie konnte sich aber nicht überreden, daß er nur einmal den Gedanken hätte, solches zu heurathen. Damit sie nun recht hinter seine Absichten kommen möchte, so setzete sie sich mit einer Kammerfrau in die Kutsche, welche die Gärtnerinn und ihre Tochter nach Paris führen sollte. Sie hatte zugleich ihren Schwager, des Marquis Oheim, ersuchen lassen, er möchte sich auf dem Landhause, wo sie hingeführet werden sollte, einfinden, damit seine Gegenwart denen Verweisen mehr Nachdruck ertheilete, die sie ihrem Sohne geben wollte.

Dieser Schwager, ein Comthur des Maltheser Ordens, hieß Herr von Souvre. Er war ein aufrichtiger ehrlicher Mann, unbeweglich was die Ehre anbetraf, wovon er richtigere Begriffe hatte, als die Marquisinn, wie wir bald sehen werden. Zum Glücke für den Marquis kam sein Oheim nicht zeitig genug an, daß er ein Zeuge von der Entwickelung des Stückes hätte seyn können; und als er ankam, so war der Marquis nicht mehr im Stande, ihn anzuhören. Das Erstaunen und Schrecken hatten ihm den Gebrauch seiner Sinne benommen, und seine Mutter, die entweder noch gar zu erzürnet über ihn war, oder auch glaubete, diese Ohnmacht wäre nur erdichtet, damit sie dadurch erweichet würde, überließ ihn der Sorgfalt des Dübois und seines Freundes. Sie setzete sich in die Kutsche ihres

Schwa-

Schwagers und nöthigte solchen, den Weg wieder mit ihr nach Paris zu nehmen.

Indessen war der Marquis wieder zu sich selbst gekommen und fand sich in dem kläglichstem Zustandes. Er konnte Mariannen nicht entsagen; er konnte auch die Vorstellung von dem Verdrusse nicht ertragen, den er seiner Mutter verursachete. Da er von zwoen so widerwärtigen Empfindungen gemartert wurde, so erlag sein Körper darunter, und er kam mit einem heftigen Fieber nach Paris zurück. Dübois wollte die Marquisinn überreden, ihr Sohn wäre in Gefahr: sie glaubete aber noch immer, diese Krankheit wäre nur eine List. Den dritten Tag endlich sagete ein Arzt, welchen Dübois hatte holen lassen, in allem Ernste zu der Marquisinn, er stünde für das Leben ihres Sohnes nicht, und das um so viel mehr, weil er alle Arzeneymittel ausschlüge.

Kaum ließ ihm diese zärtliche Mutter so viel Zeit, daß er ausreden konnte, so eilete sie in das Zimmer ihres Sohnes; und der Zustand, worinnen sie ihn fand, ließ ihr fast keine Hoffnung. Der Marquis schien von denen Beweisen sehr gerühret zu seyn, die er von der zärtlichen Liebe seiner Mutter erhielt. Er drückete seine brennenden Lippen auf eine von ihren Händen und sagete zu ihr:

„Hören Sie auf, Madame, einen Sohn zu beweinen, der um so viel strafbarer ist, weil er nicht leben könnte, ohne Sie noch ferner zu beleidigen. Ich muß, entweder vor Schmerzen, Ihnen zu misfallen, oder aus Verzweifelung, Mariannen zu verlieren, sterben; weil ich mir nicht schmeicheln kann, weder Ihre Genehmhaltung zu deren Besitze zu erlangen, noch auch ohne dieses Glück zu leben.“

Der Comthur, welcher in diesem Augenblicke gekommen war, vereinigte sich vergebens mit der Marquisinn, den Kranken zu vermögen, daß er die Hülfsmittel annähme, die man ihm reichen wollte: er schlug alles hartnäckiger Weise aus. Darauf nahm Herr von Souvre seine Schwester bey Seite und fragete sie: Ob sie diesen einzigen Sohn einem Vorurtheile aufopfern wollte? Im Grunde verletzete diese Heurath, welche sie so aufbrächte, die Ehre wirklich nicht; weil sie selbst gestünde, die Gesinnungen der Tochter und Mutter könnten den vornehmsten Standespersonen Ehre machen.

Die Marquisinn war nicht mehr im Stande, ihrer zarten Empfindung für die Ehre Gehör zu geben. Sie näherte sich dem Bette ihres Sohnes wieder, beschwur ihn, er möchte seine Verzweifelung fahren lassen, weil sie entschlossen wäre, ihm Mariannen zu bewilligen; und da der Marquis an ihrem Versprechen zu zweifeln schien, so befahl sie, Dübois sollte sogleich mit ihrer Kutsche abgehen und die Frau Rollin mit ihrer Tochter herholen.

Dübois erwartete es nicht, daß es ihm in seiner Gesandtschaft fehlschlagen würde. Er that sie mit Zuversicht, und versicherte die Gärtnerinn, die Marquisinn willigte in die Vereinigung ihres Sohnes mit Mariannen, und bäthe sie inständigst, sie möchte eilig kommen und ihm das Leben retten. Allein, die Frau Rollin war viel zu klug, als daß sie einen solchen Schritt, auf das Wort eines Bedienten, thun sollte. Sie entschuldigte sich auf eine sehr höfliche Art, daß sie ihm nicht folgen könnte.

Die Marquisinn gerieth in eine Art von Grimme, als sie diese abschlägliche Antwort vernahm. Die

Namen

Namen unverschämt, übermüthig und hochmüthig wurden der Frau Rollin reichlich gegeben. Der Comthur ließ sie anmerken, diese Frau führete sich so weislich auf, daß sie bey ihm in Hochachtung käme. Er erboth sich, er wollte selbst hingehen und sie holen; und gestund, er hätte einen Fehler begangen, daß er solches dem Dubois zu thun überlassen hätte.

„Allein, setzete er hinzu, man muß einer Frau Versicherung geben, welche die Klugheit mistrauisch machet, und ihr beweisen, daß wir mit Treue und Glauben handeln. Ich werde es nicht anders über mich nehmen und sie holen, als unter der Bedingung, daß ich ihr ein von Ihnen und mir unterschriebenes Papier bringe, welches sie wird ausfüllen können, so wie sie es für dienlich erachten wird.“

Die Furcht ließ den Hochmuth schweigen. Die Marquisinn unterzeichnete; und da der Comthur bey der Frau Rollin ankam, so überreichete er ihr dieses Papier.

„Gnädiger Herr, sagete die Gärtnerinn zu ihm, ich bin Mutter; und ich begreife gar wohl, daß man alles versprechen kann, einen solchen Sohn zu retten, als der Herr Marquis ist. Setzen Sie sich aber an meine Stelle; meine Tochter ist mir lieb, und ich muß sie dem Zustande entreißen, worein die Reue der Frau Marquisinn sie setzen könnte.“

„Ach meine liebe Frau, sagete der Comthur zu ihr, wie grausam ist doch Ihre Vorsicht! Indessen kann ich sie nicht durchaus tadeln. Wir haben nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu seyn; sonst würden Sie auf unser Wort trauen ....

„Das ist der Beweis, den ich als heilig ansehe:“ sagete die Gärtnerinn, welche ihre Tochter fast in

Ohnmacht fallen sah. Sie zerriß das Papier und reichete dem Comthur die Hand ihrer Tochter; sie setzete sich in den Wagen der Marquisinn, ohne daß der Herr von Souvre den Mund aufthat. Er hatte so viel Edelmüthiges in dem Verfahren dieser Frau gefunden, daß er für sie eine Bewunderung fühlete, die er nicht ausdrücken konnte. Mariannens Reizungen, die Thränen, welche ihren Augen entfielen, rechtfertigten den Marquis in seinem Gemüthe. Er erkannte, daß sein Neffe geliebet würde, und daß diese Frauenspersonen die heldenmüthigste Tugend hätten haben müssen, seinen Verfolgungen zu widerstehen, so daß er anfieng, sich glücklich zu schätzen, daß er eine solche Nichte hätte. Er drückete seine Gedanken deswegen auf eine so natürliche Art aus, daß die Frau Rollinn keine Schwierigkeit machete, ihm zu gestehen, daß, wenn ihre Tochter auch ein unermeßliches Vermögen gehabt hätte, sie solches nur in so weit würde geschätzet haben, als es sie dem Marquis genähert hätte.

Der Comthur führete Mariannen und ihre Mutter in das Zimmer des Kranken, welcher wieder in Verzweifelung gefallen war. Man hatte es ihm verhehlet, daß des Dübois Reise unnütz gewesen; und seine lange Abwesenheit ließ den Marquis glauben, die Frau Rollinn hätte sich nicht bewegen lassen. Wie groß war seine Freude, als ihm seine Mutter Mariannen darstellete und zu ihm sagete: „Lebe, mein „lieber Sohn, lebe für die schöne Marianne!“

Auf dieses Wort machete sich der Marquis stärker, als er war, küssete seiner Mutter und seiner Geliebten die Hand mit einer Entzückung, welche seine Kräfte wieder zu beseelen schien. Von nun an überließ er sich der Sorgfalt des Arztes; und nachdem er einige

Hülfs-

Hülfsmittel genommen hatte, die ihm von Mariannen gereichet wurden, so schlief er ein, und hatte einen geruhigen Schlaf.

Die Marquisinn, welche damals an diesen Frauensperson nur zwo Personen sah, welche ihr einen Sohn wiedergaben, den sie anbethete, erwies ihnen zärtliche Liebkosungen. Man setzete sich zum Abendessen zur Tafel. Es war ein neues Schauspiel für die Bedienten, zwo arme Bäurinnen an der Tafel ihrer Frau zu sehen, deren Hochmuth sie kannten. Die Bosheit dieser niederträchtigen Seelen machete sich schon eine Lust aus dem verwirrten Wesen, welches diese Frauenspersonen, wie sie vermutheten, an einem Orte haben würden, der so wenig für sie gemacht war. Allein, sie wußten eine sittsame Ungezwungenheit mit der Ehrerbiethung, welche sie der Marquisinn schuldig waren, so wohl zu verbinden, daß man gereizet wurde, zu glauben, sie wären zu dem Glücke geboren, welches sich ihnen darböthe.

Frl. Heftig.

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, meine liebe Gut, wenn ich Sie unterbreche. Aber ich bin ein Mägdchen, und ich bin zu entschuldigen, wenn ich einen Gedanken nicht zurückhalten kann, der mich ersticket. Sie sagen, die Bedienten seyn gereizet worden, zu glauben, diese Frauenspersonen wären zu dem Glücke geboren, welches sich ihnen darböthe. Ich kann eben dieser Versuchung nicht widerstehen; und ich glaube steif und fest, die Frau Rollinn sey zu keiner Gärtnerinn geboren.

Madem. Gut.

Und woher glauben Sie das? Ich bitte Sie darum.

Frl. Heftig.

Weil es gar nicht möglich ist, daß eine Frau von gemeinem Stande so viel Weisheit, Klugheit, Höflichkeit und Hoheit der Seele gehabt hätte. Denn ich sehe alles das bey der lieben Frau Rollin, die ich von ganzem Herzen liebe, so wohl als ihre liebenswürdige Tochter.

Frl. Sophia.

Ich habe die Frau Rollin auch sehr lieb: ich empfinde aber noch nichts für Mariannen, von der uns meine liebe Gut nicht ein einziges Wort gesaget hat, als daß sie schön ist.

Jgfr. Schönichinn.

O! mein Schatz, ich bitte Sie um Verzeihung. Meine liebe Gut hat uns ihr Lob gepriesen. Hat sie uns nicht gesaget, sie liebete den Marquis; sie hätte es ihrer Mutter vertrauet, weil diese Mutter es dem Comthur gestund. Diese Tochter war also folgsam, gehorsam und tugendhaft, weil sie sich bey einer so verdrüßlichen Gelegenheit ganz und gar der Aufführung ihrer Mutter überließ.

Madem. Gut.

Kommen Sie, ich muß Sie umarmen, meine liebe Schönichinn. Die gesunde Vernunft hat durch Ihren Mund gesprochen. Ja, meine Fräulein, alle Tugend einer Tochter ist in dem Vertrauen auf ihre Mutter und in dem Gehorsame gegen sie enthalten. Hierinnen besteht alle ihre Vollkommenheit, vornehmlich wenn sie das Glück hat, eine Mutter von der Gemüthsart der ehrwürdigen Frau Rollin zu haben. Wir wollen wieder auf die Muthmaßungen des Fräuleins Heftig kommen. Nach ihrer Meynung sind die Weisheit, die Klugheit, die Höflichkeit, und die Hoheit der

Seele

Seele dergestalt das Antheil einer Person von Stande, daß sie nicht glauben kann, die Frau Rollin sey zu einer Gärtnerinn geboren, weil sie solche besitzt. Was soll man folglich von einem vornehmen Frauenzimmer denken, bey welchem man Unbesonnenheit, einen Mangel an guter Aufführung, an Höflichkeit und wenig oder gar keine Hoheit der Seele antrifft?

Frl. Heftig.

In Wahrheit, meine liebe Gut, ich hatte nur die Hälfte der Betrachtung gemacht, und Sie zwingen mich, solche zu vollenden. Diese vornehmen Frauenzimmer lassen bey allem ihrem Adel zweifeln, ob sie nicht zu Gärtnerinnen geboren sind. Allein, meine liebe Gut, ich will wegen der Thorheit, die ich begangen habe, daß ich Sie unterbrochen, Buße thun. Ich sterbe vor Begierde, das Uebrige von dieser Geschichte zu vernehmen; und da habe ich sie nun aufgehalten.

Madem. Gut.

Und was das Aergste ist, so wird sie bis auf die nächste Lehrstunde ausgesetzet bleiben. Ich vergaß mich, da ich sie Ihnen erzählete. Sie machen ein saueres Gesicht dazu, Fräulein Maria: allein, man muß gleichwohl dieses Opfer mit guter Art und ohne Widerwillen bringen und sich angewöhnen, seine Vergnügungen seinen Pflichten nachstehen zu lassen. Ueber dieses, mein Kind, würde ich, wenn wir auch gleich nichts anders zu thun hätten, von ganzem Herzen die Gelegenheit ergreifen, Sie zur Mäßigung Ihrer Begierden an zu gewöhnen.

Jgfr. Landmänninn.

Aber auf Ihr Gewissen, meine liebe Gut, was für Uebel thut man denn, wenn man so unschuldigen

Neigungen willfahret, als diejenige ist, die Sie zu kränken belieben?

Madem. Gut.

Man gewöhnet sich, daß man seine Begierden nicht beherrschen kann; und wenn man das Unglück hat, nicht so unschuldige Begierden zu bekommen, so hat man nicht die Stärke, sie zu unterdrücken. Außer dem, meine Fräulein, sind wir geboren, in Gesellschaft zu leben. Ihre unschuldigen Neigungen werden vielleicht den unschuldigen Neigungen anderer entgegen seyn. Wenn Sie sich denselben beständig ergeben wollen, so werden Sie der Tyrann derer Gesellschaften seyn, zu welchen man Sie zuzulassen das Unglück haben wird; oder Sie werden auch unendlich viel von einem Zwange leiden, dessen Sie nicht gewohnet seyn werden.

Igfr. Landmänninn.

Wir wollen denn also die Geschichte lassen. Ich werde mich darüber trösten, wenn Sie die Gütigkeit haben und uns ein Wörtchen von der Philosophie sagen. Sie sageten uns das letzte Mal, dasjenige, was eine Wahrheit für diejenigen wäre, die es untersuchet hätten, wäre ein Vorurtheil für diejenigen, die es ohne Untersuchung glaubeten. Ich verstehe das nicht recht. Wie kann etwas zu gleicher Zeit eine Wahrheit und ein Vorurtheil seyn?

Mademoiselle Gut.

Sehen Sie so, mein Schatz. Erinnern Sie sich, daß ein Vorurtheil eine Sache ist, die man auf Treu und Glauben eines andern glaubet. Ich habe bey sorgfältiger Untersuchung entdecket, die Lehre des Evangelii sey Gotte dergestalt anständig, daß sie kein Werk der Menschen seyn könne. Die Göttlichkeit der heiligen

gen Schrift ist also eine Wahrheit für mich; und es kömmt auf keinen einzigen Menschen an, mich anders denken zu lassen. Es kömmt so gar nicht einmal auf mich an; denn es ist mir nicht möglich, meine Vernunft einer Unwahrheit zu bezüchtigen. Sie, mein Schatz, Sie glauben auch wohl, daß die heilige Schrift von Gotte ist, weil es Ihnen Ihre Hofmeisterinn saget. Sie glauben es aber nur auf ihr Ansehen; und es würde gar nicht schwer seyn, Sie das Gegentheil glauben zu lassen, weil sich Ihre Vernunft niemals in dieser Absicht in Ihren Glauben gemischet hat. Ihr Glauben ist also ein Vorurtheil, das man leicht zernichten könnte.

Frl. Lucia.

Mich dünket, meine liebe Gut, ich habe Sie sagen hören, die Vorurtheile hängen einem wie die Haut an, und es sey fast unmöglich, sie ganz und gar ab zu legen.

Madem. Gut.

Ich leugne solches nicht, mein Schatz; und damit ich Ihnen zeige, daß ich auf beyden Seiten in dieser Absicht Grund habe, so muß man zwo Arten von Vorurtheilen unterscheiden. Die eine ist, da wir Vorurtheile von Dingen annehmen, welche unsere Leidenschaften nicht angehen; und diese leget man leicht ab. Was aber diejenigen betrifft, die der unordentlichen Liebe Vorschub thun, welche wir gegen uns hegen, das ist eine andere Sache. Sie wurzeln sich so stark ein, daß man eine höhere Vernunft brauchet, ihnen zu entsagen. Ich will Ihnen dieses durch ein Beyspiel sinnlich machen. Ich glaubete, da ich ein Kind war, die Juden wären auf eine andere Art gebildet, als die Christen; und es fehlete nicht viel, so dachte ich, sie hät-

hätten Hörner. Meine Wärterinn sagete alle Augenblicke zu mir, wenn sie von einem häßlichen, bösen und dergleichen Menschen redete: Er ist so garstig, wie ein Jude; er ist so boshaft, wie ein Jude. Da ich grösser geworden, so hat man mir gesaget, sie hätten nichts an sich, was sie von den Christen unterschiede. Weil ich nun keinen Nutzen davon hatte, wenn ich bey meinen ersten Gedanken bliebe, so habe ich solchen ohne Mühe entsaget; sie waren mir eben so lieb, sie mochten schön oder häßlich seyn. Gegentheils habe ich, da ich klein war, sagen hören, dieser Mensch ist glücklich, weil er reich ist, weil er sein Leben in lauter Lust und Vergnügen zubringt. Diese Art zu reden hat in mir ein günstiges Vorurtheil für den Reichthum und die Vergnügungen entstehen lassen. Ich habe geglaubet, man müßte derselben genießen, wenn man glücklich seyn sollte. Das Evangelium saget mir das Gegentheil. Allein, ob es mir solches gleich hundertmal wiederholet, so bleibt das Vorurtheil doch; weil meine Leidenschaften einen Bund machen, solches zu vertheidigen. Ich suche, die Gebothe des Evangelii zu verdrehen, sie aus zu legen. Ich wende alle Kräfte meines Geistes an, diese Wahrheit kraftlos zu machen, sie zu schwächen; und ich kann nur erst nach einer sehr vielmal wiederholeten Untersuchung das Vorurtheil in diesem Stücke zerstören.

Frl. Luise.

Meine liebe Gut, ich habe die Vorurtheile als Dinge von geringer Wichtigkeit angesehen; und ich werde gewahr, daß sie der Ursprung fast aller unserer Thorheiten sind.

Madem. Gut.

Setzen Sie hinzu, mein Fräulein, und auch aller unserer Verbrechen.

Frl. Aufrichtig.

Ach! meine liebe Gut, was für ein Wort brauchen Sie da! Sie begehen keine Verbrechen, und wir auch nicht. Nur die allerboshaftesten Leute begehen welche. Wir begehen Fehler; das ist schon genug.

Madem. Gut.

Wie aufmerksam doch die Eigenliebe ist, alles das zu entfernen, was sie verletzet. Immerhin, mein Schatz, behalten Sie die gute Meynung, die Sie von sich selbst haben. Was mich betrifft, so zwingt mich die Wahrheit, zu gestehen, daß ich Verbrechen begangen habe; und ich will Sie, mit Gefahr Ihre Hochachtung zu verlieren, darüber richten lassen.

Ich hatte das Unglück in meiner Jugend, daß ich in ein Staatsverbrechen mit verwickelt wurde. Der König, welcher damals herrschete, war der beste von der Welt: er konnte aber, seinem Gewissen nach, das Verbrechen nicht ungestrafet lassen. Ich wurde also mit meinen Mitschuldigen verurtheilet. Zum Glücke hatte ich das Glück, daß ich einer Prinzessinn gefiel, welche der König liebete. Diese Prinzessinn warf sich dem Könige zu Füßen, um Gnade für mich zu erbitten, und opferte einen Theil ihres Vermögens auf, solche zu erlangen. Ich war anfänglich von dieser Wohlthat sehr gerühret, und würde geschworen haben, ich wäre bereitwillig, das Leben für sie auf zu opfern, welches sie mir gerettet hatte. Unvermerkt fand ich mich mit einer Gesellschaft verbunden, welche dieser Prinzessinn feind war. Diese Gesellschaft bestund aus liebenswürdigen Leuten; und der Umgang mit

meiner Wohlthäterinn schien mir für ein Mägdchen von meinem Alter gar zu ernsthaft zu seyn. Ich fand, daß sie als eine Tyranninn handelte, da sie wollte, ich sollte mich meiner Vergnügungen berauben und mich nur zu ihr halten. Unvermerkt vernachläßigte ich sie; ich that noch mehr, mein Schatz. Weil ich mich oft unter ihren Feinden befand, so nahm ich nach und nach deren Gesinnungen an, und ich sterbe fast vor Schande, da ich es Ihnen gestehe: ich trat deren Partey wider diejenige bey, der ich alles zu danken hatte.

Frl. Aufrichtig.

Nein, meine liebe Gut, Sie sind einer solchen schändlichen That nicht schuldig gewesen; Sie haben nur bloß sehen wollen, was ich dazu sagen würde. Wenn ich Sie einer solchen Undankbarkeit fähig hielte, so würde ich Sie als ein Ungeheuer fliehen.

Frl. Verständig.

Armes Fräulein Aufrichtig, Sie haben sich von der Allegorie meiner lieben Gut hintergehen lassen. Sehen Sie nicht, daß dieses Staatsverbrechen, worein sie verwickelt worden, Adams Verbrechen ist, daß der so gerechte und so gütige König Gott ist, daß diejenige Person, die ihr Gut aufopfert, Jesus Christus ist, wovon sie uns will glauben lassen, sie sey dessen Feindinn durch den fleißigen Umgang mit der Welt geworden, deren Gedanken und Grundsätze sie angenommen hat, wie sie saget.

Frl. Aufrichtig.

Ich gestehe es, mein Fräulein, ich bin ertappet worden, weil ich die schöne Gewohnheit habe, zu reden, ehe ich denke, oder vielmehr, ehe ich so denke, wie es sich gehöret. Nennet aber meine liebe Gut dieses

da Verbrechen; wer hat sich solches nicht in seiner Jugend vorzuwerfen?

Madem. Gut.

Und da haben Sie ein sehr gefährliches Vorurtheil, mein Schatz. Alle rechtschaffene Leute sind undankbar gegen Gott in ihrer Jugend; also ist es kein Verbrechen. Wie? wird man nur gegen den Schöpfer treulos seyn können, ohne sich zu verunehren? Wenn ich nur den tausendsten Theil von dem, was ich wider meinen Gott gethan habe, gegen seine Geschöpfe gethan hätte, so würden Sie mich als ein Ungeheuer ansehen; ich würde Ihre Hochachtung verlieren. Allein, ich habe nur meinen Schöpfer verrathen, gut: das ist eine Kleinigkeit, die nicht Ihre Verachtung verdienet; alle Welt thut das. Was für eine Entschuldigung, meine lieben Kinder! Begreifen Sie jetzt wohl die Gefahr der Vorurtheile. Ach! was ich Ihnen sage, rühret Sie in diesem Augenblicke; Sie werden es bald vergessen. Es hat der Welt gefallen, die Meynung einzuführen: man könne schon seinem Gotte ungestrafet sein Wort und seine Treue brechen. Dieses Vorurtheil wird Sie, wie tausend andere, die eben so gefährlich sind, unter das Joch bringen, wofern Sie nicht die glückliche Gewohnheit annehmen, alles zu untersuchen, was Sie nach dem Lichte des Evangelii glauben.

Igfr. Landmänninn.

Ich begreife die Wichtigkeit dieser Untersuchung, woran ich bis auf diesen Tag nicht gedacht habe, besser, als jemals, meine liebe Gut. Ich schmeichele mir, daß ich viele Dinge als wahr glaube: ich gestehe aber, daß ich sie glaube, so wie ich Fabeln glauben würde, denen man ein wahrscheinliches Ansehen gege-

ben hätte. Ich habe nur eine kleine Unruhe, meine liebe Gut, nämlich daß das Leben, dem man mich unterwerfen will, mir nicht eine Minute Zeit läßt, diese Untersuchung an zu stellen. Alle diese Fräulein haben nicht mehr Zeit, als ich. Wir müssen uns also entschließen, für Sonderlinge und für lächerlich gehalten zu werden, wenn wir anders leben, als andere; oder aber den Vorurtheilen gutherzig folgen, wenigstens denjenigen, die unter den vernünftigsten Personen eingeführet sind.

Madem. Gut.

Wollten Sie mir wohl sagen, was Sie unter den vernünftigsten Personen verstehen. Kennen Sie deren eine große Anzahl? Antworten Sie mir, Fräulein Luise.

Frl. Luise.

Das sind beynahe alle Personen, mit denen ich Umgang habe. Dank sey es der Sorgfalt meiner Aeltern, ich kenne wenig andere.

Madem. Gut.

Das lehret uns nichts, mein Schatz; ich wende mich wieder zur Jungfer Landmänninn, von der ich eine Erklärung fordere.

Jgfr. Landmänninn.

Vor einem kleinen Weilchen, meine liebe Gut, würde ich beynahe wie das Fräulein Luise geantwortet haben: ein Augenblick Nachdenken aber hat mir Licht gegeben. Man muß nur allein diejenigen vernünftig nennen, die sich durchaus nach den Einsichten der Vernunft aufführen, und anstatt daß ich gesaget, wir folgeten denen Vorurtheilen, die unter den vernünftigsten Personen eingeführet sind, sollte ich sagen, denjenigen, die am wenigsten thöricht sind.

Madem.

Madem. Gut.

Was für Zuflucht, mein Schatz, ist doch die Beruhigung bey den Einsichten solcher Leute! Sie haben mir eine Erklärung gegeben. Sind Sie damit zufrieden, Fräulein Luise? Ich glaube, ich sehe es Ihnen am Gesichte an, daß Sie von diesem Urtheile appelliren.

Frl. Luise.

Ja, meine liebe Gut, ich kenne eine große Anzahl Frauenzimmer, die ganz und gar nicht thöricht sind.

Madem. Gut.

Das ist auch noch ein Vorurtheil, mein Schatz. Damit ich Sie davon überzeuge, so will ich Ihnen das Bild einer vernünftigen Frau entwerfen. Ich werde es um so viel lieber thun, weil Sie auf dem Punkte stehen, auf Ihr Wort und ohne geführet zu werden, in die große Welt zu treten. Dieser neue Stand hat große Pflichten, wovon Sie unterrichtet seyn müssen, und deren Erfüllung die vernünftige Frau ausmachet.

Sie werden viererley Pflichten zu erfüllen haben; die Pflichten einer Christinn, wovon ich nichts sagen will, weil Sie solche erfüllen werden, wenn Sie die drey andern recht erfüllen. Sie werden also Pflichten, als Ehegattinnen, als Hausmütter und als vornehme Frauen haben. Ich werde heute nur von den erstern mit Ihnen reden und die andern auf die folgende Stunde verschieben.

Eine vernünftige Ehegattinn, welche erwägt, daß alles Glück ihres Lebens darinnen besteht, daß sie das Herz und die Hochachtung ihres Gemahles behält, muß alles anwenden, daß sie es dahin bringe. Jetzo, meine Fräulein, sehen Sie diejenigen, welche Sie heurathen sollen, zärtlich, unterthänig, aufmerksam,

gefällig gegen alles, was Sie wollen, und sogar auch gegen Ihren Eigensinn. Prägen Sie sich es immer recht fest ein, daß Ihre Herrschaft an dem Tage Ihrer Verheurathung zu Ende gehen, und Ihrer zu Männern gewordenen Liebhaber ihre anfangen wird.

Igfr. Eitelfreundinn.

Das kann ich mir eben unmöglich einbilden. Wenn Sie mich davon überzeugen könnten, so wollte ich angeloben, mich niemals zu verheurathen. Aber Gotte sey Dank, ich habe nichts zu befürchten. Herr Wilhelm ist die Gefälligkeit selbst; es sey nun, daß es sein Naturell ist, oder daß ich ihn dazu gewöhnet habe; es ist nicht möglich, daß er in Ansehung meiner sein Betragen ändere; und ich gestehe es Ihnen, wenn er es thun wollte, so würde ich eben nicht Lust haben, es zu leiden.

Madem. Gut.

Sorgen Sie denn also dafür, mein Schatz, daß Sie den Prediger vorher gewinnen. Ohne Zweifel wird er die Gefälligkeit haben und etwas in der Trauungsformel ändern. Gemeiniglich läßt man die Männer darinnen versprechen, daß sie ihre Weiber lieben wollen, und den Weibern saget man, daß sie ihren Männern gehorchen sollen. Man wird Ihren Gemahl versprechen lassen, Ihnen zu gehorchen, und sich nicht an das kehren, was der Allmächtige zu Even sagete: Dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn, und er soll dein Herr seyn.

Igfr. Eitelfreundinn.

Nein, meine liebe Gut, ich will meinem Manne nicht befehlen; er wird sich schon nach meinem Willen, oder wenn Sie wollen, nach meinem Eigensinne gern bequemen. Er hat es mir versprochen; er hat

es mir zugeschworen; er hat sogar das Versprechen aufschreiben wollen.

Madem. Gut.

Vermuthlich auf ein Baumblatt? und der erste Wind wird das Versprechen wegführen. Armes Kind, wie beklage ich Sie, wie elend werden Sie seyn! Ich wette, Jungfer Zinna denket nicht so, wie Sie.

Jgfr. Zinna.

Mein Bräutigam hat mir nichts versprochen; und ich wollte nach der Kenntniß, die ich von seiner Gemüthsart habe, fast schwören, daß ich eine Frau seyn werde, der am wenigsten widersprochen wird. Ich werde so gar versuchen, daß es niemals geschieht; denn ich werde nichts wollen, als was ihm Vergnügen machen wird.

Madem. Gut.

Und dadurch wird es Ihnen glücken, daß Sie ihn unter das Joch bringen. Dieß ist das einzige Mittel, unsere Herrschaft in dem Ehestande sicher zu stellen. Eine beständige Gefälligkeit benimmt einem Manne die Kraft, sich seiner Gerechtsamen zu bedienen. Ich habe viel Hochachtung für Ihren künftigen Gemahl, mein Schatz, und viel Vertrauen zu Ihren Versprechungen. Machen Sie sich indessen Rechnung, daß es in den am besten gepaarten und in den glücklichsten Ehen stets einige Beschwerlichkeiten giebt; und daß eine Frau, wenn sie in diesem Stande glücklich seyn will, ihren Neigungen und ihrem Willen muthig entsagen muß, damit sie sich nach ihres Mannes seinem richte.

Frl. Lucia.

Ich begreife wohl, daß dieses Opfer bey einem Manne leicht ist, den man hoch schätzet und liebet: es muß aber hart seyn, sich für jemand also aufzu-

opfern, den man uns wider unsere Neigung gegeben hat, und der weder Witz noch Verstand genug hat, dasjenige ein zu sehen, was man für ihn thue, und einem solches an zu rechnen.

Madem. Gut.

Ich glaube, mitten in Athen oder in dem heidnischen Rom zu seyn, wenn ich so urtheilen höre. Wer saget Ihnen, mein Fräulein, daß Sie Ihren Geschmack und Ihre Neigungen Ihrem Manne aufopfern müssen? Wer will Sie überreden, daß Sie bey einer ganz menschlichen Ergebenheit die Stärke finden würden, in der Entsagung Ihrer selbst zu beharren? Ihrer Pflicht werden Sie sich aufopfern müssen, mein Schatz. Gott hat Ihnen gebothen, Sie sollen Ihrem Manne gehorchen. Aus Gehorsame gegen Gott wird es geschehen, daß Sie Ihren Willen unterwerfen werden. Wenn Sie von diesem Bewegungsgrunde beseelet sind; was wird Ihnen an dem Uebrigen gelegen seyn? Ist Gott nicht groß, nicht reich, nicht freygebig genug, Ihre Treue gegen seine Befehle zu belohnen? Ihr Gemahl wird vielleicht ein Unmensch, ein Dummkopf, ein Heuchler seyn, der Ihnen seine wirklichen Laster unter scheinbaren Tugenden wird verhehlet haben. Allein, so wie ich ihn auch setze, so hat Gott seine Absichten und seine Anschläge dabey gehabt, da er erlaubet hat, daß er Ihr Gemahl werde. Vielleicht war die Geduld, ihn zu ertragen, der einzige Weg zur Seligkeit für Sie. Vielleicht ist die Bekehrung dieses Gemahles mit den Beyspielen der Tugend verknüpfet, die Sie ihm durch Ertragung seiner Laster und seiner übeln Begegnungen geben werden. Erinnern Sie sich, daß Sie, als eine Sünderinn, der Buße bedürfen, und daß in den Augen des Glaubens ein

Zustand,

Zustand, welcher beständige Gelegenheiten zu leiden darbeut, ein kostbarer Zustand ist. Außer dem, mein Fräulein, wie ich Ihnen schon gesaget habe, bilden Sie sich nicht ein, daß eine bloß natürliche Ergebenheit Ihnen hinlängliche Kräfte verschaffen könne, die Fehler des besten Ehegatten zu ertragen. Es gehöret dazu, wie zu allen Sachen, eine besondere Gnade Gottes. Er versaget sie denjenigen niemals, die ihn darum bitten, und die ihm durch Erfüllung ihrer Pflichten zu gefallen suchen. Er verwirret aber diejenigen, die nur dem Geschöpfe zu gefallen suchen, indem er erlaubet, daß eine Zuneigung, wovon er nicht der Bewegungsgrund war, verschwinde, und dem Ekel und zuweilen auch dem Hasse Platz mache.

Frl. Luise.

Ich habe nicht ein Wort zu antworten, meine liebe Gut. O Christenthum, wie wirst du verabsäumet, wie wenig gekannt, wie wenig in Betrachtung gezogen, wie wenig ausgeübet! Alles, was ich sehe, fängt an, mich von einem recht eingewurzelten Vorurtheile zu heilen. Ich habe bis auf diesen Tag, aber ganz sachte, zu mir gesaget: Ihre Lehre wäre gar zu streng; die Jugend wäre die Zeit wohlanständiger Vergnügungen und nicht der Ueberlegungen; Sie wollten uns vor der Zeit alt machen. Ich erblicke nunmehr die Nothwendigkeit, diese Partey zu ergreifen. Diese wohlanständigen Vergnügungen nehmen die Zeit hin, und lassen uns keine zum Nachdenken. Aus Mangel des Nachdenkens hält man sich für eine Christinn, weil man seine Art zu denken nicht mit den Grundsätzen des Evangelii vergleicht; weil man keine Christinn ist, so wird man strafbar und elend. Wie sehr bedaure ich die Zeit, meine liebe Gut, die ich in der

Zerstreuung verloren habe, und wie sehr bin ich entschlossen, geizig auf die Augenblicke zu werden!

Jgfr. Eitelfreundinn.

Wie können Sie sagen, daß Sie nicht sattsam nachgedacht haben? Ich weis von Ihrer Muhme, daß Sie des Morgens und des Abends eine halbe Stunde mit Nachdenken zubringen. Dieses fällt Ihrer Kammerfrau grausam verdrüßlich.

Frl. Luise.

Wissen Sie, mein Schatz, wie ich diese halbe Stunde zubringe? Ich mache meinen Kopf leer von der Komödie, die ich gesehen habe, von dem Balle, wo ich gewesen bin, oder wo ich hingehen soll, von denen Unterredungen, die ich gehöret habe u. s. w. Alles dieses machet ein solches Geräusch in meinem Kopfe, daß meine arme halbe Stunde vergangen ist, ohne daß ich etwas gethan habe. Ich gestehe indessen doch aufrichtig, daß ich sie auf dem Lande nicht so schlecht anwende. Dieses dienet noch, mich zu überzeugen, daß derjenige, der über seine Pflichten nachdenken will, um sich in den Stand zu setzen, daß er solche ausüben könne, sich der Zerstreuung entreißen muß, worinnen man zu unserer Zeit lebet. Ach Fräulein Aufrichtig, wie Sie gähnen!

Frl. Aufrichtig.

Ich gestehe es, die Vorstellung von dieser Eingezogenheit, der Sie uns unterwerfen wollen, machet mich halb krank. Das verhindere Sie aber nicht, fortzufahren; ich weis ein gutes Hülfsmittel dawider, und ich werde mich dessen bedienen.

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz, unsere Lehrstunde hat sehr lange gedauret, und ich entschuldige Ihren Ueberdruß zu

Ihrem Besten. Wir wollen ein anderes Mal nicht so viel moralisiren.

Der III Tag.

Frl. Lucia.

Ich bin vor den andern Fräulein gekommen, meine liebe Gut; ich wünschete gern, mit Ihnen insbesondere zu reden.

Madem. Gut.

Ich bin bereit, Sie an zu hören, mein Schatz.

Frl. Lucia.

Sie wissen, meine liebe Gut, ich stehe durchaus unter niemanden, sondern bin ganz mein eigen, weil mir Gott meinen Vater und meine Mutter genommen hat, und weil mein Alter mich frey spricht, denjenigen zu gehorchen, die ihre Stelle bey mir vertreten haben. Diese Unabhängigkeit, worinnen ich bin, setzet mich in die größte Verlegenheit von der Welt. Es zeiget sich für mich eine Partey, die zehnmal reicher ist, als ich hoffen kann. Es ist ein Mann, der hübsch aussieht, der gute Sitten hat, und von allen rechtschaffenen Leuten hochgeschätzet wird. Es hat mir stets in seiner Gesellschaft gefallen; und ich glaubete, Freundschaft für ihn zu haben. Seitdem er sichs hat einfallen lassen, mich zur Ehe zu begehren, so scheint es mir, daß er mir misfällt; und ich finde wohl zwanzig Ursachen, ihn aus zu schlagen. Mein Oheim wünschet diese Heurath: ich habe aber keine andere Ursache, als Freundschaft, seinem Rathe Gehör zu geben; und dieser Bewegungsgrund, dünket mich, ist nicht hinlänglich, mich zum Entschlusse zu bringen.

 Madem.

Crusius sc.

Der Frau
Maria le Prince de Beaumont
nöthige
Unterweisungen
für
junges Frauenzimmer,
welches
in die Welt tritt und sich verheurathet,
als der Verfolg
des Magazins für junge Leute,
nach deutscher Art eingerichtet,
von
Johann Joachim Schwaben.

R

Zweyte und verbesserte Ausgabe.

Mit allergnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht
der Verfasserinn.

Warum hat dich Gott auf die Welt gesetzet? fraget man die Kinder, wenn man sie die ersten Grundsätze des Christenthumes lehret. Man lehret sie antworten, damit ich ihn erkennen, ihn lieben, ihm dienen und dadurch zum ewigen Leben gelangen solle. Wenn ein Heyde unter uns käme, welcher die Art und Weise betrachtete, wie man die Jugend erzieht, und man fragete ihn darauf: Zu welchem Ende, glaubet ihr, sind diese Kinder auf die Welt gekommen? so wür=

würde er gewiß nach unsern Gebräuchen antworten, damit sie ihr Glück machen, damit sie in der Welt schimmern, damit sie darinnen Ruhm erwerben, damit sie fremde Sprachen reden, damit sie sich lustig machen. Ich fordere ihn auf, ob er wohl muthmaße, daß wir einen andern Endzweck haben. Muthmaßen es denn die Aeltern? Ich glaube es nicht. Wo ist der Vater, welcher seinen Sohn, wenn er einen Rechtsgelehrten aus ihm machen will, nicht bey Zeiten zur Erlernung der Gesetze anhält? Vergebens beklaget sich der junge Mensch, daß er drey Viertheile seines Lebens bey unangenehmen Büchern angeleimet zubringen muß. Wenn er klein ist, so stäupet man ihn, damit man ihn zum Fleiße zwinge. Ist er groß, so wiederholet man ihm die großen Wörter Ehre, Ruhm, Vermögen; und man bringt es dahin, daß man ihn vermag, den stärksten Widerwillen zu überwinden. Warum verändert man nicht diese Catechismusfrage und setzet eine andere dafür, die der Aufführung gemäß ist, welche man in Ansehung ihrer beobachtet? Denn wenn man mir sagete, man trüge ihren Unterricht in Ansehung dieses Endzweckes jemanden auf: so würde ich die Aeltern fragen, ob sie sich denn auch so auf die Lehrmeister verließen, welche die weltlichen Wissenschaften lehreten, ohne daß

sie sich von deren Fähigkeit versichert hätten, ohne daß sie auf ihren Fortgang Acht gäben, und ohne daß sie sich wegen ihres Erfolges beunruhigten?

Noch mehr, ich arbeite nun seit zwölf Jahren, ihre Kinder zu Folge dieser Antwort des Catechismus zu unterrichten. Was habe ich dabey gewonnen? Einige durch ungestümes Anhalten entrissene Unterzeichnungen auf meine herausgegebenen Schriften, den Ruhm, ich sey eine lächerliche Scheinehrbare oder **Prüde**, die eine neue Regel machen und gar zu strenge Ausübungen erfinden will, die nicht für Standespersonen gemacht sind, welche in der großen Welt leben sollen. Hat denn aber Gott Sie und Ihre Kinder auf die Erde gesetzet, damit Sie in der großen Welt leben sollen? Erklären Sie entweder diese Antwort des Catechismus förmlich für eine Unwahrheit, oder räumen Sie ein, daß, anstatt daß ich zu viel davon sagen sollte, ich noch nicht genug davon sage. Damit Sie sich davon überzeugen, so denken Sie diesen Worten etwas nach.

Gott hat Sie auf die Welt gesetzet, damit Sie ihn erkennen sollen. Glauben Sie denn, daß diese göttliche Erkenntniß weniger

Zeit, weniger Sorgfalt, weniger Fleiß erfordere, als die Erlernung der Sprachen, der Musik, des Tanzens u. d. g.? Antworten Sie mir, Sie Hausväter und Hausmütter, die Sie so sorgfältig sind, die Naturgaben Ihrer Kinder anbauen zu lassen. Haben Sie mir als einer Sittenlehrmeisterinn solche anvertrauet? Ich habe mich wohl vorgesehen, daß ich einen solchen Titel nicht angenommen; ich würde Hungers gestorben seyn. Ich habe mich in und unter die Titel einer französischen Sprachmeisterinn, einer Lehrmeisterinn der Historie und Geographie verhüllen müssen.

Allein, es ist nicht genug, daß man sich nur von demjenigen unterrichte, was man glauben soll; man muß auch wissen, was man thun soll, damit man Gotte diene. Sie werden ihm niemals so dienen, wie es seyn muß, wofern Sie nicht durch das Nachdenken über das Evangelium von der Reinigkeit seiner Sittenlehre, von der Nothwendigkeit ihrer Ausübung, sich völlig überzeuget haben. Aus Mangel dieser Ueberzeugung führen Sie alle Augenblicke die Gebräuche und die Grundsätze der Welt an, damit Sie den Gebothen des Evangelii ausweichen oder sie kraftlos machen.

Man

Man hat mir tausendmal gesaget: Sie wollen also, daß wir allem entsagen sollen? Dieß ist die ewige Leyer; denn man möchte gern Gott und die Vergnügungen mit einander vergleichen, als wenn Jesus Christus nicht ausdrücklich gesaget hätte: **Niemand kann zweenen Herren dienen.** Ich habe diesen Ausspruch nicht gethan, sondern derjenige, der Sie erschaffen hat, und welcher das Recht besitzt, über ein Leben zu schalten und zu walten, welches ihm zugehöret. Warum scheint aber dieser Ausspruch hart zu seyn? Weil man nicht das Ziel erwägt, wozu uns die Erkenntniß, der Dienst und die Liebe Gottes führen; nämlich das ewige Leben, die ewige Seligkeit. Kann man wohl bey sich anstehen, viel eher das Mehrere, als das Wenigere, zu thun, damit man zu einem solchen Endzwecke gelange? Man vervielfältiget die Vorsichtigkeiten, wenn von zeitlichen Geschäfften die Rede ist. Man will lieber zwanzig oft unnütze Maaßregeln nehmen, als es an einem einzigen Punkte fehlen lassen. Nur bey der Gelangung zum ewigen Leben will man sich auf das einschränken, was genau nothwendig ist, und bedenket nicht, daß man fast allezeit verfehlet, das Ziel zu erreichen, wenn man nicht weiter zielet.

Ich ermahne meine Leserinnen, sich von diesen großen Wahrheiten völlig zu überreden, ehe sie mein Werk lesen: alsdann werden sie mich nicht beschuldigen, daß ich jungen Leuten gar zu strenge Pflichten vorgestellet habe. Fährt man indessen dennoch fort, sie so zu finden: so halte man sich deswegen an Jesum Christum. Er hat das Evangelium geprediget: ich habe nur meine Schülerinnen vermocht, darauf Acht zu haben.

Ich erinnere die Welt hier, daß sie nicht die Originale von meinen sich unterredenden Personen suche. Sie sind weder so gut, noch so böse, als ich sie hier abschildere. Ich habe den Grund der Gemüthsarten meiner Schülerinnen genommen, mich aber dabey nicht dem Zwange unterworfen, nichts weiter zu sagen, als das, was unter ihnen und mir vorgegangen ist. Ich habe auf einen wirklichen Grund gestickt und ihn verbrämet; also mache man keine boshafte Anwendungen. Ueber dieses so haben viele von diesen Namen keine Herren; es sind erdichtete Personen.

Es finden sich zwo oder drey Stellen, wo man mich beschuldigen könnte, ich hätte die Regel aus den Augen gesetzet, die ich

ich mir wegen der Religion vorgeschrieben hatte. Allein, das wird nur geschehen, wenn man nicht darüber nachdenket. Es ist eine andere Sache, von der Religion mit meinen Schülerinnen reden, und eine andere, sie rechtfertigen, wenn man sie solche verleumden lehret.

Bethen Sie die Bilder an, wie man von den Papisten saget, daß sie es thun? sagete eine von ihnen zu mir, die solches zu Hause sagen gehöret hatte. Man erkennet wohl, daß mein Stillschweigen ärgerlich gewesen wäre. Ich mußte antworten; und ich habe es durch die Versicherung gethan, daß meine Kirche verleumdet würde, daß sie vor der Abgötterey einen Gräuel hätte; und ich betheurete dabey, ich glaubete in den Bildern weder irgend eine Gottheit, noch irgend eine Tugend; die Ehre, die ich ihnen erwiese, bezöge sich nur gänzlich auf den Gegenstand, welchen sie vorstelleten; ich that nichts weiter, als daß ich die Lehre der römischen Kirche wiederholete, so wie sie in allen Catechismen steht. Wenn meine Schülerinnen geglaubet hätten, ich wäre fähig, eine Religion zu bekennen, worinnen man die Abgötterey duldete, so waren sie gar zu gut un-

terrichtet, als daß sie mich nicht eben so wohl, als meine Unterweisungen, würden verabscheuet haben. Hätten die Aeltern oder andere ihnen nicht drey oder vier Fragen von der Art eingeblasen: so würde ich nicht darauf geantwortet haben, wie das Gewissen, die Ehre, die Gerechtigkeit und die Wahrheit mich zu thun zwangen.

Verfolg des Magazines
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer.

Der I Tag.

Madem. Gut.

Fräulein Charlotte, fahren Sie mit der Geschichte des neuen Testamentes fort. Vorher aber, meine Fräulein, wollen wir unsere Herzen zu Gott erheben; wir wollen, wegen der Göttlichkeit der heiligen Schrift, ein andächtiges Werk thun; wir wollen mit Inbrunst um die Erleuchtung des heiligen Geistes ansuchen, damit wir von demjenigen einen Nutzen haben, was wir hören werden. Hieran muß man es niemals ermangeln lassen, ehe man das heilige Evangelium liest. Wir haben Gottes Beystand zu aller Zeit nöthig, vornehmlich aber, damit wir uns sein Wort zu Nutze machen. Ohne diesen Beystand würde es nur unsere Ohren rühren und nicht in unser Herz kommen. Erinnern Sie sich, das Wort Gottes ist niemals ohne Wirkung; es verhärtet diejenigen,

nigen, die es nicht bekehret. Lassen Sie uns vor Furcht zittern, wir möchten es diese erschreckliche Wirkung bey uns hervorbringen sehen.

Fräulein Charlotte.

Es lebete zu der Zeit ein römischer Kaiser, mit Namen Augustus. Dieser ließ ein Geboth ausgehen, es sollte alle Welt geschätzet werden; er befahl nämlich, es sollten alle Leute in seinem ganzen Lande gezählet werden. Dazu mußte nun ein jeder nach dem Orte und der Stadt gehen, wo seine Familie eigentlich her war, und daselbst seinen Namen aufschreiben lassen. Nach diesem Befehle macheten sich auch Joseph und Maria aus der Stadt Nazareth auf den Weg und giengen in das jüdische Land, nach der kleinen Stadt David, welche Bethlehem hieß, damit sie sich daselbst aufschreiben ließen. Denn sie waren beyde von dem Hause und Geschlechte Davids. Maria gieng damals hoch schwanger. Als sie nun dahin kamen, so fanden sie keinen Raum mehr in der Herberge; denn es waren viele Fremde da, und man sah gar wohl, daß Joseph und Maria arm waren: daher wollte sich niemand ihrentwegen einiger Bequemlichkeit begeben; und sie mußten sich in einem Stalle behelfen, wo ein Ochs und ein Esel waren. Hier kam nun Maria nieder und brachte einen Sohn zur Welt, welcher zugleich auch des Allerhöchsten, des ewigen Vaters Sohn war. Nicht weit davon waren Hirten auf dem Felde bey ihren Hürden, wo sie auch bey Nacht ihre Schafe hüteten. Auf einmal sahen dieselben einen großen Glanz, welcher rund um sie herum leuchtete; und sie erschracken gewaltig und fürchteten sich sehr. Es kam aber ein Engel zu ihnen und sagete: Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke wiederfahren

ren wird. Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt David. Ich will euch das Zeichen sagen, woran ihr ihn erkennen könnet. Ihr werdet das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen finden. Den Augenblick waren noch viele andere Engel da; die lobeten Gott und sangen: Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen! Mit diesem Gesange fuhren sie wieder gen Himmel; und die Hirten beredeten sich, sie wollten doch hingehen und ansehen, was ihnen der Herr verkündiget hätte. Sie liefen auch hurtig nach Bethlehem und fanden da das Kind in der Krippe. So gleich breiteten sie alles das aus, was ihnen von diesem Kinde gesaget worden. Alle Menschen, denen es zu Ohren kam, wunderten sich über das, was die Hirten sageten. Maria aber behielt alle diese Worte in ihrem Herzen und überlegete sie hin und wieder. Die Hirten giengen wieder hinaus auf das Feld und lobeten und priesen Gott für alles, was sie gehöret und gesehen hatten.

Madem. Gut.

Gestehen Sie nur, meine lieben Fräulein, daß diese Historie recht schön ist. Lassen Sie uns aber nicht vergessen, die wichtigen Betrachtungen zu machen, die sie veranlasset. Lassen Sie uns hören, Fräulein Maria, was für gute Gedanken solche in Ihrem Geiste erreget hat.

Frl. Maria.

Maria und Joseph jammern mich recht, daß sie nicht ein armseliges kleines Kämmerchen gefunden, wo sie hätten schlafen können, und daß sie genöthiget gewesen, in einen Stall zu dem Viehe zu gehen. Das ist fest ausgemacht, ich will mein ganzes Lebenlang mit

den Armen ein großes Mitleiden haben. Wenn ich welche sehen werde, so werde ich mich allezeit dieser Geschichte erinnern und sagen: Jesus war arm, wie diese Leute; ich will ihnen aus Liebe zu ihm, und als wenn er es selbst wäre, beystehen.

Fräul. Sturm.

Allein, meine liebe Gut, die Wunderwerke kosten Gotte ja nichts; und er schickete ja auch Engel zu den Hirten; warum that er denn nicht ein Wunder, damit er den Leuten zu Bethlehem zu erkennen gäbe, diese arme Frauensperson, welche sie nicht aufnehmen wollten, würde seinen Sohn, den Schöpfer des Himmels und der Erde, zur Welt bringen?

Madem. Gut.

Ich habe Ihnen schon gesaget, meine lieben Kinder, Jesus Christus kam auf die Welt, damit er nicht allein unser Heiland und Erlöser, sondern auch unser Lehrer und unser Muster sey; das ist, damit er uns durch sein Wort und sein Beyspiel unterrichte. Die Welt, welche Christi Feindinn ist, hat ein Grauen vor der Armuth und den Armen. Sie saget, diejenigen sind glücklich, welche viel Geld und alle ihre Bequemlichkeiten haben; welche in schönen Häusern wohnen; welche eine große Anzahl Gesinde halten können. Jesus hingegen wird uns bald sagen: Selig sind die Armen, selig sind, die da Leid tragen, die da verfolget, geschmähet werden. Ehe er uns aber diese großen Wahrheiten durch sein Wort lehret, so lehret er sie uns inzwischen durch sein Beyspiel. Er wählet, wie ich schon angemerket habe, eine arme Mutter, einen Stall zu seinem Pallaste, arme Hirten zu seinen ersten Anbethern. Er scheint uns dadurch zu sagen: Scheuet die Armuth und das Leiden nicht,

ihr, die ihr meine Kinder, meine Jünger, meine Lieblinge seyd. Wenn der Reichthum und die Vergnügungen wahre Güter wären, so würde ich sie meiner Mutter und Josephen gegeben haben; ich würde diese Hirten, welche mir wegen ihres unschuldigen Lebens angenehm waren, auf einmal reich gemacht haben; ich würde ihnen die Mittel gegeben haben, daß sie nicht die Nacht auf dem Felde hätten zubringen und allem Ungestüme und aller Rauhigkeit der Luft hätten ausgesetzet seyn dürfen. Ich sage es aber noch einmal, der Reichthum und die Vergnügungen sind keine wahre Güter, und meine Jünger, das ist die Christen, sollen sich nicht daran hängen.

Frl. Verständig.

In Wahrheit, meine liebe Gut, Sie machen, daß ich zittere und bebe. Ich bin keine wahre Christinn; es giebt auch keine oder fast gar keine in der Welt. Wer sind diejenigen, die das lieben und hochschätzen, was Jesus geliebet und hochgeschätzet hat?

Madem. Gut.

Beynahe kein Mensch, mein Schatz. Die Liebe zu den falschen Gütern hat sich aller Herzen bemächtiget. Sie aber, die Sie noch jung sind, eilen Sie, daß Sie wahre Jüngerinnen Christi werden. Sie sind reich; werden Sie dadurch geistlich arm, daß Sie sich nicht an diese falschen Güter hängen. Wünschen Sie deren ja nicht noch mehr, beneiden Sie das Schicksal derjenigen nicht, die reicher sind, als Sie, sondern zittern Sie vielmehr, daß Sie nicht würdig gefunden worden, arm zu seyn. Diese großen Lehren des Christenthumes müssen sich in Ihren Herzen dergestalt fest setzen, daß die vergifteten Reden der Weltleute sie nicht daraus vertilgen können.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Es kömmt mir ein sonderbarer Gedanken ein, meine liebe Gut. Wenn Sie jemand hörete, so würde er sagen, Sie wollten uns zu Pietistinnen, zu Herrnhutherinnen machen und Heilige aus uns bilden. Bedenken Sie also, daß wir bestimmet sind, in der Welt zu leben; und man würde sich nur über uns aufhalten, wenn wir nicht so redeten, wie andere Leute reden.

Madem. Gut.

Ich weis nicht, was man unter den Pietistinnen und Herrnhutherinnen eigentlich versteht, mein Schatz. Wenn man aber diesen Namen denjenigen giebt, welche den Lehrsätzen des Evangelii genau folgen wollen, so muß man eine Pietistinn oder Herrnhutherinn seyn, oder in die Hölle gehen; wählen Sie! Wenn es auf mich ankömmt, so will ich gewiß Heilige aus Ihnen bilden; und das wird doch nicht verhindern, daß Sie in der Welt nicht als Standesfräulein leben sollten. Man muß Sie nicht so wohl durch Ihre Reden, als vielmehr durch Ihr Thun und Lassen, durch Ihre Gedanken und Begierden, von andern unterscheiden. Wenn sich die Welt über Sie aufhält, weil Sie als Christinnen leben; wenn sie saget, Sie hätten keinen Verstand; wenn sie Sie verachtet: nun wohl, das ist unserm Herrn Christo auch begegnet. Sind Sie nicht gar zu glücklich, wenn Sie Ihrem Herrn gleichen? Was haben Sie für Betrachtungen gehabt, Fräulein Luise?

Frl. Luise.

Ich bewundere es, wie die Vorsehung mit den Anschlägen der Menschen spielet und das Mittel findet, sie zu ihrer Verherrlichung und zu ihren Absichten dienen zu lassen. Gott hatte von Ewigkeit her beschlos-

sen, Jesus Christus sollte in der Stadt Bethlehem geboren werden; die Propheten hatten es also geweissaget. Indessen lebeten doch Joseph und Maria ziemlich weit von dieser Stadt; und es war, ohne einen ausdrücklichen Befehl von Gotte, nicht natürlich, daß Maria suchen sollte, daselbst nieder zu kommen. Giebt ihr denn nun Gott diesen ausdrücklichen Befehl? Nein, gar nicht. Gott folget fast immer der Ordnung der Natur. Er nimmt seine Zuflucht zu keinem Wunderwerke, sondern wendet die Begebenheiten des Lebens an, welche das wenigste Verhältniß damit zu haben scheinen, daß solches geschehen muß. Die Schätzung des Volkes, nach des Kaisers Augustus Absichten, ist ein Werk seiner Eitelkeit oder seiner Staatsklugheit, und vielleicht aller beyder zusammen. Gott bedienet sich dessen, damit er Josephen und Marien an den Ort brächte, wo der Messias sollte geboren werden, und dasjenige erfüllet würde, was die Propheten davon vorher gesaget hatten.

Madem. Gut.

Ihre Betrachtung ist vortrefflich, mein Schatz, und wir fühlen uns in den verschiedenen Begebenheiten des Lebens nur bloß deswegen beunruhiget, weil wir solche Betrachtung nicht oft machen. Gönnen Sie mir recht alle Ihre Aufmerksamkeit, meine lieben Fräulein; was ich Ihnen sagen will, ist von der äußersten Wichtigkeit. Wir sageten vor einiger Zeit, Gott hätte uns erschaffen, daß wir glückselig seyn sollten; wie kann aber diese Glückseligkeit mit der Bosheit der Menschen bestehen, welche uns sehr oft zu schaden suchen? Ich bin mit Ihnen einig, daß sich die meisten, die um uns sind, wider unsere Glückseligkeit verbinden: ich behaupte aber auch zu gleicher Zeit, daß alle ihre

Bemühungen ohnmächtig sind. Vor einigen Jahren wurde ein sehr rechtschaffener Mann von einer abzehrenden Krankheit befallen, wovon alle Aerzte nichts verstunden. In diesem Zustande laurete ihm ein Mensch, der sein Feind war, des Abends in dem Winkel einer Straße auf, um ihn zu ermorden, und stieß ihm seinen Degen durch den Leib. Jungfer Schönichinn, sehen Sie dieses nicht als ein Unglück für diesen armen Mann an?

Jgfr. Schönichinn.

Ganz gewiß, meine liebe Gut; es ist allezeit ein Unglück, wenn man mit einem Degen gestochen wird.

Madem. Gut.

Gar nicht, mein Schatz. Die Krankheit dieses Mannes war ein Geschwür an der Leber, woran er in kurzer Zeit hätte sterben müssen. Dieser Stich eröffnete das Geschwür und machete ihn ganz gesund. Bemerken Sie zweyerley bey dieser Begebenheit, meine Fräulein: das Verbrechen des Meuchelmörders, welcher seinen Feind tödten will, und die Art und Weise, wie Gott den Stich lenket, damit er diesem Manne das Leben erhalte. Eben so verhält es sich mit allen Begebenheiten des Lebens, welche am verdrüßlichsten zu seyn scheinen. Gott läßt die zweyten Ursachen frey handeln und lenket sie stets zum Besten derjenigen selbst, denen die Menschen schaden wollen.

Frl. Heftig.

Sehr wohl, meine liebe Gut: allein, die Degenstiche, welche die Geschwüre eröffnen, sind sehr selten, und die, welche tödten, sehr gemein. Wenn dieser Mensch, der seinem Feinde die Leber durchstach, ihm dafür das Herz durchstochen hätte; was würden Sie gesaget haben? Würden Sie uns wohl überreden wollen,

len, diese Begebenheit wäre für den Todten glücklich gewesen?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz, ich würde es Ihnen nicht sagen: Jesus Christus aber wird es Ihnen in dem Evangelio sagen. Fürchtet euch nicht vor denen, saget er zu uns, die den Leib tödten können. Die Furcht ist eine natürliche Bewegung, eine Leidenschaft, die Gott in uns geleget hat, damit wir alles dasjenige vermeiden, was uns schaden kann. Gott kann sich selbst nicht widersprechen, und nicht zu gleicher Zeit wollen, daß wir uns vor dem Uebel fürchten und nicht fürchten sollen. Er saget uns, wir sollen uns nicht vor dem Tode fürchten: der Tod ist also kein Uebel. Einen Stich mit einem Degen erhalten ist kein Unglück; und wenn Gott zuläßt, daß ein solcher Stich einen Menschen tödtet, so ist es ganz gewiß, der Tod war für diesen Menschen besser, als das Leben. Vielleicht war er auf dem Punkte, einer Versuchung unterzuliegen, oder Beschwernisse zu erfahren, wider welche sein Muth nicht stark genug gewesen seyn würde. Ich erinnere mich eines Gedankens, welcher mich bey dem Tode meiner Mutter rührete. Ich war nur erst eilf Jahre alt, und gleichwohl gab mir die gute Erziehung, die ich erhalten hatte, sehr richtige Gedanken ein. Meine Mutter zersprengete sich bey der besten Leibesbeschaffenheit, bey der stärksten Gesundheit, eine Ader im Spielen, und starb ohne Krankheit, nachdem sie alle ihr Blut verloren hatte. Jedermann beklagete sie; nur ich nicht. Wir waren einer großen Armuth sehr nahe; und ich behaupte stets, der Tod meiner Mutter war eine glückliche Begebenheit für sie; weil er sie dem Schmerze entriß, den ihr die Zerstreuung ihrer Kinder und die Un-

möglichkeit, sie nach ihrem Stande an zu bringen, würde verursachet haben.

Jgfr. Landmänninn.

Ich räume das ein, meine liebe Gut: allein, war denn also das Leben, welches Ihnen Gott ließ, ein Uebel für Sie, nach diesem Grundsatze, weil Sie denen Uebeln ausgesetzet blieben, die Sie für unerträglicher halten, als den Tod?

Madem. Gut.

Sie kamen mir so vor: das ist aber kein Beweis, daß sie es auch wirklich waren; und die Folge hat mir gezeiget, daß diese Armuth, die ich so fürchterlich fand, die Mutter meiner Geschicklichkeiten, und aller meiner Brüder und Schwestern ihrer gewesen. Seyn Sie denn also versichert, meine Fräulein, alle Begebenheiten sind in den Händen Gottes, der sie zur Erfüllung seiner Absichten bey seinen Geschöpfen dienen zu lassen weis; wie er des Kaisers Augustus Eitelkeit zur Erfüllung der Prophezeyungen dienen ließ. Und dieser Gewißheit zu Folge lassen Sie uns mitten unter den allerverdrüßlichsten Zufällen geruhig seyn; weil sie von der Hand eines unendlich gütigen und weisen Vaters angewendet werden. Fräulein Lucia, hat Ihnen das Evangelium, welches wir wiederholet haben, nichts eingegeben?

Frl. Lucia.

Eine grosse Ehrerbiethung gegen die Befehle meiner Obern. Jesus Christus lehret uns schon selbst vor seiner Geburt, wir müßten unsern Herren gehorchen, so boshaft sie auch seyn möchten. Denn er giebt seiner Mutter und Josephen ein, dem ausschweifenden Befehle des Kaisers Augustus zu gehorchen, welcher sich nicht scheuet, zur Befriedigung seiner Grille,

le, fast das ganze Land zu beunruhigen, indem er eine große Anzahl Personen nöthiget, beschwerliche Reisen zu thun, welche die Geschäffte der Armen ungemein in Unordnung bringen mußten.

Madem. Gut.

Diese Betrachtung ist auch noch sehr wichtig. Bemerken Sie hier, meine Fräulein, eines der schönsten Kennzeichen der christlichen Religion, ein Kennzeichen, welches deren Göttlichkeit beweist. Sie errichtet und erhält die gute Ordnung in der Welt, indem sie uns ein unverbrüchliches Gesetz aus dem Gehorsame machet, den wir unsern Herren schuldig sind. Was für ein ruhiger Aufenthalt würde doch die Erde seyn, wenn sie nur von Christen bevölkert wäre!

Frl. Sophia.

Europa ist ganz von Christen bevölkert: indessen ist es doch nicht ruhiger, als die andern Theile der Welt.

Madem. Gut.

Haben Sie schon vergessen, mein Schatz, was es heißt, ein Christ seyn? Und wenn Sie sich dessen noch erinnern, getrauen Sie sich da wohl, zu sagen, Europa sey von Christen bevölkert? Ich wiederhole es, mein Kind, und ich werde es bis an mein letztes Ende wiederholen: alle diejenigen, welche sagen, ein herzhafter Mann müsse keine Beschimpfung ertragen, er sey verunehret, wenn er sich nicht räche, sind keine Christen; diejenigen, welche glauben, reich seyn, angesehen seyn, geehret seyn, sey glückselig, sind keine Christen; diejenigen, welche sich nur zu belustigen denken, die vom Morgen bis auf den Abend nur mit den Mitteln beschäfftiget sind, sich Zeitvertreibe zu verschaffen, sind keine Christen; die Geizigen, die Verschwender, die Afterredner, die Gefräßigen, die Faulen,

ken, die Wollüstigen sind keine Christen; und nur bloß deswegen, weil alle diese Leute keine Christen sind, ist die Erde ein trauriger und elender Aufenthalt.

Frl. Sophia.

Nun wohl, zum Exempel, meine liebe Gut, ich bin Ihren Meynungen fast in allem zuwider. Sie sageten nur erst vor einem Augenblicke, Gott lenkete durchaus alles das, was sich zutrüge. Ich glaube es, wie Sie, bey Sachen von Wichtigkeit. Allein, mein Handschuh fällt auf die Erde; soll ich da denken, Gott habe damit zu thun? Ich spiele mit meinen Schwestern in der Karte; ich gewinne ihnen ein Paar Groschen ab: hat ihnen da Gott üble und mir gute Karten zugeschickt? Das heißt Gott erniedrigen, wenn man ihn mit solchen Lappereyen belästiget *). Sie sagen jetzt, die Erde sey ein trauriger und elender Aufenthalt, und ich finde sie als einen so angenehmen Ort, daß, wenn mir Gott meinen Willen ließe, ich kein anderes Paradies haben möchte, als darinnen so zu leben, wie ich jetzt darinnen bin.

Madem. Gut.

Stopfen Sie Ihre Ohren zu, meine Fräulein, damit Sie solche Gotteslästerungen nicht anhören; oder lassen Sie uns vielmehr alle zusammen unsere Herzen zu Gott erheben und ihn ernstlich anflehen, daß er doch Erbarmen mit der Blindheit dieses armen Kindes haben wolle. Ja, mein Schatz, Sie sind in dem mit-

leidens-

*) Man erzittert über diese Rede. Zum Unglücke aber ist sie keine Erdichtung, saget die Verfasserinn. Sie ist mir von Worte zu Worte vorgebracht worden. Ein Frauenzimmer hat sich über mich aufgehalten, weil ich ihr sagete, sie müßte Gott um gutes Gesinde bitten. Indessen wird sie doch für gottesfürchtig gehalten.

leidenswürdigsten Zustande. Arme Unvernünftige! die, wenn es ihr möglich wäre, dem Besitze ihres Gottes entsagen wollte, die an seiner Vorsehung zweifelt! Sie setzen mich aber, selbst in dem Augenblicke, wo Sie mich erzittern lassen, nicht in Erstaunen. Das Vergnügen ist Ihr Abgott. Ob Sie gleich noch in dem zartesten Alter sind, so haben Sie sich doch demselben mit einer solchen Heftigkeit ergeben, daß es schon Ihr natürliches Licht des Verstandes verdunkelt, und alle Begriffe der Gottesfurcht in Ihrem Herzen ausgelöschet hat. Glauben Sie nicht, armes Kind, daß der Verdruß darüber, daß ich Sie einer andern Meynung sehe, als ich bin, Ihnen diese Verweise zuzieht. Ich habe nicht von mir selbst geredet; und was Sie meine Meynungen nennen, das sind Christi Lehren. Antworten Sie mir nichts darauf, mein Schatz; ich sehe Sie gedemüthiget: Sie sind aber weder gerühret, noch überzeuget. Alle diese Fräulein und ich, wir wollen Gott bitten, daß er sie erleuchte. Thun Sie eben das, arme Blinde, arme Unvernünftige! — Fräulein Verständig, wo bin ich geblieben? Was ich gehöret habe, hat meinen Kopf dergestalt verwirrt gemacht und mein Herz so verwundet, daß ich nicht mehr weis, was ich Ihnen zu sagen hatte.

Frl. Verständig.

Sie sageten uns, meine liebe Gut, das Beyspiel Jesu Christi, welcher dem Kaiser Augustus gehorche, lehre uns, daß wir uns den Königen, den obrigkeitlichen Personen und andern, die in Aemtern stehen, unterwerfen müssen.

Jgfr. Francisca.

Aber gesetzt, meine liebe Gut, es käme ein König, welcher die Götzen anbethete, und welcher mich zwingen

gen wollte, ich sollte sie ebenfalls anbethen; müßte ich diesem Könige auch gehorchen? Würde es nicht besser seyn, daß man sich wider diesen bösen Menschen auflehnete und ihn todt machete, wenn man könnte?

Madem. Gut.

Wir sind nur verbunden, den Fürsten zu gehorchen, weil sie uns Gott auf Erden vorstellen. Sie hören auf, ihn vorzustellen, wenn sie uns zwingen wollen, Gotte ungehorsam zu seyn; und folglich ist es uns bloß in dieser Gelegenheit allein erlassen, ihnen nicht zu gehorchen: in allen andern aber muß man ihnen noch immer unterworfen bleiben. Man muß aber deswegen nicht suchen, ihnen Böses zu thun, noch vielweniger sie zu tödten; weil dieses niemals erlaubet ist, es sey auch in was für Umständen es sey.

Igfr. Francisca.

Wie, meine liebe Gut, wenn ich gewiß wüßte, daß ein Mensch recht böse wäre und nur bloß lebete, damit er andern und mir selbst viel Böses thäte; würde es da nicht erlaubet seyn, ihn um zu bringen?

Madem. Gut.

Ich will Ihnen durch ein sinnliches Beyspiel antworten, mein Schatz. Ich verstehe mich auf die Physiognomie, oder die Kunst, etwas aus den Gesichtern zu erkennen. Indem ich Sie nun steif ansehe, so werde ich gewahr, Sie werden dereinst recht boshaft seyn; oder wenn das nicht ist, so glaube ich doch, ich sehe es. Ich will also mein Messer nehmen und Sie umbringen, damit ich allem dem Uebel vorbeuge, welches Sie dereinst thun können. Glauben Sie wohl, ich thue ein gutes Werk, wenn ich Sie tödte?

Jgfr. Francisca.

Nein, gewiß nicht, meine liebe Gut. Sie irren sich, wenn Sie glauben, ich werde recht böse seyn. Ich rede nur von einem gesetzten Falle; ich rede nur von einem Menschen, der wirklich viel Böses thäte, und von dem sage ich, man könne ihn wohl tödten *).

Mademoiselle Gut.

Hören Sie wohl zu, meine lieben Kinder; es giebt gewisse zum Besten der menschlichen Gesellschaft errichtete Regeln, von denen man sich nicht anders würde entfernen können, als wenn man die Ordnung und Sicherheit dieser Gesellschaft umkehrete. Die vornehmste davon ist diese, daß wir über das Thun und Lassen unsers Nächsten nicht Richter sind, und noch weit weniger über unserer Obern ihres. Es kömmt den Gesetzen und nicht uns zu, sie zu bestrafen, wenn sie böse sind. Wenn ein jeder das Recht hätte, diejenigen zu bestrafen, die er für böse hält: so müßten wir in die Wälder flüchten und unter den Bären leben.

Wir

*) Man muß sich nicht wundern, daß die Verfasserinn diese Frage abhandelt. Es ist die Wiederholung einer Frage, die wirklich von ihren Schülerinnen an sie gethan worden und wovon sie also auch mußten unterrichtet werden, vornehmlich in England, wo die Kinder ihre Aeltern das Thun und Lassen des Königes und seiner Staatsbedienten öffentlich tadeln und mit einer Frechheit davon reden hören, welche einem jeden ein Grausen erwecken muß, der nur einige Liebe zur Ordnung hat. Das nennet man englische Freyheit. Ungeachtet dergleichen nun in Deutschland so öffentlich eben nicht geschieht: so höret man doch zuweilen hier und dar im Stillen nicht viel bessere Sätze vorbringen; und es ist daher gut, daß auch Frauenzimmer richtige Begriffe davon bekommen. Aus diesem Grunde hat man denn solche Frage auch hier nicht weglassen mögen.

Wir würden daselbst weit sicherer seyn, als in den Städten. Der rechtschaffenste Mensch von der Welt ist in Gefahr, für einen boshaften Menschen von einem fanatischen angesehen zu werden, welcher folglich glauben wird, er thue ein gutes Werk, wenn er ihn tödte. Wir wollen es Gotte und den Gesetzen überlassen, die Bösen zu bestrafen, und nur darauf denken, daß wir nicht selbst böse seyn. Wollen Personen, die über uns sind, uns nöthigen, Böses zu thun: so lassen Sie uns mit Ehrerbiethung, aber festem Muthe, wie die Apostel, zu ihnen sagen: Urtheilen Sie selbst, ob es nicht billiger sey, Gotte zu gehorchen, als Ihnen. Alles Uebel, was uns am ärgsten wegen dieser Antwort wiederfahren kann, ist, daß man uns übel begegne: das ist aber kein wirkliches Uebel. Das Verbrechen, welches derjenige begeht, der uns unverdienter Weise übel begegnet, kann uns niemals berechtigen, auch ein Verbrechen dadurch zu begehen, daß wir ihm übel begegnen. Dieß ist der Grund des Christenthumes, meine Kinder; dieß beweist die Göttlichkeit desselben. Ich werde aber Gelegenheit haben, in der Folge noch weiter mit Ihnen davon zu reden. Ich werde auch dasjenige wieder vornehmen, was ich nur im Vorbeygehen von der göttlichen Vorsehung berühret habe, wenn wir auf die Lehren kommen werden, die uns Christus davon im Evangelio giebt. Unsere Betrachtungen haben uns gar zu weit geführet, meine Fräulein; wir müssen den Verfolg des heiligen Evangelii bis auf das nächste Mal verschieben und jetzo von etwas anderm reden.

Frl. Maria.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich Ihnen ein Wort sage. Neulich kam ein Herr zu meinem

Papa und speisete den Mittag mit uns. Man bath mich, ich möchte einige von Ihren Lehren wiederholen. Zum Unglücke redete ich von den Wirkungen der Electricität; und dieser Herr meynete, es wäre lächerlich, daß man uns mit dergleichen Sachen unterhielte. Ich bemühete mich, vernünftige Gründe zu suchen, welche Sie bewogen hätten, eine solche Materie zu einer von Ihren Lehrstunden zu wählen: ich habe aber niemals einen andern finden können, als Ihre Güte, welche Sie ohne Unterlaß die Mittel suchen läßt, uns die Zeit zu vertreiben; und ich gestehe es Ihnen, dieser Bewegungsgrund schien mir nicht hinlänglich zu seyn, dasjenige zu beantworten, was dieser Mann sagete, dessen Critik mir im Grunde vernünftig vorkam. Denn kurz, was für Vortheil werden wir in unserm Leben davon genießen, daß wir die Wirkungen der Electricität haben kennen lernen? Mich dünket, bey dem ersten Anblicke, dieß könne uns eben keinen Nutzen verschaffen. Ich bin aber doch gleichwohl überredet, meine liebe Gut, daß diese Bewegungsgründe, die ich nicht habe finden können, vorhanden sind. Sie haben eine andere Absicht gehabt, als uns zu belustigen; das bin ich versichert. Denn ich weis, Sie sind eine vernünftige Person, die nichts ohne einen hinlänglichen Bewegungsgrund thut.

Madem. Gut.

Sie erweisen mir mehr Ehre, als ich verdiene, mein Schatz. Es begegnet mir nur gar zu oft, daß ich nicht so handele, als Sie vermuthen, daß ich es allezeit thue. Fragen Sie nur einmal das Fräulein Verständig. Ist es nicht wahr, mein Schatz, ich thue oftmals etwas, wovon Sie nicht den geringsten vernünftigen Grund sehen?

Frl. Verständig.

Sie sind doch recht fein, meine liebe Gut; und ich sehe gar wohl, wo Sie damit hin wollen: gleichwohl aber werde ich nichts sagen; und ich antworte Ihnen nur auf mein Gewissen, daß ich dem Fräulein Maria ähnlich bin. Ich habe so vielmals gesehen, daß ich mich betrogen, wenn ich geglaubet habe, Sie thäten etwas ohne Grund, daß ich jetzo allezeit vermuthe, Sie haben einen vernünftigen Bewegungsgrund, wenn ich ihn gleich nach der reifsten Untersuchung nicht wahrnehme. Sie werden mir sagen, dieß sey wider unsere Grundsätze, man müsse sich auf keines andern Vernunft verlassen; und ich werde Ihnen antworten, die lange Erfahrung, die ich von Ihren Einsichten und von Ihrer Güte gehabt habe, überhebt mich einer so strengen Untersuchung in Ansehung Ihrer.

Madem. Gut.

Frisch, meine Kinder, Sie verderben mich nicht übel durch Ihre Lobsprüche. Indessen bin ich doch über die gute Meynung erfreut, die Sie von mir haben, weil sie mir Ihr gutes Herz beweist. Ich gestehe es so gar mit Ihnen, man könne nach einer langen Erfahrung schon richtige Bewegungsgründe bey einer Person voraus setzen, die man für erleuchtet und von Vorurtheilen frey hält; indessen wiederhole ich es, man muß sich nur mit Vorsicht darauf verlassen. Haben Sie es errathen, Fräulein Luise, warum ich diese Anmerkung gemacht habe?

Frl. Luise.

Ich denke ja. Die Vernunft verbindet uns, daß wir uns auf die Hochachtung beziehen, welche uns eine lange Erfahrung von Ihren Einsichten beygebracht hat, und daß wir glauben, Sie haben richtige Bewe-

gungs-

gungsgründe, wenn wir sie gleich nicht sehen. Es ist sehr lächerlich, wenn wir wider die Vorsehung murren und wider dasjenige etwas zu sagen finden, was der Höchste thut, weil wir den Grund aller dieser Werke nicht einsehen. Es muß uns genug seyn, daß er unendlich verständig, mächtig und gut ist, damit wir uns allem demjenigen ohne Murren unterwerfen, was er verordnet.

Madem. Gut.

Vortrefflich, mein Schatz. Gotte allein muß man ohne Untersuchung und ohne Vorsicht glauben. Nunmehr will ich die gute Meynung rechtfertigen, welche das Fräulein Maria von mir wegen der Electricität gehabt hat. Ich habe mehr als einen Bewegungsgrund bey der Wahl dieser Materie gehabt. Ich habe Ihren Glauben erwecken, Ihnen eine Verachtung gegen Ihre eigenen Einsichten in Sachen, die den Glauben betreffen, beybringen und Sie von allen denen kindischen Schrecken heilen wollen, worinnen man die Personen unsers Geschlechtes unterhält.

Frl. Sophia.

Was für ein Verhältniß, ich bitte Sie darum, kann doch wohl der Glaube mit der Electricität haben, welche etwas natürliches ist? Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich begreife dieses Verhältniß nicht.

Madem. Gut.

Sagen Sie nur das rechte Wort, mein Schatz, Sie glauben nicht, daß ein Verhältniß da seyn könne; und Sie haben mich schon für lächerlich gehalten, und in Ihrem Herzen verdammet.

Frl. Sophia.

Ach! meine liebe Gut, können Sie das sagen?

Madem. Gut.

Ich kenne Sie, mein Schatz; und wenn Sie mich sehr bäthen, so würde ich Sie sich auch selber kennen lehren und die Zergliederung Ihres kleinen Kopfes vornehmen.

Frl. Sophia.

Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, meine liebe Gut, würde das Gemälde, das Sie von mir machen würden, sehr häßlich seyn?

Madem. Gut.

So ziemlich, mein Schatz. Ihre Eigenliebe wird viel dabey leiden. Ich will Sie zwar wohl vorher deswegen einnehmen: allein, ist nicht diese Eigenliebe, die ich zerschmettern will, Ihre allergrausamste Feindinn, mein Kind? Verderbet sie nicht Ihre natürlichen Einsichten und läßt Sie so urtheilen, wie Sie nur erst vor einem Augenblicke gethan haben? Machet sie Sie nicht bey allen denen unerträglich, die sich Ihnen nahen? Wird sie nicht das Unglück Ihres Lebens ausmachen und Sie in die Hölle führen, wenn Sie es nicht dahin bringen, daß Sie solche zerstören? Ist das nicht ein schönes Thierchen, daß man seiner so schonen sollte?

Frl. Sophia.

Thierchen hin, Thierchen her, so viel Sie wollen, meine liebe Gut. Allein, so wie es ist, so machen dieß Thierchen und ich doch nur eines aus; und Sie können ihm nicht übel begegnen, daß ich nicht zugleich auch alle Streiche empfinde, die Sie ihm versetzen werden. Es thut aber nichts. Ich will Ihnen einmal in meinem Leben auf Ihr Wort glauben; und ob ich gleich nicht gar zu wohl begreife, was für groß Böses mir denn die Eigenliebe thut, so lasse ich mir doch gefallen, daß Sie ihr so begegnen mögen, wie Sie es

für rathsam erachten werden. Ich überlasse sie Ihrer Willkühr; und ich will mich in ein klein Winkelchen verstecken, damit ich nicht das Misvergnügen habe und sie vor meinem Gesichte schmähen sehe.

Madem. Gut.

Ich werde ihr wenigstens kein Quartier geben; ich bin unbarmherzig. Sie haben, mein Schatz, eine hohe Einbildung von sich; die machet, daß Sie Ihre Einsichten für erhabener ansehen, als aller andern Menschen ihre. So bald denselben etwas anstößig ist, so halten Sie es, ohne die geringste Untersuchung, für lächerlich. Sie sind so gar Ihrer eigenen Meynung dergestalt ergeben, daß Sie in Verzweifelung gerathen würden, wenn man Ihnen bewiese, Sie hätten Unrecht; und ein Irrthum von Ihrer Art ist ein geliebter Götze, für den Sie besorget sind, daß man ihn nicht der Wahrheit aufopfere.

Frl. Sophia.

Haben Sie die Gabe, zu weissagen, meine liebe Gut? Ich möchte, nach meiner löblichen Gewohnheit, gern bey mir selbst sagen, ich hätte Recht und Sie hätten Unrecht. Allein, in Wahrheit, das ist nicht möglich, und ich sehe klärlich ein, daß die Vorwürfe gerecht sind, die Sie mir machen. Es ist wahr, ich habe gedacht, es wäre nicht möglich, daß die Electricität unsern Glauben erwecken könne, und ich habe das Wort, ich begreife es nicht, nur aus Höflichkeit gesaget.

Madem. Gut.

Sagen Sie mir, Jungfer Landmänninn, was ist der Glauben?

Jgfr. Landmänninn.

Er ist eine Tugend, welche uns Wahrheiten annehmen läßt, die wir nicht begreifen können.

Madem. Gut.

Was machet den Grund unsers Glaubens aus, mein Schatz, das ist, was verhindert doch, daß es nicht wider die Vernunft läuft, wenn wir uns unbegreiflichen Geheimnissen unterwerfen?

Jgfr. Landmänninn.

Vieles, dünket mich. Das erste ist die Vorstellung, welche uns die Vernunft von einem so großen und so unendlichen Gotte giebt, daß er und seine Werke über unsere Begriffe sind; das zweyte ist die Kenntniß, welche uns die tägliche Erfahrung von unserer Unwissenheit und von unsern eingeschränketen Einsichten giebt, welche nicht zureichen, nur den hunderttausendsten Theil von denen Dingen zu begreifen, die rund um uns sind. Aus diesen beyden Ueberzeugungen entsteht die dritte, und zwar die Nothwendigkeit einer Offenbarung auf der einen Seite, und einer blinden Unterwerfung auf der andern, wenn wir recht versichert sind, daß die Offenbarung von Gotte kömmt.

Jgfr. Zinna.

Nun bin ich von einem Gewissenszweifel geheilet, meine liebe Gut, der mich recht geängstiget hat. Ich befürchtete, ich möchte eine Arianerinn werden, oder vielmehr ich wäre schon eine. Ich will Ihnen die Ursache von dieser Furcht erklären. Ich habe drey Bewegungsgründe, etwas zu glauben. Zum Exempel, ich glaube, Sie sind in diesem Zimmer, weil meine Sinne mich dessen versichern. Ich glaube, meine Mutter ist auf dem Lande, weil meine Schwester mir es saget, und ich sehr wohl begreife, daß solches mög-

lich ist. Denn wenn sie mir sagete, sie wäre zu gleicher Zeit auf dem Lande und hier, so würde ich es nicht glauben, weil solches einen Widerspruch in sich enthielte. Ich glaube, man müsse nicht tödten und nicht stehlen, weil ich begreife, die gute Ordnung erfordere es, und ich finde, dieses Gesetz sey mir ins Herz geschrieben. Da haben sie also den Grund von allem dem, was ich glaube: Meine Sinne, das Zeugniß unverdächtiger Personen in wahrscheinlichen Dingen, und ein gewisses natürliches Licht, das in mir ist. Diese drey Gründe aber fehlen mir in Ansehung der heiligen Dreyeinigkeit; und ich habe zuweilen bey mir selbst gesaget: Wie könnte ich wohl etwas glauben, wovon ich mir keinen Begriff machen kann, und welches sich meinem Geiste nur mit widersprechenden und ungereimten Dingen umgeben vorstellet? Ich mag immerhin sagen, ich glaube es, ich lüge; denn ich begreife es nicht als möglich.

Madem. Gut.

Sie sind nicht die einzige, welche diesen Gewissenszweifel erfahren hat. Es giebt dreyerley Art Leute in der Welt, mein Schatz. Die eine Art hat einen Vorurtheilsglauben, das ist, sie glaubet auf Treu und Glauben ihrer Aeltern. Diese Leute sagen dreist, sie glauben ohne Mühe die Geheimnisse des Christenthumes; weil sie nämlich niemals darüber nachgedacht haben, und weil sie den Namen des Geheimnisses glauben, ohne an den Verstand der Worte zu denken. Sie würden auch eben so leicht die Ungereimtheiten des Korans oder eine jede andere abgeschmackte Sache glauben, welche ihre Aeltern oder ihre Lehrmeister beliebt hätten, ihnen bey zu bringen. Die zweyte Art Leute ist, welche über den Verstand derer Worte nachgedacht haben,

haben, die sie aussprechen, und die in ihrer Seele keine Vorstellung finden, welche demjenigen gemäß ist, was man sie will glauben lassen. Sie geben sich daher vergebene Mühe, einige dergleichen zu erwecken; und weil alle diese Bemühungen unnütz sind, so verzweifeln sie und glauben, sie haben keinen Glauben, weil sie keinen sinnlichen Glauben haben. In dieser beschwerlichen Verfassung geben sie das Glauben gar auf, bringen es durch viele Bemühungen dahin, daß sie die Fackel des Glaubens auslöschen, und haben gar keine Religion mehr. Die dritte Art endlich sind diejenigen, die von den Schranken ihres Geistes überzeuget sind und nur suchen, sich von der Wahrheit der Offenbarung zu versichern. Sind sie aber einmal davon gewiß, so glauben sie alles das, was ihnen die Offenbarung zu glauben befiehlt, ohne Untersuchung, ohne Einsicht und so gar wider ihre Einsicht, bloß deswegen, weil es Gott geoffenbaret hat, der weder sich betriegen noch uns betriegen kann. Ich habe also Ursache gehabt, Ihnen zu sagen, daß alles, was nur dienete, uns zu zeigen, wie eingeschränkt unsere Kenntnisse sind, auch dienete, unsern Glauben zu stärken. Nun machet nichts die gute Vorstellung, die wir von unsern Einsichten haben, mehr zu Schanden, als der Anblick einer solchen Sache, wie die Electricität, wo wir Wirkungen sehen, deren Ursachen auch die geschicktesten Männer kaum muthmaßen. Mich dünket, wenn wir alle diese Wunder sehen, so ist der erste Gedanken, der bey uns aufsteigen muß, dieser: Ich armer blinder und unwissender Mensch! Wie könnte ich doch auf Gottes Wort nur das glauben wollen, was ich begreife, da mein Verstand so gar nicht einmal diejenigen Dinge erreichen kann, die um mich

sind,

sind, und deren Wirkungen mir in die Sinne fallen!

Ich habe Ihnen gesaget, einer von denen Bewegungsgründen, die mich vermocht haben, mit Ihnen von der Electricität zu reden, sey die Begierde gewesen, Sie von den thörichten Vorstellungen von Hexereyen, Verblendungen und dergleichen zu heilen. Findet sich wohl etwas, das einer Verblendung ähnlicher ist, als die Wirkungen dieser physischen Erscheinung? Man empfindet einen Schlag, und sieht doch keinen, der den Schlag thut; man sieht Feuer aus seinem Leibe herausfahren, es diejenigen brennen, die uns anrühren, und empfindet doch selbst nicht die geringste Hitze; es kömmt nichts dabey vor, was nicht der Zauberey ähnlich sieht; und indessen geht doch alles ganz natürlich dabey zu.

Jgfr. Lucia.

Aber kurz, meine liebe Gut, Sie haben uns die Erklärung dieser Wunder versprochen.

Madem. Gut.

Ich habe Ihnen Muthmaßungen versprochen, mein Schatz, das ist, die Meynungen eines sehr geschickten Mannes, die vielleicht von zwanzig andern werden gemisbilliget werden, und denen Sie so viel Glauben beymessen können, als Sie dieselben wahrscheinlich finden werden. Ueber dieses, meine lieben Fräulein, so müßte man viel geschickter seyn, als ich bin, wenn man Ihnen die Gedanken meines Naturkündigers recht deutlich machen soll.

Anfänglich müssen Sie dasjenige kennen lernen, was man die phosphormäßige Materie nennet. Dieß ist eine Materie, welche ein Feuer in sich schließt, das Luft brauchet, wenn es sich entzünden soll. Ich habe

zum Beyspiele eine kleine Flasche voller Pulver gesehen. Der Naturkündiger, wovon ich Ihnen sage, hatte sie auf einem Tische neben seinem Bette stehen. Wenn er sein Licht anzünden wollte, so schüttete er einige Körner von diesem Pulver auf seinen Tisch; alsdann fieng dieses Pulver Feuer und man konnte einen Wachsstock dabey anzünden. Unsere Leiber und viele andere Körper, sind voll von dieser phosphormäßigen Materie, welche ungemein subtil ist. Wenn jemand eine gläserne Kugel mit seiner Hand reibt, so entfliebt aus seinem Leibe eine große Menge von dieser phosphormäßigen Materie, welche durch die Löcherchen oder poros, wie die Gelehrten sie nennen, durchgeht und in der Mitte dieses Glases eine Kugel von der Materie machen wird, welche entflohen ist. Dieser Materie muß man die Wunderwerke der Electricität zuschreiben; und wenn man so weit gienge, daß man deren eine gar zu große Menge hineindringen ließe, so würde sie eben die Wirkung hervorbringen, die der Donner hat. Dieses ist auch vor einigen Jahren irgendwo geschehen, wie ich Ihnen schon gesaget habe, glaube ich. Von zweenen Gelehrten, welche Versuche macheten, wurde einer durch einen Donnerschlag getödtet, der sich in der Glaskugel bildete, und die Kleider des andern wurden ganz versenget.

Ich merke, meine lieben Fräulein, man müßte Ihnen erklären, wie diese phosphormäßige Materie, welche in dem Glase eingeschlossen ist, diejenige, die aus unsern Leibern fährt, mit Gewalt zurückstößt, wenn sie solche antrifft, und dadurch eine schmerzhafte Empfindung machet. Dazu aber würde nöthig seyn, daß man sich in eine umständliche Erklärung einließe, welche sehr lang, und sehr dunkel seyn möchte, weil ich

von dieser Materie nur obenhin einige ganz geringe Kenntniß habe. Ueber dieses würde ich den Vorwurf desjenigen Herrn verdienen, wovon uns das Fräulein Maria gesaget hat. Ich habe aus der Electricität alles dasjenige gezogen, was Ihnen nützlich seyn kann, und dabey muß ich es bewenden lassen. Wollte indessen die Neugier einer oder der andern von Ihnen noch weiter davon unterrichtet seyn: so haben wir auch im Deutschen schon Schriften genug, welche sie befriedigen können, wovon ich Ihnen nur des Herrn Prof. Winklers seine in Leipzig und die Betrachtungen über eine Reihe electrischer Versuche nennen will, die wir kürzlich von den Herren Hoadly und Wilson erhalten haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich bin der Electricität gehorsame Dienerinn: man wird mich aber nicht dazu bringen, daß ich dergleichen Versuche machen sollte. Gestehen Sie nur, meine liebe Gut, die Lust zu den Wissenschaften ist sehr gefährlich, weil sie einen solchen Gefährlichkeiten aussetzet; und es ist zwanzigmal besser, eine Lust an den Vergnügungen zu haben, die keinen tödten.

Madem. Gut.

Diese Betrachtung ist Ihnen anständig, mein Schatz: aber sie ist falsch. Wer hat Ihnen gesaget, daß die Lust an den Vergnügungen niemand tödtet? Haben Sie niemals gehöret, daß sich die oder jene durch das Tanzen Schaden gethan, einen siechen Leib geholet und zeitig zu ihrem Grabe befördert hat? Ich wenigstens habe viele junge Personen gekannt, die sich von einem Balle, aus der Oper, aus der Komödie, von der Redoute u. s. w. den Tod geholet haben.

Fräul. Geistreich.

Ach meine liebe Gut, wie klein und eingeschränket finde ich mich diesen Augenblick! Man machet mir alle Tage manches Compliment wegen meiner Einsichten. Ich selbst bin so dumm gewesen und habe mich wegen meines Verstandes gelobet. Allein, jeden Augenblick vermindere ich die Hochachtung für mich selbst; nicht eben aus einer Regung der Demuth, sondern aus Gerechtigkeit. Für ein armseliges kleines Fleckchen Kenntnisse, welche ich mit vieler Mühe erworben habe, werde ich gleichsam ein großes Meer von Sachen gewahr, die ich nicht kenne, und die ich ohne Zweifel auch niemals werde kennen lernen.

Madem. Gut.

Unverzagt, mein Schatz! Dieß ist eines von denen Hauptmerkmaalen, woran man erkennen kann, ob man recht studieret, so wie es seyn soll. Sehen Sie, meine lieben Fräulein, es ist nicht ohne Ursache geschehen, daß man den Frauenspersonen das Studieren untersaget hat. Sie haben den Kopf so voller Wind, daß sie bey den geringsten Geschicklichkeiten sich ohne Bedenken für das achte Wunder der Welt halten und alle andere verachten. Dieser Fehler ist in der Gesellschaft verhaßt; und ich für meine Person wollte tausendmal lieber bey Thörinnen leben, als bey dergleichen Frauenspersonen, die schlecht studieret haben oder vielmehr deren Studien nicht recht gelenket worden. So oft Sie in Versuchung gerathen werden, wegen des Wenigen, das Sie etwan wissen, eitel zu seyn: so sagen Sie zu sich selbst: Ich habe keine wahre Fähigkeit; diese machet uns in unsern eigenen Augen kleiner, weil nach dem Maaße, so wie unsere Einsichten sich erweitern, sie uns das Wenige, das wir

wissen, in Vergleichung mit dem, was wir nicht wissen, entdecken. Fräulein Heftig, sagen Sie uns, ob Sie etwan einen Weltweisen kennen, bey dem das Studieren diese glückliche Wirkung hervorgebracht hat?

Frl. Heftig.

Ich glaube, es ist Sokrates, von dem Sie reden wollen, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Ich bitte Sie, mein liebes Fräulein, erzählen Sie uns doch, was Sie davon wissen.

Frl. Heftig.

Einer von des Sokrates Schülern wollte gern wissen, wer der klügste unter allen Menschen wäre, und fragete deswegen das Orakel zu Delphis. Das Orakel antwortete ihm, das wäre Sokrates. Dieser Weltweise erstaunete sehr über diese Antwort; denn er hatte ganz und gar nicht eine so hohe Meynung von sich selbst. Er entschloß sich also, er wollte in allen Ständen des Lebens suchen, wodurch er den Orakelspruch bestätigen oder widerlegen könnte. Er besuchete also zuerst einen Kriegesbedienten, der in einigem Rufe stund, und lenkete das Gespräch auf den Krieg. Der Kriegesbediente fieng ohne Verstellung an, seinen Lobspruch zu machen; darauf beurtheilete er die Heerführer, unter denen er gedienet hatte, und gab dem Sokrates zu verstehen, wenn er an der Spitze der Kriegesheere gewesen wäre, so sollten die Sachen der Republik besser gegangen seyn; kurz, er gab ihm zu verstehen, seine Einsichten von dem Kriege überträfen aller seiner Mitbürger ihre. Sokrates begab sich darauf zu einem Sachwalter, der nicht bescheidener von sich dachte, als der Kriegesbediente. Ein Kaufmann, bey dem er nach diesem war, bemühete sich, ihn

zu überreden, er verstünde die Sachen, welche die Handlung angiengen, am besten in der Republik. Kurz um, Sokrates fand, nach einer langen Untersuchung, nicht einen einzigen Menschen, der sich nicht für erleuchteter hielt, als alle die andern von seinem Stande. Das Orakel hat Recht, rief dieser Weltweise; ich bin der klügste unter allen Menschen; denn ich weis wenigstens klärlich, daß ich nichts weis, oder doch so wenig, daß es eine Thorheit seyn würde, wenn ich mich dessen rühmen wollte.

Madem. Gut.

Mich dünket, meine lieben Fräulein, unsere Lehrstunde ist heute sehr ernsthaft gewesen: man muß sie ein wenig lustig dadurch machen, daß ich Ihnen eine Historie erzähle, die ich vor einigen Tagen gelesen habe, und welche nützliche Lehren enthält, wie ich glaube. Nach meiner schönen Gewohnheit aber habe ich die Namen vergessen, und werde also allen Personen, von denen die Rede seyn wird, selbst welche geben müssen.

Die Marquisinn von Lüde blieb mit einem einzigen Sohne in ihrem zwanzigsten Jahre Witwe. Ihre zärtliche Liebe zu diesem Kinde bewog sie, sich nicht wieder zu verheurathen, wiewohl sie von sehr großen Partien gesuchet wurde. Sie war reich, schön, und schien in ihrer Person alle gute Eigenschaften des Herzens und des Verstandes zu vereinigen. Ein einziger Fehler verdunkelte den Glanz so vieler Tugenden. Sie war von ihrem Adel dergestalt eingenommen, daß sie sich mehr wegen ihrer alten Ahnen, als ihrer persönlichen Eigenschaften, hochschätzete. Der rechtschaffenste Mann war in ihren Augen nur ein ordentlicher gemeiner Mann, wenn er nicht einen Adel wenigstens von fünfhundert Jahren beweisen konnte. Weil aber

dieß keiner von denen Fehlern ist, die täglich vorkommen, so wurde die Marquisinn von Lüde als ein vollkommenes Frauenzimmer in der Gesellschaft angesehen.

Als ihr Sohn sechzehn Jahre alt war, so ließ sie ihn unter der Anführung eines Hofmeisters auf Reisen gehen. Dieser rechtschaffene Mann starb zum Unglücke, da der junge Marquis nur erst sechs Monate in fremden Landen zugebracht hatte. Die Marquisinn glaubete, es wäre unnütz, daß sie einen andern Hofmeister für ihren Sohn suchete, und trug einem alten Kammerdiener auf, welchen sie dem Marquis gegeben hatte, er sollte auf seine Aufführung Acht haben.

Dieser Mensch, welcher Dübois hieß, verbarg unter dem Scheine eines rechtschaffenen Mannes ein verderbtes Herz.

„Gnädiger Herr, sagete er zu dem Marquis, Sie sind „der Frau Marquisinn, Ihrer Mutter, alles schuldig; „und wenn Sie nicht undankbar seyn wollen, so können „Sie Ihre Hand ohne deren Gutheißen nicht vergeben: „was aber Ihr Herz betrifft, das ist eine ganz andere Sa„che. Sie sind jung, liebenswürdig, reich; dieß sind Ei„genschaften, welche Sie der Eroberung aller Frauens„personen versichern, die Sie nur überwinden wollen. „Nehmen Sie sich aber wohl in Acht, daß Sie in der „Zeit, da Sie dieselben an sich ziehen werden, sich nicht „selbst ihnen ergeben. Sie brauchen eine Mätresse, „so lange bis man Sie verheurathet. Wählen Sie „sich eine aus der Classe der unwissenden Frauensper„sonen; und suchen Sie keine Ehre darinnen, daß „Sie die ganze Welt zu Ihrem Vertrauten machen. „Diese eingezogene Aufführung wird Ihnen jedermanns

„Hoch-

„Hochachtung zuziehen, und man wird Sie in den be-
„sten Familien zum Eydame wünschen. Wenn Ih-
„nen Ihre Gemahlinn besser gefällt, als Ihre Bey-
„schläferinn, so werden Sie diese ohne Folge verlassen
„können, und kein Aufsehen zu befürchten haben. Ei-
„ne Summe Geldes wird ihr den Mund stopfen.
„Schließt man hingegen eine Heurath für Sie, wo-
„bey Sie nur einen großen Namen und Reichthum
„fänden, so könnten Sie Ihre Beyschläferinn beybe-
„halten, oder sich eine andere aus eben der Classe zu-
„legen. Diese wird nichts lieber begehren, als daß
„sie unbekannt bleibe. Denn die Frauenspersonen
„ohne Herkunft, die eben so wenig weise sind, als die
„Standesfrauenzimmer, haben noch nicht gelernet,
„mit ihren Unordnungen einen Prunk zu machen."

Dem jungen Marquis gefielen die Lehren des Dü-
bois weit besser, als ihm seines Hofmeisters seine ge-
fallen hatten, und er setzete sein ganzes Vertrauen auf
diesen elenden Menschen. Er trug ihm die Sorge
auf, eine Beyschläferinn für ihn ausfündig zu machen,
wenn sie wieder nach Paris gekommen seyn würden.
Kaum hatten sie daselbst einen Monat zugebracht, so
kam Dübois und sagete zu seinem Herrn, er hätte
einen Schatz gefunden. „Es ist ein kleines Mägd-
„chen von funfzehn Jahren, setzete er hinzu, welches
„alle Tage Butter und Milch in das Haus bringt."

Der Marquis machete sich einen Vorwand und
gieng in die Gesindestube, wo das junge Bauermägd-
chen war. Wie er aber über den Anblick ihrer Schön-
heit entzücket wurde, so brachte ihm die Sittsamkeit,
welche sich auf dem Gesichte dieses Kindes zeigete, ei-
ne solche Ehrerbiethung bey, daß er nicht die Dreu-
stigkeit hatte, ihr ein einziges Wort zu sagen. Nach-
dem

dem er sie nun nun mit so vieler Ehrfurcht gegrüßet, als wenn sie eine Prinzessinn gewesen, so begab er sich weit gerührter hinweg, als es sich zu des Dúbois Absicht schickete.

Dieser unglückselige Verführer des Marquis sagete zu der Haushälterinn, sein Herr brauchete eine Menge der schönsten Bluhmen; und diese Frau, welche nichts Böses darunter verstund, befahl der jungen Bäurinn, welche Marianne hieß, sie sollte ihr solche morgen bringen, Dúbois hielt sich an der Thüre zu der Stunde, da sie kommen sollte, und sagete zu Mariannen, die Haushälterinn wartete in der Orangerie auf sie.

Das junge Mägdchen, welches nicht den geringsten Verdacht hatte, begab sich dahin, und erschrack sehr, als es daselbst den Marquis fand, der gleich nach der Thüre zu gieng, als wenn er solche verschließen wollte.

„Gnädiger Herr, sagete Marianne zu ihm, wenn „Sie mich nicht den Augenblick wieder hinausgehen „lassen, so werde ich ein Geschrey machen, welches „man auf der Straße hören soll.“

„Mein schönes Kind, antwortete ihr der Marquis, „sey Sie nicht unruhig, ich gebe Ihr mein Wort auf „meine Ehre, ich werde die Ehrerbiethung nicht über„treten, die Sie mir beybringt; ich habe Ihr nur ein „Wort zu sagen; und auf dieß Wort kömmt Ihr „Glück an.“

„Ich will Sie in dem Garten anhören, sagete „Marianne zu ihm: aber um Gottes willen, zwin„gen Sie mich nicht, ein Aergerniß zu geben, und „lassen Sie mich gehen.“

Der Marquis, welcher keine zu dem Verbrechen gemachte Seele hatte, getrauete sich nicht, zu widerste-

 hen.

ben. Er machete die Thüre auf und schmeichelte sich, Marianne würde ihn anhören, wie sie es ihm versprochen hatte. Kaum aber war sie in Freyheit, so lief sie mit der größten Geschwindigkeit fort und zum Hause hinaus, ohne daß sie sich einmal umsah.

„Ach, Dúbois!“ sagete der Marquis, welcher ganz unbeweglich geblieben war, da er sie so leicht, wie einen Vogel, davon fliehen sah: „ach Dúbois, „du hast mich betrogen; sie ist eben so tugendhaft, „als schön. Was für ein Verbrechen würde es seyn, „wenn ich sie ihrer Unschuld berauben wollte; und „was könnte ich ihr für einen so kostbaren Schatz zur „Bezahlung geben!“

Indessen war Dúbois, welcher an der Gartenthüre stehen geblieben, von Mariannen über einen Haufen gestoßen worden, die ihn nicht einmal gesehen hatte. Er stund ganz zerquetschet wieder auf und begab sich zu seinem Herrn, den er sich zu bereden bemühete, Mariannens Tugend wäre nur eine Gebärdung, damit sie mehr Geld von ihm bekäme.

„Wenn es bloß daran liegt, sagete der Marquis „zu ihm, so habe ich vierzigtausend Franken, worüber „ich frey schalten und walten kann. Lauf zu der liebreizenden Marianne und biethe ihr solche als die „Erstlinge von dem an, was ich für sie thun will.“

Dúbois glaubete, er hätte den Sieg schon, als er sich mit dergleichen Anerbiethungen beladen sah. Er begab sich nach Vincennes, wo Marianne wohnete, und ließ seinen Herrn in der lebhaftesten Unruhe. Seine Abwesenheit war kurz und sein Gesicht bestürzt. Er berichtete dem Marquis, er hätte keine Ursache, sich wegen eines guten Erfolges seiner Gesandtschaft Glück zu wünschen. Mariannens Bruder hätte,

bey dem ersten Worte von seinem Auftrage, auf eine rohe und wilde Art davon gesprochen, er wollte ihn zum Fenster hinauswerfen, so daß er noch ganz erschrocken darüber wäre; gleichwohl hätte er den Muth noch nicht ganz und gar sinken lassen.

„Marianne weis Ihre Gesinnungen, sagete er zu „dem Marquis. Konnte Sie mir aber wohl in Gegenwart ihrer Mutter und ihres Bruders antworten? Ich schmeichelte mir, dieses Bauervolk würde „sich durch den Reiz eines großen Vermögens rühren „lassen; ich habe mich geirret. Das junge Mägdchen „wird sich vielleicht eher lenken lassen; und Ihre Annehmlichkeiten werden das ausrichten, was der Eigennutz nicht hat thun können.“

Der Marquis war viel zu verliebt, als daß er seinen Gewissensvorwürfen hätte Gehör geben sollen. Er überließ sich der Anführung des Dübois. Dieser Treulose kannte eine Sträußerfrau, welche eine von den besten Kunden der Frau Rollin war; so hieß die Gärtnerinn. Diese Frau wollte eben niederkommen. Dübois vermochte sie, daß sie Mariannen bath, bey ihrem Kinde Gevatter zu stehen.

Als dem Marquis gemeldet worden, sie hätte den Antrag angenommen, so war er vor Freuden entzücket darüber, und begab sich zwo Stunden vor der bestimmten Zeit zu der Wöchnerinn. Er hatte eine prächtige Collation anrichten lassen und erwartete mit einer tödtlichen Ungeduld Mariannens Ankunft. Wie groß war aber sein Schmerz, als eine Frau von vierzig Jahren, die sich unter dem Namen der Frau Rollin anmeldete, ein Wort allein mit ihm zu sprechen verlangete.

„Herr Marquis, sagete sie zu ihm, ich habe mich „gar nicht in die Falle locken lassen, die Sie meiner „Tochter gestellet haben: ich habe nur gewiß werden „wollen, ob Ihre bösen Gesinnungen noch fortdaure„ten. Sie sind nicht zweydeutig mehr; und es wür„de unangenehm für meine Tochter und für mich seyn, „wenn wir Ihre Nachstellungen stets zu fürchten ha„ben sollten. Ich ermahne Sie also, Herr Marquis, „schämen Sie sich wegen Ihrer vorigen Aufführung, „und lassen Sie uns künftig in Ruhe. Wir sind „arm: wir haben aber deswegen eben so viel Recht zu „des Königes Gerechtigkeit. Meine Tochter und ich, „wir werden einen Fußfall vor ihm thun und einen „Schutz von ihm erhalten, der uns vor Ihren Verfol„gungen in Sicherheit setzen wird.“

Diese mit einer bescheidenen Standhaftigkeit, aber ohne Bitterkeit, ausgesprochenen Worte ließen den Marquis zittern. Er erfuhr in diesem Augenblicke alle Gewalt, welche eine tugendhafte Seele dem ärmsten über denjenigen giebt, der nur von Adel und reich ist. Er getrauete sich nicht, ein einziges Wort zu antworten, sondern gieng voller Liebe zu der Tochter und voller Ehrerbiethung gegen die Mutter hinweg.

Bey der Zurückkunft in seine Wohnung schloß sich der Marquis in sein Cabinett ein, und wollte auch nicht einmal seinen Dubois vor sich lassen. Bey einem wohlgearteten Menschen führet die Bewunderung der Tugend zu deren Ausübung. Der Marquis, welcher von der Verehrung derjenigen durchdrungen war, wovon er ein Zeuge gewesen, schämete sich, daß er sich unterstanden hatte, dahin zu trachten, wie er solche zerstörete. Er sah sich weit unter den beyden Frauenspersonen, welche das Glück in einen Stand gesetzet hatte,

te, der in den Augen des Hochmuthes verworfen war. Dieser Anblick erweckete bey ihm folgende Betrachtungen.

„Hat sich Marianne wirklich so hoch erhoben, als „ich mich erniedriget habe; darf ich da wohl einem lä„cherlichen Vorurtheile Gehör geben, welches sie von „unbesonnenen Leuten als eine Partey wird ansehen „lassen, die meiner unwürdig ist? Was fehlet ihr denn? „Die fremden Verdienste einer großen Reihe Ahnen? „Wenn aber die Tugend ihrer Mutter ein Erbtheil ist, „welches sie von ihren Vorfahren erhalten hat, könn„te ich da wohl erlauchtere Vorfahren wünschen? Sie „hat keine Güter; es ist wahr: mein Vermögen aber, „so wie es gegenwärtig ist, hat für meinen Vater zuge„reichet; was habe ich nöthig, es zu vermehren? Ueber „dieses so wird mich Marianne, die voller Beschei„denheit ist, nicht Gefahr laufen lassen, mich, durch „ihr Spielen, ihre Pracht, ihren eiteln Aufwand zu „Grunde zu richten. Man wird über meine Heurath „lachen; und was ist mir daran gelegen, wenn ich nur „eine Glückseligkeit darinnen finde, die ich mit einer „andern Frau nicht würde schmecken können? Soll ich „meine Glückseligkeit der eiteln Furcht des — was „wird man davon sagen? aufopfern?“

Diese Betrachtungen verstärketen sich in dem Gemüthe des Marquis, und gleich den andern Morgen begab er sich nach Vincennes mit dem festen Entschlusse, Mariannen seine Hand und sein Herz anzubiethen. Seine Ankunft setzete diese kleine Familie in Unruhe; und die Frau Rollin eröffnete schon den Mund, ihm seine Verwegenheit zu verweisen. Er kam ihr zuvor, warf sich zu ihren Füßen und sagete zu ihr:

„Sie sehen keinen niederträchtigen Verführer Ihrer „Tochter mehr vor Ihren Augen; Sie sehen einen „Liebhaber, der nur sein Glück von dem Augenblicke „erwartet, da Sie ihm die Ehre erweisen und ihn zu „Ihrem Sohne annehmen wollen. Meine Reue ist „Ihr Werk; werden Sie sich weigern, es zu krönen? „Ach! wenn ich der schönen Marianne nicht ver„haßt bin, so lassen Sie solche mein Schicksal ent„scheiden. Das Mitleiden wird sie wenigstens zu mei„nem Besten bewegen; weil gewiß mein Tod unver„meidlich ist, wenn ich sie unbeweglich finde.“

„Stehen Sie auf, Herr Marquis,“ sagete die Gärtnerinn mit einem kalten Geblüte zu ihm, welches sehr wohl bewies, daß sie nicht von dem hohen Range verblendet würde, den man ihrer Tochter anboth. „Ha„ben Sie vor diesem Schritte, den Sie thun, erst das „Gutachten Ihrer Frau Mutter erhalten?“

„Ich besitze zu viel Liebe zur Wahrheit, antwortete „er, als daß ich Sie könnte hoffen lassen, meine Mut„ter werde diesen Schritt jemals billigen. Ach ein „Hirngespinnst vom Range wird sie stets unbeweglich „machen: eine geheime Heurath aber kann uns ihrem „Zorne so lange entziehen, bis ich das Alter erreichet „habe, wo die Gesetze mir erlauben werden, meine „Hand ohne ihre Genehmhaltung zu vergeben. Ver„lassen Sie sich auf meine Redlichkeit, ich werde nie„mals fähig seyn, eine Verbindung aus den Augen zu „setzen, die deswegen, weil sie geheim ist, nicht weni„ger heilig und auch nicht weniger unverbrüchlich seyn „wird.“

„Herr Marquis,“ sagete die Gärtnerinn, „ich er„kenne, Ihr Herz ist aufrichtig, und es würde Ihnen „die Eidschwüre vorsagen, die Sie meiner Tochter thun

„wür-

„würden. Allein, könnten wir uns wohl Rechnung „machen, daß Sie Ihre Pflichten gegen sie beständig „erfüllen würden, nachdem wir Sie diejenigen ohne „Bedenken hätten übertreten gesehen, die Ihnen alle„zeit heilig vorkommen müßten? Eine heftige Leiden„schaft läßt Sie dasjenige vergessen, was Sie der ehr„würdigsten Mutter schuldig sind, einer Mutter, die „Ihnen ihre Jugend und ihre Reizungen aufgeopfert „hat. Eine andere Leidenschaft würde Sie dasjenige „vergessen lassen, was Sie Ihrer Gemahlinn schuldig „wären. Die Reizungen meiner Tochter und vielleicht „ihre Tugend haben Ihnen einen so seltsamen Ent„schluß eingegeben. Allein, gnädiger Herr, diese Rei„zungen werden bald verschwinden, und ihre Tugend „würde diesen Namen nicht verdienen, wenn sie ihr er„laubete, sich einer blinden Bewegung zu Nutze zu „machen, die bey Ihnen die natürlichen Regungen er„sticket. Wenn Sie aber auch, gnädiger Herr, durch „Ihr ungestümes Anhalten die Marquisinn, Ihre „Mutter, bewegen könnten, daß sie Ihren Wünschen „beyträte, so würde ich dennoch nur mit der größten „Bekümmerniß meine Tochter Ihre Gemahlinn wer„den sehen. Mit was für einem Auge würde sie in „einer Familie angesehen werden, in welche sie weder „Vermögen noch Herrlichkeit bringt . . . .

Frl. Sophia.

O! die Frau Rollin machet mich mit ihrer Vernunft ganz ungeduldig. Es mag hingehen, daß sie eine heimliche Heurath verwirft. Daß sie aber auch noch verdrüßlich thun will, wenn sie die Einwilligung der Marquisinn dazu hätte, das ist eine Thorheit, die ich ihr nicht verzeihen kann.

Madem. Gut.

Was denken Sie davon, Fräulein Verständig?

Frl. Verständig.

Ich bitte das Fräulein Sophia um Verzeihung: ich finde aber, diese ehrwürdige Gärtnerinn hat viel gesunde Vernunft. Nichts scheint mir trauriger zu seyn, als wenn man in eine Familie tritt, worein man nicht mit freundlichem Gesichte aufgenommen wird, und wo man glaubet, man erweise einem eine Ehre, daß man einen darinnen zuläßt.

Madem. Gut.

Da haben Sie die Ursache der Eigenliebe, mein werthes Fräulein; ich will Ihnen noch eine andere anführen. Ihre Aeltern bethen Sie an; sie sehen, daß Sie hartnäckig Ihrer Neigung zu einem Menschen nachhängen, von dem sie Ursache zu haben glauben, ihn als ihren Schwiegersohn aus zu schlagen. Sie werden gewahr, daß die Heftigkeit Ihrer Leidenschaft Ihrer Gesundheit schadet, daß solche Sie wohl zu Grabe bringen könnte: sie geben Ihnen darauf eine Einwilligung, die Sie ihnen entreißen; sie opferm Ihrem Glücke alles das auf, womit sie sich geschmeichelt hatten, wenn sie Sie nach ihren Absichten anbrächten. Wenn dieselben hart, unbeweglich wären, so würden Sie sich bemühet haben, eine unnütze Leidenschaft zu zerstören. Sie kennen aber die Zärtlichkeit ihres Herzens, und Sie haben die Grausamkeit, sich deren zu Nutze zu machen, damit Sie es zerreißen. Ach! wie strafbar sind Sie, und wie unwürdig ist ein Mensch, der Sie aufmuntert, das Alter Ihrer Aeltern zu vergiften, des Opfers, das Sie ihm bringen!

Frl. Lucia.

Aber kurz, meine liebe Gut, man verheurathet sich für sich und nicht für seine Aeltern. Wollten Sie wohl, daß man der einzigen Person entsagete, die uns glücklich machen kann, und dafür einen Menschen nach der Wahl seiner Aeltern heurathete, den man kaum kennet, und mit dem man glücklich zu seyn keine Gewißheit hat?

Madem. Gut.

Fragen Sie mich nicht, was ich wollte, mein liebes Fräulein; meine Entscheidung würde Ihnen gar zu strenge vorkommen.

Frl. Lucia.

Sagen Sie sie immer, meine liebe Gut. Vermuthlich wird sich diese Entscheidung auf sehr überzeugende Gründe stützen.

Madem. Gut.

Ganz gewiß, mein Fräulein. Sie wird sich auf den Glauben stützen. Nach dessen Lichte versichere ich Sie, daß eine Christinn, die sich aus Gehorsame gegen ihre Aeltern verheurathet, stets die beste und die vortheilhafteste Heurath für sie thut, wenn sie auch den allerunangenehmsten und unartigsten Mann von der Welt nehmen sollte.

Frl. Luise.

Und geschwind den Beweis, meine liebe Gut; ich bitte Sie darum. Ich gebe ihn Ihnen zu, ich halte ihn aber nicht für möglich, und ich sterbe fast vor Begierde, Ihnen grobe Schimpfreden zu sagen.

Madem. Gut.

Ich will, wie das Fräulein Lucia, sprechen, sagen Sie sie immer; vermuthlich werden Ihre Schimpfreden wohlgegründet seyn. Aber nein, ich will Ih-

nen eine Verwirrung ersparen, und Ihnen dafür eine andere verursachen. Aus Ihrem Munde werden die Beweise dessen kommen, was ich vorgebracht habe. Antworten Sie nur bloß auf meine Fragen. Was lehret uns der Glauben von der Vorsehung?

Frl. Luise.

Daß alle Haare auf unserm Haupte gezählet sind; und daß in der Welt nichts ohne Befehl und Zulassung Gottes geschieht.

Madem. Gut.

Sehr wohl. Wovor sollen wir uns, nach Christi Befehle, fürchten?

Frl. Luise.

Er will, wir sollen uns nicht vor denen fürchten, die den Leib tödten können, nachher aber nicht die geringste Gewalt mehr haben, zu schaden; sondern wir sollen uns allein vielmehr vor demjenigen fürchten, welcher Leib und Seele verderben kann.

Madem. Gut.

Der Tod ist das größte von allen physischen Uebeln in den Augen des Fleisches. Die Furcht vor dem Uebel ist dem Menschen natürlich, wie ich Ihnen nur allererst gesaget habe. Wie kann Gott uns nun befehlen, wir sollen der Regung der Furcht kein Gehör geben, die er uns doch zu unserer Erhaltung gegeben hat?

Frl. Luise.

Diese Frage ist schon entschieden worden; weil der Tod kein wirkliches Uebel ist.

Madem. Gut.

Was ist denn also das Einzige, was eine Christinn als ein wirkliches Uebel ansehen soll?

Frl.

Frl. Luise.

Ich verstehe Sie, meine liebe Gut; ich werde Ihnen antworten, es ist die Sünde. Sie werden einen bösen Mann unter die Zahl der eingebildeten Uebel setzen; weil es keine Sünde ist, einen solchen Mann zu haben. Ich werde Ihnen aber geschwind antworten, es ist wenigstens eine große Gelegenheit zur Sünde; weil es, wofern man keine Heilige ist, nicht möglich ist, sich vor dem Ekel und auch vor dem Hasse bey einem bösen Manne zu verwahren.

Madem. Gut.

Ey! mein liebes Fräulein, haben Sie vergessen, daß man heilig seyn muß, wenn man in den Himmel kommen will? Ich werde indessen doch keiner von Ihnen rathen, daß sie mit Vorsatze einen bösen Mann wähle, damit sie Gelegenheit habe, die Heiligkeit zu erwerben. Wenn Ihnen aber Gott, ohne Ihr Zuthun, einen recht verkehrten Mann giebt, so glauben Sie nur, dieses Mittel zur Seligkeit war Ihnen durchaus nothwendig, und Ihre Heiligung war mit der Geduld verknüpfet, die er Ihnen alle Augenblicke auszuüben nothwendig machen wird.

Frl. Luise.

Das wäre vortrefflich, wenn uns Gott ausdrücklich befähle, wir sollten einen bösen Mann nehmen. Allein, meine liebe Gut, Sie wissen, es ist oftmals der Eigensinn, der Ehrgeiz, der Geldgeiz der Aeltern, was ihre Wahl bestimmet. Sie sehen wohl, Gott hat nichts damit zu thun.

Madem. Gut.

Sie haben mir den Augenblick erst gesaget, es falle kein Haar von unserm Haupte, ohne Zulassung des himmlischen Vaters; können Sie das schon vergessen

haben?

haben? Merken Sie das, meine Fräulein, was ich Ihnen schon so vielmal gesaget habe: Wir sind keine Christinnen, das ist, wir glauben nicht an das Wort Christi, als nur unbeschadet des Bestens unserer Leidenschaften, und in der Ausübung entsagen wir ihm bey der leichtesten Versuchung. Sie sagen, Sie würden einen bösen Mann heurathen, wenn Gott es Ihnen ausdrücklich beföhle. Hat er Ihnen aber nicht befohlen, Sie sollen Ihrem Vater und Ihrer Mutter gehorchen, und sind die nicht, in Ansehung Ihrer, an seiner Statt? Sagen Sie mir, mein Schatz, wenn Sie mir Ihr ganzes Bestes in meine Hände gegeben hätten, so daß Sie entschlossen wären, blindlings einen Mann aus meiner Hand anzunehmen; wenn ich außer dem denjenigen kennete, der Ihnen das größte Glück verschaffen kann, und es auf mich ankäme, Ihnen solchen zu geben: würde ich nicht das abscheulichste unter allen Geschöpfen seyn, wenn ich unterließe, Ihnen solchen zu geben, und wenn ich Ihr Vertrauen misbrauchete und Ihnen einen bösen Mann gäbe? Würden Sie mir nicht ein unverzeihliches Unrecht an zu thun glauben, wenn Sie mich zu einer solchen schändlichen That fähig hielten? Nun wohl, meine Fräulein, dieses Unrecht, welches Sie mir nicht gern anthun möchten, thun Sie Gotte an. Sie überreden sich, Ihr Bestes sey ihm gleichgültig, und er werde Ihr Schicksal dem Eigensinne dererjenigen überlassen, von welchen Sie abhängen. Ihr Kleingläubigen, warum seyd ihr so furchtsam? Euer himmlischer Vater weis, was ihr bedürfet. Er wachet auch für Ihre Verheurathung. Ich verspreche es Ihnen in seinem Namen, meine lieben Kinder, wenn Sie ihn alle Tage im Namen Jesu Christi bitten, er möchte doch Ihre Aeltern

bey der Wahl des Ehegatten leiten, den sie Ihnen dereinst vorschlagen werden; wenn Sie ihn eifrig anflehen, er möchte doch diese Wahl nicht eben auf einen jungen, reichen, wohlgestalten Menschen fallen lassen, sondern auf denjenigen, bey dem Sie am besten Ihre Seligkeit befördern könnten. Wenn Sie von seiner Hand den Mann empfangen, den Ihnen der Gehorsam bestimmet, so mag es fallen, wie es will, Sie werden allezeit eine gute Heurath treffen, wo nicht für dieses, zum wenigsten doch für das andere Leben.

Frl. Lucia.

Meine liebe Gut, ich kann die Wahrheit dessen, was Sie gesaget haben, nicht leugnen. Ich versichere Sie, ich bin innerlich davon überzeuget. Dieser Weg aber, in den Himmel zu kommen, scheint mir beschwerlich zu seyn; man muß also aller Vorstellung von der Glückseligkeit in diesem Leben entsagen.

Madem. Gut.

Sie haben ein eben so kurzes Gedächtniß, als Ihre Freundinn, mein Schatz, weil Sie vergessen, daß wir ausgemacht haben, die wahre Glückseligkeit bestehe in der Tugend. Was für arme Leute sind wir! Wie viel gehöret noch dazu, ehe wir wahre Christinnen werden! Ich, die ich wie ein Weiser urtheile, wenn von den Angelegenheiten anderer die Rede ist; ich, sage ich, würde vielleicht bey einer kützlichen Gelegenheit weniger christlich handeln, als Sie. Derjenige lebhafte Glauben, der uns alles richtig schätzen läßt, ist keine Wurzel, die auf unserm Grunde und Boden wächst. Diese Probe, die wir von unserer Schwachheit erfahren, diene uns dazu, daß wir uns tief vor Gotte demüthigen! Sie erwecke uns, daß wir ohne Unterlaß und ohne Ueberdruß rufen: Jesu,

du Sohn Davids, erbarme dich mein! Herr, mache, daß ich sehen möge! Eröffne mir das Verständniß deines göttlichen Wortes; befestige es in meinem Herzen auf eine so starke Art, daß es mir nicht möglich sey, daran zu zweifeln.

Leben Sie wohl, meine Fräulein, es ist sehr spät. Sie thun nach dem Maaße, wie Ihre Vernunft aufgeklären wird, so viele Fragen, daß wir den größten Theil der Lehrstunden mit Untersuchen, mit Abwiegen zubringen. Wenn das ein Fehler ist, so stehe ich in großer Furcht, Sie möchten unheilbar werden; denn ich habe nicht die Stärke, Sie zu ermahnen, daß Sie sich davon bessern.

Der II Tag.

Madem. Gut.

Das Fräulein Maria wird uns eine Geschichte aus der heiligen Schrift wiederholen. Lassen Sie es uns nicht vergessen, meine Fräulein, daß wir den heiligen Geist um seine Erleuchtung bitten; und lassen Sie uns mit Samueln sagen: Rede, Herr, dein Knecht höret.

Frl. Maria.

Da Jesus zu Bethlehem im jüdischen Lande zur Zeit des Königes Herodes geboren war, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande nach Jerusalem und frageten: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen; und wir sind hergekommen, ihn anzubethen. Als der König Herodes hiervon hörete, so erschrack

er

er und ganz Jerusalem mit ihm. Er ließ gleich alle hohe Priester und Schriftgelehrten zusammenkommen und erkundigte sich bey ihnen, wo Christus sollte geboren werden. Sie antworteten ihm: Zu Bethlehem im jüdischen Lande; denn so hätte der Prophet geschrieben: Und du Bethlehem im jüdischen Lande bist mit nichten die kleineste unter den Fürsten Juda; denn aus dir soll mir der Herzog kommen, der über mein Volk Israel ein Herr sey. Darauf ließ Herodes die Weisen heimlich zu sich rufen und fragete sorgfältig nach der Zeit, wenn der Stern erschienen wäre. Er wies sie nach Bethlehem und sagete: Ziehet hin und forschet fleißig nach dem Kinde; und wenn ihr es gefunden habet, so thut es mir zu wissen, damit ich auch hinkomme und es anbethe.

So bald die Weisen aus Jerusalem fortreiseten, so sahen sie den Stern wieder, den sie im Morgenlande gesehen hatten. Er gieng vor ihnen her, bis daß er an den Ort kam, wo das Kind war, da stund er oben darüber. Sie freueten sich sehr, als sie den Stern gewahr wurden, und giengen in das Haus hinein. Hier fanden sie nun das Kind mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und betheten es an. Sie thaten auch ihre Schätze auf und schenketen ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Gott befahl ihnen aber in einem Traume, sie sollten nicht zum Herodes zurück kehren; und da reiseten sie denn durch einen andern Weg wieder in ihr Land.

Igfr. Schönichinn.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich zwo Fragen an Sie thue. Wie konnten die Weisen die Geburt des Königes der Juden durch einen Stern wissen? Es sind deren wohl hunderttausend am Himmel,

die

die uns ganz und gar nichts lehren. Warum erschrack Herodes und die ganze Stadt, da sie höreten, daß Christus geboren wäre?

Madem. Gut.

So oft mich die heilige Schrift nicht ausdrücklich eine Sache lehret, mein Schatz, so kann ich Sie nicht versichern, daß das richtig sey, was ich von dieser Sache denke. Ich will Ihnen meine Muthmaßungen sagen, die Sie nur in so weit glauben dürfen, als Sie solche vernünftig und dem Geiste des Evangelii gemäß finden werden.

Die Weisen waren Philosophen, welche den größten Theil ihres Lebens mit Studieren zubrachten. Nun war es die Gewohnheit der Philosophen, daß sie reiseten, und sich durch den Umgang mit großen Leuten und durch das Lesen seltener Bücher unterrichteten. Die Weisen konnten also wohl die Prophezeyungen gelesen haben, welche nicht allein die Ankunft des Messias, sondern auch noch die Zeit seiner Geburt ankündigten. Diese Leute, welche die Sternseherkunst studieret hatten, und die Sterne kannten, sahen gar wohl, daß ein neuer Stern da war; und Gott, welcher ihnen solchen zu einem Wegweiser schickete, entdeckete ihnen ohne Zweifel, wozu er bestimmet wäre.

Um auf Ihre andere Frage zu antworten, muß ich Sie anmerken lassen, daß Gott dem Könige David versprochen hatte, es sollte das Zepter von Juda nicht entwendet werden, bis der Held käme; das ist, seine Nachkommen sollten in Judäa regieren, bis Christus geboren würde, welcher ewig regieren sollte. Herodes, welcher damals regierete, war ein Fremder. Dieß war also ein gewisses Merkmaal, daß die Zeit der Geburt Christi gekommen wäre; denn Sie wissen

wohl,

wohl, Gott kann sich nicht irren und etwas falsches vorher sagen. Herodes wußte die Prophezeyungen; und weil er ein unrechtmäßiger Besitznehmer war, so war es natürlich, daß er erschrack, als man ihm die Geburt des rechtmäßigen Thronerben ankündigte. Warum erschrack aber die ganze Stadt mit ihm? Die Juden erwarteten einen Befreyer; die Patriarchen, die Propheten, die frommen Könige hatten ihn gewünschet: warum erschracken ihre Kinder über dessen Ankunft? Weil die Juden damals in Wollüste versenket, Sklaven des Glückes und der Großen waren, und sich gewöhnet hatten, an den Leidenschaften ihrer Herren Theil zu nehmen. Ein Ehrgeiziger ist ein Sklav alles dessen, was über ihm ist; er würde sich nicht getrauen, anders zu denken, zu reden, zu handeln, als nach den Begriffen derjenigen, von denen er seine Erhebung erwartet.

Jgfr. Mieckchen.

Noch eine Frage, wenn Sie belieben, meine liebe Gut. Warum offenbaret Gott die Geburt seines Sohnes vielmehr den Weisen, als so viel Millionen andern Menschen?

Madem. Gut.

Gott handelt nicht aus Eigensinne, mein Schatz. Weil er vielmehr die Weisen, als die andern, erwählet, so hatte er gewiß eine gute Ursache dazu. Die Weisheit, die Gütigkeit, die Gerechtigkeit stehen allen seinen Rathschlägen vor. Die heilige Schrift saget uns diese Ursache nicht. Wir können aber denken, daß die Weisen rechtschaffene Leute gewesen, welche aus dem Lichte der Natur oder aus der heiligen Schrift Gott erkannt hatten, ihn anbetheten und die Tugend ausübeten, damit sie ihm gefielen; und daß sie Gott,

zur Belohnung dafür, zur Erkenntniß seines Sohnes berief. Denn er ist so gütig, meine lieben Kinder, daß er uns schon in diesem Leben für das wenige Gute belohnet, welches wir durch seine Gnade thun. Unsere guten Handlungen sind sein Werk; und indem er sie belohnet, so krönet er seine Gaben.

Frl. Geistreich.

Ich möchte gern wissen, warum der Stern, welcher die Weisen geführet hatte, verschwand, da sie in Jerusalem hineingiengen?

Madem. Gut.

Vielleicht wollte uns Gott dadurch zu verstehen geben, daß er nicht mitten unter dem Getümmel seine Stimme hören läßt. Jerusalem, das blind genug war, über die Zeitung von des Messias Ankunft zu erschrecken; dieses Jerusalem, sage ich, stellet uns die Welt vor. Der Stern, das ist, die Eingebung Gottes, verschwindet fast allezeit vor den Augen derjenigen, die darinnen leben.

Jgfr. Francisca.

Gut, ich werde dieß meiner Mama wieder sagen, und sie wird mich nicht alle Jahre mit nach der Stadt nehmen, wenn sie wissen wird, daß sich der Stern nicht in der großen Welt sehen läßt. Wie lieb wird es mir seyn, wenn ich stets auf dem Lande bleibe!

Frl. Aufrichtig.

Jungfer Francisca machet mich mit ihrer Liebe zum Landleben zu lachen. Man sieht wohl, daß sie ein kleines Mägdchen ist, welches die Annehmlichkeiten der Stadt nicht kennet. Ich für mein Theil möchte verzweifeln, daß ich nur vier Monate da bleibe. Ich wende sie aber gut an, ich versichere Sie; und die Zeit Ihrer Lehrstunden ausgenommen, meine liebe

Gut,

Gut, so suche ich alle Gelegenheiten, mich zu belustigen.

Madem. Gut.

Sagen Sie mir, mein liebes Fräulein, was für Belustigungen sind unter allen denen, die Sie genießen, am meisten nach Ihrem Geschmacke?

Frl. Aufrichtig.

Sie werden mich wegen dessen, was am ersten nach meinem Geschmacke ist, schelten; und das ist der Ball. Wegen des andern aber schmeichele ich mir, Sie werden es billigen; und das ist ein gutes Trauerspiel.

Madem. Gut.

Ein gutes Trauerspiel würde mir auch sehr lieb seyn: ich fürchte aber, ungeachtet dieser Gleichförmigkeit, wir sind nicht einerley Meynung. Damit wir sehen, ob wir uns einander verstehen, so seyn Sie doch so gut und machen mir einen kurzen Begriff von dem letztern Trauerspiele, in welchem Sie gewesen sind.

Frl. Aufrichtig.

Es führete den Titel Douglaß, und der Inhalt des Stückes war dieser:

Die Mutter des Douglaß ist sehr betrübt, weil sie ihren einzigen Sohn verloren hat. Am Ende findet sie ihn wieder; und dieser Sohn ist ein Held, das ist ein Mensch, dessen herrschende Leidenschaft ist, sich im Kriege hervorzuthun. Dieser Sohn ist verbunden, sie zu verlassen; und sie thut das schönste und rührendste Gebeth für ihn; denn diese Frau ist eine Christinn. Sie saget, wenn es eine Vorsehung gebe, so sey sie verbunden, über ihren Sohn zu wachen, weil er ein rechtschaffener Mann sey. Sie sehen wohl, meine liebe Gut, daß da schöne Gedanken sind. Wenig Augenblicke nach diesem Gebethe kömmt dieser Sohn wieder zurück auf

den Schauplatz, und zwar im Begriffe, zu sterben; denn einer von seinen Feinden hat ihn ermordet. Darauf geräth seine Mutter in die größte Verzweifelung. Sie geht ab; und man kömmt und meldet, sie habe sich von einem hohen Felsen gestürzet.

Madem. Gut.

Und ohne Zweifel sind diejenigen, welche ihren Tod erzählen, doch auch wohl beflissen, zu melden, diese Frau habe nur eine Scheintugend gehabt; sie sey eine schlechte Christinn gewesen, welche ihren Sohn mehr geliebet, als Gott; sie habe keinen Muth gehabt, weil sie sich lieber habe den Tod anthun, als ihren Schmerz ertragen wollen; sie habe nicht einmal gewußt, daß das Christenthum uns lehre, der Tod, die Krankheiten u. d. g. seyn keine Uebel.

Frl. Aufrichtig.

Nein, meine liebe Gut, von dem allen hat man nichts gesaget. Ich gestehe Ihnen so gar, daß mir nichts davon in die Gedanken gekommen, da ich dieses Trauerspiel angehöret habe; wiewohl ich jetzo einsehe, daß Ihre Anmerkung sehr vernünftig ist. Ich liebete diese Frau, die sich den Tod anthat, und ich nahm mich des Schicksales ihres Sohnes sehr an.

Madem. Gut.

Er hatte also Ihre Freundschaft durch seine Tugenden und guten Handlungen gewonnen?

Frl. Aufrichtig.

Ich weis nicht recht. Alles, was mich gerühret hat, und was ich behalten habe, ist, wie ich Ihnen gesaget, daß er den Krieg liebete, und daß er ungern gestorben, ehe er sich durch einen großen Sieg hervorgethan hatte.

Madem. Gut.

Das ist, die Heldinn dieses Stückes ist eine Mutter, welche auf eine thörichte Art einen Abgott aus ihrem Sohne machet, und Ihr Held ist ein Mensch, der keine andere Tugend kennet, als einen unmäßigen Ehrgeiz. Sie sehen, mein Schatz, daß dieses Stück, welches Sie so gut fanden, eigentlich nur fähig ist, den Geist der Welt bey Ihnen zu unterhalten, indem er Sie für Personen heftig einnimmt, die im Grunde lasterhaft, wiewohl mit einigen scheinbaren Tugenden versehen sind. Und was hat Sie in der Oper am meisten belustiget?

Frl. Aufrichtig.

Der Anblick, meine liebe Gut; nichts war schimmernder. Alle Logen waren mit überaus schön geputztem Frauenzimmer angefüllet. Ich schwöre es Ihnen, das verblendete.

Madem. Gut.

Das ist auch noch der Geist der Welt, der sich Ihrer bemächtiget, mein Schatz. Hören Sie wohl zu, was ich sagen will. Jungfer Francisca, Ihre Frage hat diese Sittenlehre herbeygezogen, die ich Ihnen schon vielmal geprediget habe, und die ich zu wiederholen nicht aufhören werde, bis sie in Ihr Herz gedrungen ist.

Wenn ich mit Ihnen von der Welt rede, welche die Feindinn Jesu Christi ist: so will ich eben nicht sagen, daß es vielmehr diejenige ist, die man in den Städten findet, als die, welche auf dem Lande ist. Es giebt zwey Königreiche auf Erden; und die Unterthanen in diesen beyden Königreichen haben in dem Aeußerlichen nichts oder fast nichts, was sie von einander unterscheidet. Diese beyden Königreiche haben jedes einen

Herrn, welche Christus und die Welt sind. Die Jünger Jesu Christi glauben seiner Lehre, und handeln so, wie er es ihnen befohlen hat. Die Anhänger der Welt thun eben das in Ansehung ihres Herrn. In dem Evangelio werden wir die Gesinnungen, die Handlungen, die Gebothe des Heilandes finden. Lassen Sie uns wohl daran denken, daß, so oft unsere Gesinnungen dem Evangelio nicht gemäß seyn werden, wir das Königreich Jesu Christi verlassen und in das Königreich der Welt treten, die er hasset, für die er nicht bethet. Nun herrschet ordentlicher Weise die Welt, mein liebes Fräulein Aufrichtig, auf den Bällen, in den Schauspielen, in den Versammlungen. Daselbst werden so viele dem Evangelio zuwiderlaufende Grundsätze vorgebracht. Man muß sich in seiner Jugend lustig machen; dieß ist die Zeit des Vergnügens. Selig sind die Reichen, diejenigen, die zu Ehren gelangen, u. s. w. Diese Oerter sind also überaus gefährlich. Wenn eine unumgängliche Nothwendigkeit Sie zwingen wird, sich dabey einzufinden: so gehen Sie dahin, als wie Sie an einen Ort gehen würden, wo die Pest ist. Vielleicht habe ich mich dieser Vergleichung schon bedienet: es thut aber nichts; ich wage nichts dabey, wenn ich sie wiederhole. Sagen Sie mir, mein Schatz, wenn in Dresden eine ansteckende Seuche herrschete; wenn die größte Anzahl derjenigen, die dahin kämen, in einigen Stunden daran stürbe: würden Sie wohl sehr eilen, das Land zu verlassen, damit Sie dahin kämen?

Frl. Aufrichtig.

Nein, in Wahrheit nicht, meine liebe Gut, ich würde um alles Gold in der Welt willen nicht dahin gehen.

Madem.

Madem. Gut.

Allein, wenn Sie nun durchaus genöthiget wären, dahin zu gehen; wenn Ihre Aeltern Sie dazu zwängen?

Frl. Geistreich.

So würde ich mit Zittern dahin gehen; ich würde mich bemühen, mir Maul und Nase mit etwas sehr starkem zu verstopfen, zum Exempel mit Weinessige; und ich würde so kurze Zeit da bleiben, als es mir nur möglich wäre.

Madem. Gut.

Das ist nun gerade eben das, was Sie thun müssen, mein Fräulein. Die Welt ist ein Ort, wo eine sehr gefährliche Pest herrschet, weil sie die Seele tödtet. Mehr als die Hälfte von denjenigen, die darinnen leben, haben einen von ihren falschen Grundsätzen vergifteten Geist. Gehen Sie also mit Zittern dahin. Stärken Sie sich durch das Gebeth und durch die beständige Erwägung der Grundgesetze Jesu Christi. Dieß ist das einzige Mittel, Sie vor der Gefahr zu bewahren, die man daselbst läuft; und gehen Sie so geschwind wieder von da weg, als es möglich seyn wird, und ersparen Sie sich Stunden der Eingezogenheit und Einsamkeit, wo Sie in sich gehen können.

Frl. Lucia.

Ich komme nicht wieder zu mir selbst, meine liebe Gut, und ich wiederhole es, Sie wollen Heilige aus uns machen. Ach! wie würde man sich über Sie aufhalten, wenn man Ihre Lehren anhörete!

Madem. Gut.

Und diejenigen, die sich über mich aufhielten, würden doch gern mit den Heiligen leben wollen. O! die Gesellschaft dieser Leute ist sehr bequem. Man kann ihnen alles vorschlagen, ausgenommen die Sün-

de: sie widersprechen niemals; sie sind so sanftmüthig, so geduldig. Hören Sie mich wohl an, meine Fräulein; es sind hier Ihrer vier oder fünfe, die sich bald verheurathen werden. Ich wünschete, daß ich Ihre Gemahle nach einem Jahre befragen könnte: ich bin versichert, sie würden sich nur darüber beklagen, daß Sie meinen Lehren nicht nach den Buchstaben folgeten. Jungfer Zinna, Sie werden uns am ersten verlassen. Ich fürchte nicht, daß man mir den Vorwurf machen werde, ich hätte Ihnen zu viel Furcht vor den Gefährlichkeiten der Welt beygebracht.

Jgfr. Zinna.

Wissen Sie wohl, meine liebe Gut, daß mir vor Furcht fast der Kopf schwindelt? Wenn ich an die Pracht denke, die man für mich bereitet, so wird mir alle mein Blut in meinen Adern eiskalt. Neulich, da man mir meine Diamanten brachte, so bewunderte sie jedermann; man lobete sie, man machete mir Complimente deswegen, daß ich solche hätte: ich aber würde sie als Versuchungen zur eiteln Ehre und zum Geize angesehen haben, wenn ich nicht einen gewissen Gedanken im Sinne gehabt hätte. Urtheilen Sie nun, wie schön sie mir unter diesem Gesichtspunkte vorgekommen seyn würden?

Madem. Gut.

Wollen Sie uns wohl den Gedanken sagen, der Sie mit Ihren Diamanten versöhnete?

Jgfr. Zinna.

Wenn ich sie als die Beweise der zärtlichen Liebe des hochachtungswürdigsten Mannes ansehe, so gestehe ich, sie kommen mir sehr schimmernd vor und werden mir sehr lieb. Ich darf Ihnen aber wohl gestehen, meine liebe Gut, eine von seiner Hand überreichete

chete Bluhme würde in meinen Augen eben den Werth haben.

Madem. Gut.

Und ich versichere Sie, Sie werden sie mit eben der Unschuld tragen, womit Sie ein Veilchen tragen würden. Danken Sie dem lieben Gotte recht dafür, mein Schatz. Diese Furcht vor dem Prunke der Welt kömmt nicht aus Ihrem eigenen Grunde und Boden. Diese Mäßigung, die Ihnen Gott schenket, ist tausendmal kostbarer, als das Glück, das er Ihnen schicket, und Sie sollten ihm so vielmal dafür danken, als Sie Athem holen. Allein, genug moralisiret. Wir wollen die römische Geschichte wieder vornehmen. Fräulein Heftig, Sie werden so gütig seyn und uns melden, wie Tarquin sich auf dem Throne aufgeführet habe.

Frl. Heftig.

Er ließ alle diejenigen umbringen, welche einiges Recht dazu haben konnten; er zog ihre Güter ein und machete sich einen Haufen Bösewichter ergeben, die allezeit bereit waren, seine Befehle auszuführen. War aber Tarquin der boshafteste unter allen Menschen, so war er auch ein sehr großer Staatskluger, und sparete nichts, den Römern alle Hoffnung zu benehmen, das Joch ab zu schütteln. Ich will Ihnen sagen, meine Fräulein, wie er es anfieng, daß er alle lateinische Colonien auf seine Seite brachte.

Sie wissen, meine Fräulein, es gab eine große Anzahl Colonien, und Servius hatte sie vermocht, daß sie Rom für die Hauptstadt erkannten. Sie schicketen also von Zeit zu Zeit Abgeordnete dahin, welche eine Versammlung ausmacheten, worinnen der König der Römer den Vorsitz hatte. Tarquin setzete kurze

Zeit nach seiner Gelangung auf den Thron eine solche Versammlung an, und ließ lange Zeit auf sich warten. Tatius, einer von den Abgeordneten, ließ seine Collegen anmerken, daß sich Tarquin schon in Ansehung ihrer der Tyranney beflisse, und daß es ein Zeichen der Verachtung wäre, daß er sich nicht zu der Stunde einfände, die er doch selbst angesetzet hätte. Kaum endigte er diese Worte, so kam Tarquin an und entschuldigte sich damit, daß er beschäfftiget gewesen, einen Streit zwischen einem Vater und einem Sohne zu schlichten. Tatius antwortete ihm hurtig: „Wenn ein Sohn seinem Vater nicht gehorchen will, „so strafet man ihn; das erfordert so viel Zeit nicht.“ Tarquin empfand diesen Vorwurf lebhaft. Weil er sich aber sicher rächen wollte, so verbiß er seine Empfindlichkeit. Da es schon spät war, so verschob man die Versammlung bis auf Morgen; und Tarquin wandte diese Zeit nützlich an, den Tatius zu stürzen. Er bestach einen von dessen Hausgenossen, daß er Gewehr in seinem Hause versteckete. Den andern Morgen mit Anbruche des Tages ließ er die Abgeordneten zu sich rufen und sagete zu ihnen, sie sollten den Göttern über seine Verzögerung danken, weil eine Verrätherey angezettelt worden, die ihnen das Leben gekostet hätte. „Zweifelt nicht daran, sagete er zu ihnen, „Tatius wollte sich durch euren und meinen Tod des „Thrones versichern, und er hat nur deswegen eine so „übele Laune gezeiget, weil ihm der ungefähre Zufall „seinen Streich hat fehl schlagen lassen.“

Weil Tatius den Ruf hatte, daß er ein ehrlicher Mann war, so verlangeten die Abgeordneten Beweis von dieser Verschwörung. Damit nun Tarquin sie überzeugete, so versicherte er, man würde in des Tatius

tius Wohnung Gewehr versteckt finden. Sie können leicht denken, meine Fräulein, daß man welches daselbst fand, weil der Betrüger Tarquin welches dahin bringen lassen. Darauf hielten die Abgeordneten den Tatius für strafbar; und dieser Unglückliche wurde ohne Untersuchung gestürzet. Die Abgeordneten glaubeten, sie wären Tarquinen für ihr Leben verbunden und schwuren ihm eine unverbrüchliche Ergebenheit. Sie hielten auch in der Folge ihr Versprechen treulich.

Madem. Gut.

Jungfer Mieckchen, erzählen Sie uns die List, deren sich Tarquin bedienete, damit er Meister von der Stadt Gabii würde.

Jgfr. Mieckchen.

Er stellete sich, als wenn er auf seinen ältesten Sohn Sextus sehr böse wäre. Dieser Prinz floh zu den Gabiern und bath sie um eine Freystatt, welche sie ihm auch sehr gern bewilligten. Er war aber eben so listig, als sein Vater, und fand Mittel und Wege, sich zum Meister von der Stadt zu machen. Darauf schickete er einen Bothen zu Tarquinen und wollte vernehmen, wie er mit den Einwohnern darinnen umgehen sollte. Dieser boshafte König gieng damals eben in seinem Garten spazieren. Er sagete nicht ein einziges Wort zu dem Bothen seines Sohnes, sondern schlug mit seinem Stocke allen Bluhmen den Kopf ab, die sich über andere erhoben. Der Bothe sagete, bey seiner Zurückkunft, zum Sextus, sein Vater hätte ihm nichts geantwortet, und meldete ihm, was er gethan hätte. Ich verstehe diese Antwort: sagete Sextus. Er ließ also gleich die vornehmsten Bürger in der Stadt Gabii gefangen nehmen; er ließ ihnen die Köpfe abschlagen, und wurde also König von dieser

Stadt, und begegnete ihren Einwohnern hernach sanftmüthig.

Madem. Gut.

Jungfer Francisca wird uns die Historie von den sibyllinischen Büchern erzählen,

Igfr. Francisca.

Eines Tages kam eine unbekannte Frau zum Tarquin und brachte ihm neun Bücher zu Kaufe, wofür sie sehr viel Geld forderte. Tarquin hielt sie für gar zu theuer und wollte sie also nicht kaufen. Darauf nahm die Frau drey von diesen Büchern und schmiß sie ins Feuer. Den andern Tag kam sie wieder und both ihm die sechs Bücher, die noch übrig waren, für eben den Preis an. Tarquin dachte, sie wäre eine Närrinn, und befahl ihr, sie sollte sich hinweg begeben. Sie that solches, doch verbrannte sie erst abermal drey Bücher davon. Sie kam zum dritten Male wieder und betheurete, sie würde die drey letztern Bücher auch verbrennen, wenn er ihr nicht so viel Geld gäbe, als sie anfangs für alle neun Bücher verlanget hätte. Tarquin wurde von der Aufführung dieser Frau gerühret; er ließ einige Rathsherren zusammen kommen und fragete sie um ihr Gutachten. Auf ihren Rath kaufete er also diese drey Bücher, welche man die sibyllinischen Bücher nannte.

Frl. Heftig.

Ach! der Herr Tarquin war doch ein rechter guter Komödiant! Da, meine liebe Gut, ich wollte wohl wetten, er hätte diese Bücher selbst schreiben lassen, und dieser Frau die Rolle vorgesaget, die sie so gut ausführete.

Madem. Gut.

Und woher glauben Sie das, mein Schatz?

Frl. Heftig.

Er würde sonst nicht so viel Geduld mit dieser Frau gehabt haben; er würde ihr ihre Bücher weggerissen haben, wenn sie sie ihm nicht für den Preis hätte verkaufen wollen, den er ihr gebothen. Aber, meine liebe Gut, was stund denn in diesen Büchern? und warum nennte man sie die sibyllinischen Bücher? Das ist ein possierlicher Namen.

Madem. Gut.

Wir wollen das Fräulein Verständig bitten, daß es uns saget, was die Sibyllen gewesen.

Fräul. Verständig.

Es hat unter den Heyden einige Frauenspersonen gegeben, deren Sitten überaus rein waren, und welche sich vornehmlich durch eine große Liebe zur Sittsamkeit und Keuschheit hervor thaten. Zur Belohnung dieser sittlichen Tugend soll ihnen Gott, wie man saget, die Gabe zu prophezeyen gegeben haben; und sie schrieben Bücher, in welchen man die merkwürdigsten Begebenheiten vorher gesaget fand. Man ist wegen der eigentlichen Anzahl dieser Sibyllen nicht einig. Die drey vornehmsten darunter sind die delphische, die erythräische und cumäische. Sie werden nach denen Oertern so genannt, wo sie sich aufgehalten oder wo sie her gewesen. Von der erythräischen erzählen die Poeten, der Gott Apollo habe sie geliebet, doch ihre Gegenliebe nicht erlangen können. Eines Tages, da sie am Ufer des Meeres spatzieren gieng, kam dieser Gott zu ihr und schwur ihr zu, er wollte ihr alles geben, was sie nur verlangen würde. Sie nahm eine Hand voll Sand auf und wünschete, so viele Jahre zu leben, als sie Sandkörner gefasset hätte. Dieses bewilligte er ihr, aber mit dem Bedinge, sie sollte ihr

Vaterland und die Erde, wo sie geboren wäre, nicht wieder ansehen, so lange sie lebete. Darauf gab er ihr auch zu verstehen, sie hätte vergessen, zu wünschen, daß sie nicht alt würde; und er erboth sich, er wollte diese Gnade noch zu demjenigen hinzu thun, was sie schon erhalten hätte. Allein, sie zog den Jungfernstand dem Vortheile, jung zu bleiben, vor. Sie wurde also alt und schrumpfete ganz zusammen, daß sie nur noch die Stimme behielt, womit sie ihre Weißagungen vorbrachte. Nach vielen Jahren, die sie ganz schwach und unvermögend immer in einer Höhle zugebracht hatte, erbarmeten sich ihre Landesleute aus der Stadt Erythrä endlich ihrer. Sie schrieben einen Brief an sie, welchen sie nach der Gewohnheit ihrer Stadt mit Erde zumacheten oder versiegelten. So bald nun diese Sibylle die Erde auf dem Briefe zu Gesichte bekam, so starb sie.

Die cumäische Sibylle ist auch sehr berühmt; und sie war es eben, welche dem Könige Tarquin die Bücher anboth. Sie wohnete ebenfalls in einer Höhle bey der Stadt Cuma; welche Höhle noch heute zu Tage ihren Namen führet, und von neugierigen Reisenden fleißig besuchet wird.

Madem. Gut.

Man muß die Wahrheit von der Fabel trennen, meine lieben Fräulein. Es hat Sibyllen gegeben; daran kann man nicht zweifeln. Die Lebensart, die sie erwählet hatten, da sie sich von den Zerstreuungen und auch von den Beschäfftigungen der Frauenspersonen entferneten, gab ihnen Zeit, nach zu denken und zu überlegen. Das Nachsinnen bringt die Scharfsinnigkeit hervor, das ist, eine Richtigkeit in dem Urtheilen, welche die künftigen Dinge aus der Kenntniß der

gegen-

gegenwärtigen vorhersehen läßt. Ich bilde mir ein, dieß ist die einzige Quelle des großen Rufes gewesen, den die Sibyllen gehabt haben. Man hat lange Zeit gesaget, sie hätten die Geburt Jesu Christi geweissaget: man ist aber heute zu Tage überzeuget, daß die Bücher, die man ihnen beyleget, untergeschoben sind. Die drey Bücher, welche Tarquin so theuer kaufete, wurden auch den Sibyllen zugeschrieben. Man verwahrete sie sorgfältig in einem steinernen Kasten in dem Tempel des Jupiters im Capitol, als etwas sehr heiliges; und es hatten zween von den vornehmen Bürgern der Stadt die Aufsicht darüber. Mit der Zeit bekamen solche zehn Männer, worunter auch einige von dem gemeinen Volke waren. Zu diesen Büchern nahmen die Römer bey öffentlichen Drangsalen ihre Zuflucht und zogen sie bey großen und wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Da war es nun leicht, die Aufseher zu gewinnen oder zu bestechen, daß sie den Römern alles das daraus vorlasen, was nach dem Sinne desjenigen war, der sie bestochen hatte. Zum Beyspiele, Julius Cäsar hatte den unsinnigen Einfall, er wollte gern König werden; und die Römer die tolle Begierde, sie wollten die Parther unters Joch bringen. Man zog also die sibyllinischen Bücher wegen dieses Unternehmens zu Rathe, und die Aufseher, welche in Cäsars Solde stunden, antworteten, die Parther würden niemals anders, als durch einen König, überwunden werden. Dieses sageten sie bloß, damit sie die Römer vermöchten, daß sie Cäsarn diesen Titel beylegeten. Die eigentlichen sibyllinischen Bücher aber waren schon vor Cäsarn, zu des Sylla Zeiten, mit dem Capitole zu Asche geworden. Indessen hatte man doch bey Wiederaufbauung des Capitols einige Abge-

sandten

sandten nach Griechenland und Asien geschickt, welche so viel, als sie könnten, von den Orakeln dieser Weißagerinnen zusammen lesen sollten. Sie brachten auch eine ziemliche Anzahl von solchen Versen mit, die den Sibyllen zugeeignet wurden, und die sie von allerhand Personen bekommen hatten. Diese wurden nun statt der vorigen verbrannten in das neuerbauete Capitolium beygeleget. Zu Augusts Zeiten aber, da man über zweytausend prophetische Bücher von allerhand Art in griechischer und lateinischer Sprache verbrannte, wurden auch viele von den sibyllinischen Weissagungen ausgemustert, weil man sie nicht alle für ächt hielt. Die, welche man für richtig erkannte, wurden in zwo goldene Büchsen geschlossen und in des Apollo Tempel verwahret. Es sollen aber auch diese zu Nerons Zeiten verbrannt seyn, wiewohl einige behaupten, daß solches noch später und erst unter dem Kaiser Honorius geschehen sey. Sie sehen indessen, wie wenig man von denjenigen halten dürfe, die man ehemals für die sibyllinischen Orakel hat ausgeben wollen.

Fräulein Charlotte, sagen Sie uns doch, bey was für Gelegenheit Tarquin aus Rom gejaget worden.

Fräulein Charlotte.

Bey Gelegenheit des Todes der Lucretia, welcher Tarquins ältester Sohn Sextus eine große Schande angethan hatte. Diese Römerinn konnte solche nicht überleben. Sie ließ die vornehmsten von ihren Verwandten zu sich bitten, erzählete ihnen, was ihr wiederfahren wäre, und beschwur sie, sie möchten solches nicht ungeahndet hingehen lassen, sondern ihren Tod rächen; da sie sich denn, ehe es jemand verhindern konnte, mit einem Messer erstach. Sie eileten so gleich fort, ihren Gemahl aus dem Lager zu holen, der eben

mit

mit dem Lucius Junius Brutus in die Stadt kam. Brutus war ein sehr schlauer und verständiger Mann: er hatte sich aber albern gestellet, damit er nur vor dem Tarquin sicher seyn möchte, der seine ganze Familie meist hatte umbringen lassen; daher hatte er denn auch seinen Namen Brutus bekommen. Als er mit Lucretiens Gemahle an den Ort kam, wo sie noch in ihrem Blute lag: so zog er das blutige Messer aus ihrer Wunde und schwur bey allen Göttern, er wollte ihren Tod an dem ganzen tarquinischen Hause rächen. Brutus war Oberster über die Leibwache und konnte also das Volk zusammen berufen. Das that er und zeigete ihnen Lucretiens Leichnam, wobey er alle Grausamkeiten des Königs und seiner Kinder erzählete. Dadurch bewog er das erbitterte Volk, daß es den König mit allen Seinigen nicht wieder in die Stadt lassen wollte; denn er befand sich in dem Lager. Er wollte dahin wieder zurück gehen: allein, das Lager war ebenfalls aufgebracht und wies ihn fort, daß er also nach einer andern Stadt fliehen mußte; und so hatte die königliche Gewalt in Rom ein Ende.

Jgfr. Landmänninn.

Nun lebe ich wiederum auf. Jetzt sind wir auf die schönen Tage in Rom, auf die Zeit seiner Freyheit, gekommen.

Madem. Gut.

Das wollen wir das nächste Mal sehen, meine Fräulein. Ich habe Ihnen noch eine Historie zu Ende zu bringen, nämlich die von der Gärtnerinn zu Vincennes, auf welche Sie alle zusammen nicht gut zu sprechen sind, weil sie nicht in eine heimliche Verheurathung ihrer Tochter mit dem Marquis einwilligen wollte. Sie that noch mehr, meine Fräulein. Denn da sie sah,

daß dieser junge Herr Mariannen unaufhörlich nachgieng, so sagete sie zu ihm, ihre Tochter hätte einen ungemeinen Widerwillen gegen das Kloster, sie würde sie aber zwingen, sich als eine Layenschwester, das ist so viel als eine Bediente der Klosterfrauen, hinein zu begeben, wenn er hartnäckig fortführe, sie zu plagen.

Der Marquis versprach mit Seufzen, er wollte sie in Ruhe lassen, und gab sich in der That die größte Mühe, sie aus seinem Herzen zu verbannen. Es würde ihm vielleicht gelungen seyn, wenn Marianne nur schön und er nur bloß verliebt gewesen wäre. Allein, sie war tugendhaft, und die Regungen des Marquis hatten sich durch die vollkommenste Hochachtung verstärket. Nun ist es nicht möglich, dergleichen Regungen zu zernichten. Er vertrauete seine Verzweifelung einem jungen unbesonnenen Menschen von seinen Freunden, der kein anderes Hülfsmittel wider sein Uebel fand, als Mariannens Entführung.

Dem Marquis schauderte anfänglich die Haut über einen Vorschlag, welcher der Ehrerbiethung so zuwider lief, die er für dieses Mägdchen empfand. Er wurde aber von seiner Liebe fortgerissen und willigte unter zwoen Bedingungen darein. Die erste war, daß man die Mutter nebst der Tochter entführen sollte, damit man Mariannens Tugend nicht beunruhigte. Die zweyte war, sie sollten nach einem Landhause geführet werden, wo alles zur Verheurathung bereit seyn sollte, wenn sie ankämen.

Die Frau Rollin war eine Nachbarinn von einer vornehmen Dame, die sehr eingezogen lebete. Da diese Dame die Verdienste der Gärtnerinn hatte kennen lernen: so besuchete sie solche oft, wenn sie auf dem Lande war; und wenn das übele Wetter sie wieder nach

Paris führete, so schickete sie ihr oft ihre Kutsche, daß sie den Sonntag bey ihr zubringen möchte. Der Marquis hatte von diesen kleinen Reisen Nachricht, und legete sich, in Begleitung seines Freundes und einiger Bedienten, unter welchen Dubois war, auf dem Wege in Hinterhalt. Die Entführung geschah sehr leicht; und kaum waren die beyden entführeten Frauenspersonen, die sich in ihre Kappen sehr verhüllet hatten, angekommen, so warf sich der Marquis zu ihren Füßen, und beschwur sie, die Gewaltthätigkeit, die er ihnen angethan hätte, auf die Stärke der Liebe zu schieben. Er beschwur Mariannen, ihm zum Altare zu folgen, wo er ihr eine Ergebenheit schwören wollte, die nichts sollte zerreißen können, und die nur bis auf den Augenblick geheim bleiben sollte, da ihn sein Alter oder der Tod seiner Mutter in den Stand setzen würde, solche öffentlich zu erklären.

„Undankbarer Sohn,“ sagete eine von seinen entführeten Frauenspersonen, indem sie ihre Kappe abnahm, „eine unanständige Leidenschaft läßt dich ohne „Zweifel meinen Tod wünschen. Sie hat dir die gerechte Verachtung derjenigen zugezogen, welche du mir „vorziehst, und von ihr habe ich deinen verhaßten Anschlag erfahren.“

Sie verwundern sich, meine Fräulein, daß Sie anstatt der Gärtnerinn die Marquisinn finden. Der Marquis erstaunete noch mehr, als Sie; und damit ich Sie viel geschwinder aus der Verwirrung ziehe, als er heraus kommen konnte, so will ich Ihnen melden, daß Dubois, der aus seiner Erfahrung überzeuget worden, Marianne sey tugendhaft, den Vorsatz, sie zu verführen, in den Vorsatz, sie zu heurathen, verändert hatte. Bey diesen neuen Absichten, können Sie

wohl denken, hatte ihm der Anschlag, sie zu entführen, wovon ihm sein Herr Nachricht gegeben, nicht angestanden; und damit er solchen fehlschlagen ließe, so hatte er denselben der Frau Rollinn gestecket, und diese hatte ihn der Mutter des Marquis berichtet.

Diese Dame glaubete wohl, daß ihr Sohn sehr fähig wäre, ein Mägdchen zu entführen, das er liebete: sie konnte sich aber nicht überreden, daß er nur einmal den Gedanken hätte, solches zu heurathen. Damit sie nun recht hinter seine Absichten kommen möchte, so setzete sie sich mit einer Kammerfrau in die Kutsche, welche die Gärtnerinn und ihre Tochter nach Paris führen sollte. Sie hatte zugleich ihren Schwager, des Marquis Oheim, ersuchen lassen, er möchte sich auf dem Landhause, wo sie hingeführet werden sollte, einfinden, damit seine Gegenwart denen Verweisen mehr Nachdruck ertheilete, die sie ihrem Sohne geben wollte.

Dieser Schwager, ein Comthur des Malthesers Ordens, hieß Herr von Souvre. Er war ein aufrichtiger ehrlicher Mann, unbeweglich was die Ehre anbetraf, wovon er richtigere Begriffe hatte, als die Marquisinn, wie wir bald sehen werden. Zum Glücke für den Marquis kam sein Oheim nicht zeitig genug an, daß er ein Zeuge von der Entwickelung des Stückes hätte seyn können; und als er ankam, so war der Marquis nicht mehr im Stande, ihn anzuhören. Das Erstaunen und Schrecken hatten ihm den Gebrauch seiner Sinne benommen, und seine Mutter, die entweder noch gar zu erzürnet über ihn war, oder auch glaubete, diese Ohnmacht wäre nur erdichtet, damit sie dadurch erweichet würde, überließ ihn der Sorgfalt des Dübois und seines Freundes. Sie setzete sich in die Kutsche ihres

Schwa-

Schwagers und nöthigte solchen, den Weg wieder mit ihr nach Paris zu nehmen.

Indessen war der Marquis wieder zu sich selbst gekommen und fand sich in dem kläglichstem Zustandes. Er konnte Mariannen nicht entsagen; er konnte auch die Vorstellung von dem Verdrusse nicht ertragen, den er seiner Mutter verursachete. Da er von zwoen so widerwärtigen Empfindungen gemartert wurde, so erlag sein Körper darunter, und er kam mit einem heftigen Fieber nach Paris zurück. Dübois wollte die Marquisinn überreden, ihr Sohn wäre in Gefahr: sie glaubete aber noch immer, diese Krankheit wäre nur eine List. Den dritten Tag endlich sagete ein Arzt, welchen Dübois hatte holen lassen, in allem Ernste zu der Marquisinn, er stünde für das Leben ihres Sohnes nicht, und das um so viel mehr, weil er alle Arzeneymittel ausschlüge.

Kaum ließ ihm diese zärtliche Mutter so viel Zeit, daß er ausreden konnte, so eilete sie in das Zimmer ihres Sohnes; und der Zustand, worinnen sie ihn fand, ließ ihr fast keine Hoffnung. Der Marquis schien von denen Beweisen sehr gerühret zu seyn, die er von der zärtlichen Liebe seiner Mutter erhielt. Er drückete seine brennenden Lippen auf eine von ihren Händen und sagete zu ihr:

„Hören Sie auf, Madame, einen Sohn zu beweinen, der um so viel strafbarer ist, weil er nicht leben könnte, ohne Sie noch ferner zu beleidigen. Ich muß, entweder vor Schmerzen, Ihnen zu misfallen, oder aus Verzweifelung, Mariannen zu verlieren, sterben; weil ich mir nicht schmeicheln kann, weder Ihre Genehmhaltung zu deren Besitze zu erlangen, noch auch ohne dieses Glück zu leben."

Der Comthur, welcher in diesem Augenblicke gekommen war, vereinigte sich vergebens mit der Marquisinn, den Kranken zu vermögen, daß er die Hülfsmittel annähme, die man ihm reichen wollte: er schlug alles hartnäckiger Weise aus. Darauf nahm Herr von Souvre seine Schwester bey Seite und fragete sie: Ob sie diesen einzigen Sohn einem Vorurtheile aufopfern wollte? Im Grunde verletzete diese Heurath, welche sie so aufbrächte, die Ehre wirklich nicht; weil sie selbst gestünde, die Gesinnungen der Tochter und Mutter könnten den vornehmsten Standespersonen Ehre machen.

Die Marquisinn war nicht mehr im Stande, ihrer zarten Empfindung für die Ehre Gehör zu geben. Sie näherte sich dem Bette ihres Sohnes wieder, beschwur ihn, er möchte seine Verzweifelung fahren lassen, weil sie entschlossen wäre, ihm Mariannen zu bewilligen; und da der Marquis an ihrem Versprechen zu zweifeln schien, so befahl sie, Dübois sollte sogleich mit ihrer Kutsche abgehen und die Frau Rollin mit ihrer Tochter herholen.

Dübois erwartete es nicht, daß es ihm in seiner Gesandtschaft fehlschlagen würde. Er that sie mit Zuversicht, und versicherte die Gärtnerinn, die Marquisinn willigte in die Vereinigung ihres Sohnes mit Mariannen, und bäthe sie inständigst, sie möchte eilig kommen und ihm das Leben retten. Allein, die Frau Rollin war viel zu klug, als daß sie einen solchen Schritt, auf das Wort eines Bedienten, thun sollte. Sie entschuldigte sich auf eine sehr höfliche Art, daß sie ihm nicht folgen könnte.

Die Marquisinn gerieth in eine Art von Grimme, als sie diese abschlägliche Antwort vernahm. Die

Namen unverschämt, übermüthig und hochmüthig wurden der Frau Rollin reichlich gegeben. Der Comthur ließ sie anmerken, diese Frau führete sich so weislich auf, daß sie bey ihm in Hochachtung käme. Er erboth sich, er wollte selbst hingehen und sie holen; und gestund, er hätte einen Fehler begangen, daß er solches dem Dübois zu thun überlassen hätte.

„Allein, setzete er hinzu, man muß einer Frau Versicherung geben, welche die Klugheit mistrauisch machet, und ihr beweisen, daß wir mit Treue und Glauben handeln. Ich werde es nicht anders über mich nehmen und sie holen, als unter der Bedingung, daß ich ihr ein von Ihnen und mir unterschriebenes Papier bringe, welches sie wird ausfüllen können, so wie sie es für dienlich erachten wird.“

Die Furcht ließ den Hochmuth schweigen. Die Marquisinn unterzeichnete; und da der Comthur bey der Frau Rollin ankam, so überreichete er ihr dieses Papier.

„Gnädiger Herr, sagete die Gärtnerinn zu ihm, ich bin Mutter; und ich begreife gar wohl, daß man alles versprechen kann, einen solchen Sohn zu retten, als der Herr Marquis ist. Setzen Sie sich aber an meine Stelle; meine Tochter ist mir lieb, und ich muß sie dem Zustande entreißen, worein die Reue der Frau Marquisinn sie setzen könnte.“

„Ach meine liebe Frau, sagete der Comthur zu ihr, wie grausam ist doch Ihre Vorsicht! Indessen kann ich sie nicht durchaus tadeln. Wir haben nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu seyn; sonst würden Sie auf unser Wort trauen ....

„Das ist der Beweis, den ich als heilig ansehe:“ sagete die Gärtnerinn, welche ihre Tochter fast in

Ohnmacht fallen sah. Sie zerriß das Papier und reichete dem Comthur die Hand ihrer Tochter; sie setzete sich in den Wagen der Marquisinn, ohne daß der Herr von Souvre den Mund aufthat. Er hatte so viel Edelmüthiges in dem Verfahren dieser Frau gefunden, daß er für sie eine Bewunderung fühlete, die er nicht ausdrücken konnte. Mariannens Reizungen, die Thränen, welche ihren Augen entfielen, rechtfertigten den Marquis in seinem Gemüthe. Er erkannte, daß sein Neffe geliebet würde, und daß diese Frauenspersonen die heldenmüthigste Tugend hätten haben müssen, seinen Verfolgungen zu widerstehen, so daß er anfieng, sich glücklich zu schätzen, daß er eine solche Nichte hätte. Er drückete seine Gedanken deswegen auf eine so natürliche Art aus, daß die Frau Rollinn keine Schwierigkeit machete, ihm zu gestehen, daß, wenn ihre Tochter auch ein unermeßliches Vermögen gehabt hätte, sie solches nur in so weit würde geschätzet haben, als es sie dem Marquis genähert hätte.

Der Comthur führete Mariannen und ihre Mutter in das Zimmer des Kranken, welcher wieder in Verzweifelung gefallen war. Man hatte es ihm verhehlet, daß des Dubois Reise unnütz gewesen; und seine lange Abwesenheit ließ den Marquis glauben, die Frau Rollinn hätte sich nicht bewegen lassen. Wie groß war seine Freude, als ihm seine Mutter Mariannen darstellete und zu ihm sagete: „Lebe, mein „lieber Sohn, lebe für die schöne Marianne!“

Auf dieses Wort machete sich der Marquis stärker, als er war, küssete seiner Mutter und seiner Geliebten die Hand mit einer Entzückung, welche seine Kräfte wieder zu beseelen schien. Von nun an überließ er sich der Sorgfalt des Arztes; und nachdem er einige

Hülfs-

Hülfsmittel genommen hatte, die ihm von Mariannen gereichet wurden, so schlief er ein, und hatte einen geruhigen Schlaf.

Die Marquisinn, welche damals an diesen Frauensperson nur zwo Personen sah, welche ihr einen Sohn wiedergaben, den sie anbethete, erwies ihnen zärtliche Liebkosungen. Man setzete sich zum Abendessen zur Tafel. Es war ein neues Schauspiel für die Bedienten, zwo arme Bäurinnen an der Tafel ihrer Frau zu sehen, deren Hochmuth sie kannten. Die Bosheit dieser niederträchtigen Seelen machete sich schon eine Lust aus dem verwirrten Wesen, welches diese Frauenspersonen, wie sie vermutheten, an einem Orte haben würden, der so wenig für sie gemacht war. Allein, sie wußten eine sittsame Ungezwungenheit mit der Ehrerbiethung, welche sie der Marquisinn schuldig waren, so wohl zu verbinden, daß man gereizet wurde, zu glauben, sie wären zu dem Glücke geboren, welches sich ihnen darböthe.

Frl. Heftig.

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, meine liebe Gut, wenn ich Sie unterbreche. Aber ich bin ein Mägdchen, und ich bin zu entschuldigen, wenn ich einen Gedanken nicht zurückhalten kann, der mich erstickef. Sie sagen, die Bedienten seyn gereizet worden, zu glauben, diese Frauenspersonen wären zu dem Glücke geboren, welches sich ihnen darböthe. Ich kann eben dieser Versuchung nicht widerstehen; und ich glaube steif und fest, die Frau Rollinn sey zu keiner Gärtnerinn geboren.

Madem. Gut.

Und woher glauben Sie das? Ich bitte Sie darum.

Frl. Heftig.

Weil es gar nicht möglich ist, daß eine Frau von gemeinem Stande so viel Weisheit, Klugheit, Höflichkeit und Hoheit der Seele gehabt hätte. Denn ich sehe alles das bey der lieben Frau Rollin, die ich von ganzem Herzen liebe, so wohl als ihre liebenswürdige Tochter.

Frl. Sophia.

Ich habe die Frau Rollin auch sehr lieb: ich empfinde aber noch nichts für Mariannen, von der uns meine liebe Gut nicht ein einziges Wort gesaget hat, als daß sie schön ist.

Jgfr. Schönichinn.

O! mein Schatz, ich bitte Sie um Verzeihung. Meine liebe Gut hat uns ihr Lob gepriesen. Hat sie uns nicht gesaget, sie liebete den Marquis; sie hätte es ihrer Mutter vertrauet, weil diese Mutter es dem Comthur gestund. Diese Tochter war also folgsam, gehorsam und tugendhaft, weil sie sich bey einer so verdrüßlichen Gelegenheit ganz und gar der Aufführung ihrer Mutter überließ.

Madem. Gut.

Kommen Sie, ich muß Sie umarmen, meine liebe Schönichinn. Die gesunde Vernunft hat durch Ihren Mund gesprochen. Ja, meine Fräulein, alle Tugend einer Tochter ist in dem Vertrauen auf ihre Mutter und in dem Gehorsame gegen sie enthalten. Hierinnen besteht alle ihre Vollkommenheit, vornehmlich wenn sie das Glück hat, eine Mutter von der Gemüthsart der ehrwürdigen Frau Rollin zu haben. Wir wollen wieder auf die Muthmaßungen des Fräuleins Heftig kommen. Nach ihrer Meynung sind die Weisheit, die Klugheit, die Höflichkeit, und die Hoheit der

Seele dergestalt das Antheil einer Person von Stande, daß sie nicht glauben kann, die Frau Rollin sey zu einer Gärtnerinn geboren, weil sie solche besitzt. Was soll man folglich von einem vornehmen Frauenzimmer denken, bey welchem man Unbesonnenheit, einen Mangel an guter Aufführung, an Höflichkeit und wenig oder gar keine Hoheit der Seele antrifft?

Frl. Heftig.

In Wahrheit, meine liebe Gut, ich hatte nur die Hälfte der Betrachtung gemacht, und Sie zwingen mich, solche zu vollenden. Diese vornehmen Frauenzimmer lassen bey allem ihrem Adel zweifeln, ob sie nicht zu Gärtnerinnen geboren sind. Allein, meine liebe Gut, ich will wegen der Thorheit, die ich begangen habe, daß ich Sie unterbrochen, Buße thun. Ich sterbe vor Begierde, das Uebrige von dieser Geschichte zu vernehmen; und da habe ich sie nun aufgehalten.

Madem. Gut.

Und was das Aergste ist, so wird sie bis auf die nächste Lehrstunde ausgesetzet bleiben. Ich vergaß mich, da ich sie Ihnen erzählete. Sie machen ein saueres Gesicht dazu, Fräulein Maria: allein, man muß gleichwohl dieses Opfer mit guter Art und ohne Widerwillen bringen und sich angewöhnen, seine Vergnügungen seinen Pflichten nachstehen zu lassen. Ueber dieses, mein Kind, würde ich, wenn wir auch gleich nichts anders zu thun hätten, von ganzem Herzen die Gelegenheit ergreifen, Sie zur Mäßigung Ihrer Begierden an zu gewöhnen.

Jgfr. Landmänninn.

Aber auf Ihr Gewissen, meine liebe Gut, was für Uebel thut man denn, wenn man so unschuldigen

Neigungen willfahret, als diejenige ist, die Sie zu kränken belieben?

Madem. Gut.

Man gewöhnet sich, daß man seine Begierden nicht beherrschen kann; und wenn man das Unglück hat, nicht so unschuldige Begierden zu bekommen, so hat man nicht die Stärke, sie zu unterdrücken. Außerdem, meine Fräulein, sind wir geboren, in Gesellschaft zu leben. Ihre unschuldigen Neigungen werden vielleicht den unschuldigen Neigungen anderer entgegen seyn. Wenn Sie sich denselben beständig ergeben wollen, so werden Sie der Tyrann derer Gesellschaften seyn, zu welchen man Sie zuzulassen das Unglück haben wird; oder Sie werden auch unendlich viel von einem Zwange leiden, dessen Sie nicht gewohnet seyn werden.

Jgfr. Landmänninn.

Wir wollen denn also die Geschichte lassen. Ich werde mich darüber trösten, wenn Sie die Gütigkeit haben und uns ein Wörtchen von der Philosophie sagen. Sie sageten uns das letzte Mal, dasjenige, was eine Wahrheit für diejenigen wäre, die es untersuchet hätten, wäre ein Vorurtheil für diejenigen, die es ohne Untersuchung glaubeten. Ich verstehe das nicht recht. Wie kann etwas zu gleicher Zeit eine Wahrheit und ein Vorurtheil seyn?

Mademoiselle Gut.

Sehen Sie so, mein Schatz. Erinnern Sie sich, daß ein Vorurtheil eine Sache ist, die man auf Treu und Glauben eines andern glaubet. Ich habe bey sorgfältiger Untersuchung entdecket, die Lehre des Evangelii sey Gotte dergestalt anständig, daß sie kein Werk der Menschen seyn könne. Die Göttlichkeit der heiligen

gen Schrift ist also eine Wahrheit für mich; und es kömmt auf keinen einzigen Menschen an, mich anders denken zu lassen. Es kömmt so gar nicht einmal auf mich an; denn es ist mir nicht möglich, meine Vernunft einer Unwahrheit zu bezüchtigen. Sie, mein Schatz, Sie glauben auch wohl, daß die heilige Schrift von Gotte ist, weil es Ihnen Ihre Hofmeisterinn saget. Sie glauben es aber nur auf ihr Ansehen; und es würde gar nicht schwer seyn, Sie das Gegentheil glauben zu lassen, weil sich Ihre Vernunft niemals in dieser Absicht in Ihren Glauben gemischet hat. Ihr Glauben ist also ein Vorurtheil, das man leicht zernichten könnte.

Frl. Lucia.

Mich dünket, meine liebe Gut, ich habe Sie sagen hören, die Vorurtheile hängen einem wie die Haut an, und es sey fast unmöglich, sie ganz und gar ab zu legen.

Madem. Gut.

Ich leugne solches nicht, mein Schatz; und damit ich Ihnen zeige, daß ich auf beyden Seiten in dieser Absicht Grund habe, so muß man zwo Arten von Vorurtheilen unterscheiden. Die eine ist, da wir Vorurtheile von Dingen annehmen, welche unsere Leidenschaften nicht angehen; und diese leget man leicht ab. Was aber diejenigen betrifft, die der unordentlichen Liebe Vorschub thun, welche wir gegen uns hegen, das ist eine andere Sache. Sie wurzeln sich so stark ein, daß man eine höhere Vernunft brauchet, ihnen zu entsagen. Ich will Ihnen dieses durch ein Beyspiel sinnlich machen. Ich glaubete, da ich ein Kind war, die Juden wären auf eine andere Art gebildet, als die Christen; und es fehlete nicht viel, so dachte ich, sie hät-

hätten Hörner. Meine Wärterinn sagete alle Augenblicke zu mir, wenn sie von einem häßlichen, bösen und dergleichen Menschen redete: Er ist so garstig, wie ein Jude; er ist so boshaft, wie ein Jude. Da ich größer geworden, so hat man mir gesaget, sie hätten nichts an sich, was sie von den Christen unterschiede. Weil ich nun keinen Nutzen davon hatte, wenn ich bey meinen ersten Gedanken bliebe, so habe ich solchen ohne Mühe entsaget; sie waren mir eben so lieb, sie mochten schön oder häßlich seyn. Gegentheils habe ich, da ich klein war, sagen hören, dieser Mensch ist glücklich, weil er reich ist, weil er sein Leben in lauter Lust und Vergnügen zubringt. Diese Art zu reden hat in mir ein günstiges Vorurtheil für den Reichthum und die Vergnügungen entstehen lassen. Ich habe geglaubet, man müßte derselben genießen, wenn man glücklich seyn sollte. Das Evangelium saget mir das Gegentheil. Allein, ob es mir solches gleich hundertmal wiederholet, so bleibt das Vorurtheil doch; weil meine Leidenschaften einen Bund machen, solches zu vertheidigen. Ich suche, die Gebothe des Evangelii zu verdrehen, sie aus zu legen. Ich wende alle Kräfte meines Geistes an, diese Wahrheit kraftlos zu machen, sie zu schwächen; und ich kann nur erst nach einer sehr vielmal wiederholeten Untersuchung das Vorurtheil in diesem Stücke zerstören.

Frl. Luise.

Meine liebe Gut, ich habe die Vorurtheile als Dinge von geringer Wichtigkeit angesehen; und ich werde gewahr, daß sie der Ursprung fast aller unserer Thorheiten sind.

Madem. Gut.

Setzen Sie hinzu, mein Fräulein, und auch aller unserer Verbrechen.

Frl. Aufrichtig.

Ach! meine liebe Gut, was für ein Wort brauchen Sie da! Sie begehen keine Verbrechen, und wir auch nicht. Nur die allerboshaftesten Leute begehen welche. Wir begehen Fehler; das ist schon genug.

Madem. Gut.

Wie aufmerksam doch die Eigenliebe ist, alles das zu entfernen, was sie verletzet. Immerhin, mein Schatz, behalten Sie die gute Meynung, die Sie von sich selbst haben. Was mich betrifft, so zwingt mich die Wahrheit, zu gestehen, daß ich Verbrechen begangen habe; und ich will Sie, mit Gefahr Ihre Hochachtung zu verlieren, darüber richten lassen.

Ich hatte das Unglück in meiner Jugend, daß ich in ein Staatsverbrechen mit verwickelt wurde. Der König, welcher damals herrschete, war der beste von der Welt: er konnte aber, seinem Gewissen nach, das Verbrechen nicht ungestrafet lassen. Ich wurde also mit meinen Mitschuldigen verurtheilet. Zum Glücke hatte ich das Glück, daß ich einer Prinzessinn gefiel, welche der König liebete. Diese Prinzessinn warf sich dem Könige zu Füßen, um Gnade für mich zu erbitten, und opferte einen Theil ihres Vermögens auf, solche zu erlangen. Ich war anfänglich von dieser Wohlthat sehr gerühret, und würde geschworen haben, ich wäre bereitwillig, das Leben für sie auf zu opfern, welches sie mir gerettet hatte. Unvermerkt fand ich mich mit einer Gesellschaft verbunden, welche dieser Prinzessinn feind war. Diese Gesellschaft bestund aus liebenswürdigen Leuten; und der Umgang mit

meiner

meiner Wohlthäterinn schien mir für ein Mägdchen von meinem Alter gar zu ernsthaft zu seyn. Ich fand, daß sie als eine Tyranninn handelte, da sie wollte, ich sollte mich meiner Vergnügungen berauben und mich nur zu ihr halten. Unvermerkt vernachläßigte ich sie; ich that noch mehr, mein Schatz. Weil ich mich oft unter ihren Feinden befand, so nahm ich nach und nach deren Gesinnungen an, und ich sterbe fast vor Schande, da ich es Ihnen gestehe: ich trat deren Partey wider diejenige bey, der ich alles zu danken hatte.

Frl. Aufrichtig.

Nein, meine liebe Gut, Sie sind einer solchen schändlichen That nicht schuldig gewesen; Sie haben nur bloß sehen wollen, was ich dazu sagen würde. Wenn ich Sie einer solchen Undankbarkeit fähig hielte, so würde ich Sie als ein Ungeheuer fliehen.

Frl. Verständig.

Armes Fräulein Aufrichtig, Sie haben sich von der Allegorie meiner lieben Gut hintergehen lassen. Sehen Sie nicht, daß dieses Staatsverbrechen, worein sie verwickelt worden, Adams Verbrechen ist, daß der so gerechte und so gütige König Gott ist, daß diejenige Person, die ihr Gut aufopfert, Jesus Christus ist, wovon sie uns will glauben lassen, sie sey dessen Feindinn durch den fleißigen Umgang mit der Welt geworden, deren Gedanken und Grundsätze sie angenommen hat, wie sie saget.

Frl. Aufrichtig.

Ich gestehe es, mein Fräulein, ich bin ertappet worden, weil ich die schöne Gewohnheit habe, zu reden, ehe ich denke, oder vielmehr, ehe ich so denke, wie es sich gehöret. Nennet aber meine liebe Gut dieses

da Verbrechen; wer hat sich solches nicht in seiner Jugend vorzuwerfen?

Madem. Gut.

Und da haben Sie ein sehr gefährliches Vorurtheil, mein Schatz. Alle rechtschaffene Leute sind undankbar gegen Gott in ihrer Jugend; also ist es kein Verbrechen. Wie? wird man nur gegen den Schöpfer treulos seyn können, ohne sich zu verunehren? Wenn ich nur den tausendsten Theil von dem, was ich wider meinen Gott gethan habe, gegen seine Geschöpfe gethan hätte, so würden Sie mich als ein Ungeheuer ansehen; ich würde Ihre Hochachtung verlieren. Allein, ich habe nur meinen Schöpfer verrathen, gut: das ist eine Kleinigkeit, die nicht Ihre Verachtung verdienet; alle Welt thut das. Was für eine Entschuldigung, meine lieben Kinder! Begreifen Sie jetzt wohl die Gefahr der Vorurtheile. Ach! was ich Ihnen sage, rühret Sie in diesem Augenblicke; Sie werden es bald vergessen. Es hat der Welt gefallen, die Meynung einzuführen: man könne schon seinem Gotte ungestrafet sein Wort und seine Treue brechen. Dieses Vorurtheil wird Sie, wie tausend andere, die eben so gefährlich sind, unter das Joch bringen, wofern Sie nicht die glückliche Gewohnheit annehmen, alles zu untersuchen, was Sie nach dem Lichte des Evangelii glauben.

Jgfr. Landmänninn.

Ich begreife die Wichtigkeit dieser Untersuchung, woran ich bis auf diesen Tag nicht gedacht habe, besser, als jemals, meine liebe Gut. Ich schmeichele mir, daß ich viele Dinge als wahr glaube: ich gestehe aber, daß ich sie glaube, so wie ich Fabeln glauben würde, denen man ein wahrscheinliches Ansehen gegeben

ben hätte. Ich habe nur eine kleine Unruhe, meine liebe Gut, nämlich daß das Leben, dem man mich unterwerfen will, mir nicht eine Minute Zeit läßt, diese Untersuchung an zu stellen. Alle diese Fräulein haben nicht mehr Zeit, als ich. Wir müssen uns also entschließen, für Sonderlinge und für lächerlich gehalten zu werden, wenn wir anders leben, als andere; oder aber den Vorurtheilen gutherzig folgen, wenigstens denjenigen, die unter den vernünftigsten Personen eingeführet sind.

Madem. Gut.

Wollten Sie mir wohl sagen, was Sie unter den vernünftigsten Personen verstehen. Kennen Sie deren eine große Anzahl? Antworten Sie mir, Fräulein Luise.

Frl. Luise.

Das sind beynahe alle Personen, mit denen ich Umgang habe. Dank sey es der Sorgfalt meiner Aeltern, ich kenne wenig andere.

Madem. Gut.

Das lehret uns nichts, mein Schatz; ich wende mich wieder zur Jungfer Landmänninn, von der ich eine Erklärung fordere.

Igfr. Landmänninn.

Vor einem kleinen Weilchen, meine liebe Gut, würde ich beynabe wie das Fräulein Luise geantwortet haben: ein Augenblick Nachdenken aber hat mir Licht gegeben. Man muß nur allein diejenigen vernünftig nennen, die sich durchaus nach den Einsichten der Vernunft aufführen, und anstatt daß ich gesaget, wir folgeten denen Vorurtheilen, die unter den vernünftigsten Personen eingeführet sind, sollte ich sagen, denjenigen, die am wenigsten thöricht sind.

Madem.

Madem. Gut.

Was für Zuflucht, mein Schatz, ist doch die Beruhigung bey den Einsichten solcher Leute! Sie haben mir eine Erklärung gegeben. Sind Sie damit zufrieden, Fräulein Luise? Ich glaube, ich sehe es Ihnen am Gesichte an, daß Sie von diesem Urtheile appelliren.

Frl. Luise.

Ja, meine liebe Gut, ich kenne eine große Anzahl Frauenzimmer, die ganz und gar nicht thöricht sind.

Madem. Gut.

Das ist auch noch ein Vorurtheil, mein Schatz. Damit ich Sie davon überzeuge, so will ich Ihnen das Bild einer vernünftigen Frau entwerfen. Ich werde es um so viel lieber thun, weil Sie auf dem Punkte stehen, auf Ihr Wort und ohne geführet zu werden, in die große Welt zu treten. Dieser neue Stand hat große Pflichten, wovon Sie unterrichtet seyn müssen, und deren Erfüllung die vernünftige Frau ausmachet.

Sie werden viererley Pflichten zu erfüllen haben; die Pflichten einer Christinn, wovon ich nichts sagen will, weil Sie solche erfüllen werden, wenn Sie die drey andern recht erfüllen. Sie werden also Pflichten, als Ehegattinnen, als Hausmütter und als vornehme Frauen haben. Ich werde heute nur von den erstern mit Ihnen reden und die andern auf die folgende Stunde verschieben.

Eine vernünftige Ehegattinn, welche erwägt, daß alles Glück ihres Lebens darinnen besteht, daß sie das Herz und die Hochachtung ihres Gemahles behält, muß alles anwenden, daß sie es dahin bringe. Jetzo, meine Fräulein, sehen Sie diejenigen, welche Sie heurathen sollen, zärtlich, unterthänig, aufmerksam,

gefällig gegen alles, was Sie wollen, und sogar auch gegen Ihren Eigensinn. Prägen Sie sich es immer recht fest ein, daß Ihre Herrschaft an dem Tage Ihrer Verheurathung zu Ende gehen, und Ihrer zu Männern gewordenen Liebhaber ihre anfangen wird.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das kann ich mir eben unmöglich einbilden. Wenn Sie mich davon überzeugen könnten, so wollte ich angeloben, mich niemals zu verheurathen. Aber Gotte sey Dank, ich habe nichts zu befürchten. Herr Wilhelm ist die Gefälligkeit selbst; es sey nun, daß es sein Naturell ist, oder daß ich ihn dazu gewöhnet habe; es ist nicht möglich, daß er in Ansehung meiner sein Betragen ändere; und ich gestehe es Ihnen, wenn er es thun wollte, so würde ich eben nicht Lust haben, es zu leiden.

Madem. Gut.

Sorgen Sie denn also dafür, mein Schatz, daß Sie den Prediger vorher gewinnen. Ohne Zweifel wird er die Gefälligkeit haben und etwas in der Trauungsformel ändern. Gemeiniglich läßt man die Männer darinnen versprechen, daß sie ihre Weiber lieben wollen, und den Weibern saget man, daß sie ihren Männern gehorchen sollen. Man wird Ihren Gemahl versprechen lassen, Ihnen zu gehorchen, und sich nicht an das kehren, was der Allmächtige zu Even sagete: Dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn, und er soll dein Herr seyn.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Nein, meine liebe Gut, ich will meinem Manne nicht befehlen; er wird sich schon nach meinem Willen, oder wenn Sie wollen, nach meinem Eigensinne gern bequemen. Er hat es mir versprochen; er hat

es

es mir zugeschworen; er hat sogar das Versprechen aufschreiben wollen.

Madem. Gut.

Vermuthlich auf ein Baumblatt? und der erste Wind wird das Versprechen wegführen. Armes Kind, wie beklage ich Sie, wie elend werden Sie seyn! Ich wette, Jungfer Zinna denket nicht so, wie Sie.

Jgfr. Zinna.

Mein Bräutigam hat mir nichts versprochen; und ich wollte nach der Kenntniß, die ich von seiner Gemüthsart habe, fast schwören, daß ich eine Frau seyn werde, der am wenigsten widersprochen wird. Ich werde so gar versuchen, daß es niemals geschieht; denn ich werde nichts wollen, als was ihm Vergnügen machen wird.

Madem. Gut.

Und dadurch wird es Ihnen glücken, daß Sie ihn unter das Joch bringen. Dieß ist das einzige Mittel, unsere Herrschaft in dem Ehestande sicher zu stellen. Eine beständige Gefälligkeit benimmt einem Manne die Kraft, sich seiner Gerechtsamen zu bedienen. Ich habe viel Hochachtung für Ihren künftigen Gemahl, mein Schatz, und viel Vertrauen zu Ihren Versprechungen. Machen Sie sich indessen Rechnung, daß es in den am besten gepaarten und in den glücklichsten Ehen stets einige Beschwerlichkeiten giebt; und daß eine Frau, wenn sie in diesem Stande glücklich seyn will, ihren Neigungen und ihrem Willen muthig entsagen muß, damit sie sich nach ihres Mannes seinem richte.

Frl. Lucia.

Ich begreife wohl, daß dieses Opfer bey einem Manne leicht ist, den man hoch schätzet und liebet: es muß aber hart seyn, sich für jemand also aufzu-

 opfern,

opfern, den man uns wider unsere Neigung gegeben hat, und der weder Witz noch Verstand genug hat, dasjenige ein zu sehen, was man für ihn thue, und einem solches an zu rechnen.

Madem. Gut.

Ich glaube, mitten in Athen oder in dem heidnischen Rom zu seyn, wenn ich so urtheilen höre. Wer saget Ihnen, mein Fräulein, daß Sie Ihren Geschmack und Ihre Neigungen Ihrem Manne aufopfern müssen? Wer will Sie überreden, daß Sie bey einer ganz menschlichen Ergebenheit die Stärke finden würden, in der Entsagung Ihrer selbst zu beharren? Ihrer Pflicht werden Sie sich aufopfern müssen, mein Schatz. Gott hat Ihnen gebothen, Sie sollen Ihrem Manne gehorchen. Aus Gehorsame gegen Gott wird es geschehen, daß Sie Ihren Willen unterwerfen werden. Wenn Sie von diesem Bewegungsgrunde beseelet sind; was wird Ihnen an dem Uebrigen gelegen seyn? Ist Gott nicht groß, nicht reich, nicht freygebig genug, Ihre Treue gegen seine Befehle zu belohnen? Ihr Gemahl wird vielleicht ein Unmensch, ein Dummkopf, ein Heuchler seyn, der Ihnen seine wirklichen Laster unter scheinbaren Tugenden wird verhehlet haben. Allein, so wie ich ihn auch setze, so hat Gott seine Absichten und seine Anschläge dabey gehabt, da er erlaubet hat, daß er Ihr Gemahl werde. Vielleicht war die Geduld, ihn zu ertragen, der einzige Weg zur Seligkeit für Sie. Vielleicht ist die Bekehrung dieses Gemahles mit den Beyspielen der Tugend verknüpfet, die Sie ihm durch Ertragung seiner Laster und seiner übeln Begegnungen geben werden. Erinnern Sie sich, daß Sie, als eine Sünderinn, der Buße bedürfen, und daß in den Augen des Glaubens ein

Zustand, welcher beständige Gelegenheiten zu leiden darbeut, ein kostbarer Zustand ist. Außer dem, mein Fräulein, wie ich Ihnen schon gesaget habe, bilden Sie sich nicht ein, daß eine bloß natürliche Ergebenheit Ihnen hinlängliche Kräfte verschaffen könne, die Fehler des besten Ehegatten zu ertragen. Es gehöret dazu, wie zu allen Sachen, eine besondere Gnade Gottes. Er versaget sie denjenigen niemals, die ihn darum bitten, und die ihm durch Erfüllung ihrer Pflichten zu gefallen suchen. Er verwirret aber diejenigen, die nur dem Geschöpfe zu gefallen suchen, indem er erlaubet, daß eine Zuneigung, wovon er nicht der Bewegungsgrund war, verschwinde, und dem Ekel und zuweilen auch dem Hasse Platz mache.

Frl. Luise.

Ich habe nicht ein Wort zu antworten, meine liebe Gut. O Christenthum, wie wirst du verabsäumet, wie wenig gekannt, wie wenig in Betrachtung gezogen, wie wenig ausgeübet! Alles, was ich sehe, fängt an, mich von einem recht eingewurzelten Vorurtheile zu heilen. Ich habe bis auf diesen Tag, aber ganz sachte, zu mir gesaget: Ihre Lehre wäre gar zu streng; die Jugend wäre die Zeit wohlanständiger Vergnügungen und nicht der Ueberlegungen; Sie wollten uns vor der Zeit alt machen. Ich erblicke nunmehr die Nothwendigkeit, diese Parten zu ergreifen. Diese wohlanständigen Vergnügungen nehmen die Zeit hin, und lassen uns keine zum Nachdenken. Aus Mangel des Nachdenkens hält man sich für eine Christinn, weil man seine Art zu denken nicht mit den Grundsätzen des Evangelii vergleicht; weil man keine Christinn ist, so wird man strafbar und elend. Wie sehr bedaure ich die Zeit, meine liebe Gut, die ich in der

Zerstreuung verloren habe, und wie sehr bin ich entschlossen, geizig auf die Augenblicke zu werden!

Jgfr. Eitelfreundinn.

Wie können Sie sagen, daß Sie nicht sattsam nachgedacht haben? Ich weis von Ihrer Muhme, daß Sie des Morgens und des Abends eine halbe Stunde mit Nachdenken zubringen. Dieses fällt Ihrer Kammerfrau grausam verdrüßlich.

Frl. Luise.

Wissen Sie, mein Schatz, wie ich diese halbe Stunde zubringe? Ich mache meinen Kopf leer von der Komödie, die ich gesehen habe, von dem Balle, wo ich gewesen bin, oder wo ich hingehen soll, von denen Unterredungen, die ich gehöret habe u. s. w. Alles dieses machet ein solches Geräusch in meinem Kopfe, daß meine arme halbe Stunde vergangen ist, ohne daß ich etwas gethan habe. Ich gestehe indessen doch aufrichtig, daß ich sie auf dem Lande nicht so schlecht anwende. Dieses dienet noch, mich zu überzeugen, daß derjenige, der über seine Pflichten nachdenken will, um sich in den Stand zu setzen, daß er solche ausüben könne, sich der Zerstreuung entreißen muß, worinnen man zu unserer Zeit lebet. Ach Fräulein Aufrichtig, wie Sie gähnen!

Frl. Aufrichtig.

Ich gestehe es, die Vorstellung von dieser Eingezogenheit, der Sie uns unterwerfen wollen, machet mich halb krank. Das verhindere Sie aber nicht, fortzufahren; ich weis ein gutes Hülfsmittel dawider, und ich werde mich dessen bedienen.

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz, unsere Lehrstunde hat sehr lange gedauret, und ich entschuldige Ihren Ueberdruß zu

Ihrem

Ihrem Besten. Wir wollen ein anderes Mal nicht so viel moralisiren.

Der III Tag.

Frl. Lucia.

Ich bin vor den andern Fräulein gekommen, meine liebe Gut; ich wünschete gern, mit Ihnen insbesondere zu reden.

Madem. Gut.

Ich bin bereit, Sie an zu hören, mein Schatz.

Frl. Lucia.

Sie wissen, meine liebe Gut, ich stehe durchaus unter niemanden, sondern bin ganz mein eigen, weil mir Gott meinen Vater und meine Mutter genommen hat, und weil mein Alter mich frey spricht, denjenigen zu gehorchen, die ihre Stelle bey mir vertreten haben. Diese Unabhängigkeit, worinnen ich bin, setzet mich in die größte Verlegenheit von der Welt. Es zeiget sich für mich eine Partey, die zehnmal reicher ist, als ich hoffen kann. Es ist ein Mann, der hübsch aussieht, der gute Sitten hat, und von allen rechtschaffenen Leuten hochgeschätzet wird. Es hat mir stets in seiner Gesellschaft gefallen; und ich glaubete, Freundschaft für ihn zu haben. Seitdem er sichs hat einfallen lassen, mich zur Ehe zu begehren, so scheint es mir, daß er mir misfällt; und ich finde wohl zwanzig Ursachen, ihn aus zu schlagen. Mein Oheim wünschet diese Heurath: ich habe aber keine andere Ursache, als Freundschaft, seinem Rathe Gehör zu geben; und dieser Bewegungsgrund, dünket mich, ist nicht hinlänglich, mich zum Entschlusse zu bringen.

Madem. Gut.

Wollten Sie mir wohl einen von denen Bewegungsgründen sagen, welche Sie verhindern, diese Partey an zu nehmen?

Frl. Lucia.

Ich habe Ihnen gesaget, ich hätte wohl zwanzig Ursachen: sie verschwinden alle, wenn ich sie ergreifen will. Ich finde nur eine einzige, welche verdienet, angeführet zu werden. Die ist, daß mich Gott nicht zum Ehestande beruft.

Madem. Gut.

Und woher glauben Sie das, mein Schatz?

Frl. Lucia.

Sie wissen, meine liebe Gut, mit wie vieler Gnade mich Gott überhäufet hat, die Anlockung, die er mir zum Gebethe giebt, die Eingezogenheit, die Neigung, die er mir gegeben hat, die Mutter der Armen zu werden. Mich dünket, wenn ich mich verheurathe, so setze ich mich außer Stande, diesen Neigungen zu folgen. Mir sind stets diese Worte des Apostels Pauli in Gedanken: Welche nicht freyet, die sorget, was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sey, beyde am Leibe und auch am Geiste: die aber freyet, die sorget, was der Welt angehöret, wie sie dem Manne gefalle.

Madem. Gut.

Ihr Vertrauen erfordert, daß ich freymüthig sey: ich brauche aber viel Herz, so mit Ihnen zu reden, als ich thun werde. Ich würde mich nicht getrauen, auf einmal zu entscheiden, ob Gott Sie zu demjenigen Stande der Vollkommenheit beruft oder nicht, wovon der Apostel Paulus redet. Der allgemeine Beruf ist der Ehestand; und man darf sich von den ordentlichen

Wegen

Wegen nicht eher entfernen, als nach den reifsten Untersuchungen. Ich getraue mich aber wohl, auf einmal zu entscheiden, daß diese Begierde zu einem vollkommenern Leben nicht der wahre Bewegungsgrund von dem Widerwillen gegen die Heurath ist, die man Ihnen vorschlägt. Sie haben eine andere im Grunde Ihres Herzens, die Sie vor sich selbst verbergen. Sie lieben, meine liebste Freundinn. Sie werden es mir nicht gestehen, und ich werde nichts destoweniger von der Wahrheit dessen überzeuget seyn, was ich Ihnen sage.

Frl. Lucia.

Wie, meine liebe Gut, halten Sie mich für fähig, daß ich Sie in dem Augenblicke betriege, da ich Ihnen mein Herz eröffne?

Madem. Gut.

Das wolle Gott nicht, mein Schatz. Sie betriegen sich selbst; das ist es alles. Wollen Sie recht auf den Grund Ihres Herzens sehen? Fragen Sie sich aufrichtig, ob Ihre Vorstellungen von der Vollkommenheit nicht verschwinden würden, wenn die Person, wovon ich rede, Sie zur Ehe begehrete.

Frl. Lucia.

Wozu dienet dieser gesetzete Fall? Dieser Herr denket nicht an mich, noch ich an ihn. Ich gestehe indessen doch, wenn sich der Fall eräugete, so würde er eine sehr starke Versuchung seyn. Allein, das heißt nicht, daß ich Liebe für ihn habe. Zu der Zeit, da mich meine Seligkeit weniger beschäfftigte, als meine Verheurathung, beschäfftigte ich mich mit denen Eigenschaften, die ich an einem Manne suchen sollte, wenn ich glücklich seyn wollte. Ich will es Ihnen nicht verhehlen, ich habe sie an dem besagten Herrn

gefunden; und wenn ich mich verheurathen soll, so wünsche ich, einen Mann zu finden, der ihm ähnlich ist.

Madem. Gut.

Armes blindes Fräulein! Wissen Sie wohl, mein Schatz, daß ich unter allen Mannspersonen keinen kenne, der weniger geschickt ist, Sie glücklich zu machen, als eben der; daß Sie ihm vergebens die guten Eigenschaften zueignen, die Sie an ihm bewundern; daß es das größte Unglück wäre, was Ihnen begegnen könnte, wenn Sie seine Gemahlinn würden; und daß ich diese Art von Widerwillen, die Sie gegen den Ehestand empfinden, als eine besondere Gnade Gottes ansehen würde, wenn es sonst keinen andern Mann für Sie gäbe, als diesen?

Frl. Lucia.

Ach meine liebe Gut, wie wenig kennen Sie ihn doch! Ich will es aber nicht unternehmen, ihn in Ihrem Gemüthe zu rechtfertigen. Mein Eifer in diesem Stücke, der keine andere Triebfeder haben würde, als die Gerechtigkeit, würde in Ihrem Gemüthe für einen Beweis von der Leidenschaft gehalten werden, die Sie von mir gegen ihn vermuthen.

Madem. Gut.

Ich berufe mich deswegen auf die Erfahrung, mein Schatz; die wird zwischen Ihnen und mir den Ausspruch thun. Was die Heurath anbetrifft, die man Ihnen jetzt vorschlägt, so kömmt es mir nicht zu, zu entscheiden, ob Sie solche annehmen sollen, oder nicht. Wenn ich meinem Triebe folgete, so würde ich kühner seyn. Es scheint mir, daß sich solche für Sie schicket. Sie führen mir aber zum Bewegungsgrunde Ihrer abschläglichen Antwort die Begierde an, sich in einem vollkommenern Leben Gotte zu widmen. Wenn

dieser Bewegungsgrund wirklich ist, so ist er viel zu ehrwürdig, als daß ich mich unterstehen dürfe, etwas zu sagen, Sie von Ihrem Vorsatze ab zu rathen. Hören Sie indessen, was ich Ihnen zu thun rathe. Sie sind kaum ein und zwanzig Jahre alt. Dieß ist noch kein gehöriges Alter, einen durchaus festen Entschluß zu fassen. Damit Sie einer ausdrücklichen Antwort ausweichen, so führen Sie das hohe Alter und die Unpäßlichkeiten Ihres Herrn Oheimes an, dessen ganzer Trost Sie sind. Sagen Sie, Sie wollten wegen Ihrer Verheurathung nichts vor Ihrem fünf und zwanzigsten Jahre beschließen. Wenden Sie diese Zeit an, Ihr Herz wohl zu untersuchen. Bethen Sie inbrünstig, damit Sie von Gotte die nöthigen Einsichten erlangen, sich zu entschließen. Ergeben Sie sich ingeheim der Ausübung guter Werke, vornehmlich die Armen zu trösten: hüten Sie sich aber, einen Entschluß kund zu machen, der Sie in der Folge gereuen könnte.

Da kommen unsere Fräulein; gehen Sie in mein Cabinett, damit Sie sich ein wenig wieder fassen. Die Bewegung Ihrer Seele ist auf Ihrem Gesichte abgeschildert; und man muß keinen Anlaß zu Muthmaßungen wegen der Materie unserer Unterredung geben.

Frl. Luise.

Meine liebe Gut, ich habe diesen Morgen einen Brief von dem Fräulein Aufrichtig erhalten, der an Sie gerichtet ist. Sie hat mich durch ein kleines Briefchen gebethen, Ihnen solchen zu zu stellen, und Sie zu ersuchen, daß Sie denselben vor diesen Fräulein lesen möchten. Hier ist er.

Madem.

Madem. Gut liest den Brief.

„Mademoiselle,

„Man kann von allen denen Gütigkeiten, die Sie „für mich gehabt haben, da Sie mir erlaubet, Ihren Lehrstunden bey zu wohnen, nicht mehr eingenommen seyn, als ich bin. Ich bin überzeuget, Ihr „Unterricht ist vortrefflich; und ich wollte wünschen, „daß ich das Herz hätte, ihn aus zu üben. Allein, „ich bin zu aufrichtig, als daß ich Ihnen meine Gedanken verhehlen sollte. Ich finde ihn gar zu vollkommen für mich; und anstatt daß ich das Herz haben sollte, ihm zu folgen, so gestehe ich Ihnen, daß „ich nicht einmal die Begierde dazu habe. Noch mehr, „Sie haben mich zuweilen durch die Stärke Ihrer Vernunftgründe wankend gemacht; ich fürchte, ich möchte ganz und gar davon überredet werden. Ich belustige mich schon nicht mehr mit eben der Sicherheit, „als zuvor. Ich erfahre Gewissensvorwürfe, wiewohl höchst lächerlich, wegen des Balles; denn kurz, „die armen Bälle, auf die Sie so sehr schmälen, sind „höchst unschuldig für mich. Ich habe jedes Jahr „nur vier Monate in der Stadt zu zu bringen; die „übrige Zeit des Jahres bin ich in ein altes Schloß „eingesperret, woraus ich nicht anders komme, als um „den Widersprüchen der allerunerträglichsten Hofmeisterinn ausgesetzet zu seyn, die nur jemals gewesen „ist. Würde es nicht eine Grausamkeit seyn, wenn „man mich den Vergnügungen in der kurzen Zeit entrisse, die mir übrig ist, deren zu genießen? Ich wiederhole es, meine liebe Gut, ich habe weder das „Herz, noch die Begierde dazu. Uebrigens würde es mir „Leid thun, wenn diese Fräulein es Ihnen sollten zu-

„schrei-

„schreiben können, daß ich Sie verlasse. Ich bekenne „es, Sie sind nicht Schuld; und man darf nur mich „wegen der Thorheit anklagen, die ich begehe. Denn „im Grunde muthmaße ich, es ist eine. Ich bin mit „der lebhaftesten Erkenntlichkeit, Mademoiselle u. s. w.“

Frl. Luise.

Man sollte über einen solchen Brief weinen; und indessen kann ich mich doch nicht enthalten, darüber zu lachen. Fräulein Aufrichtig behauptet ihren Charakter, man kann nicht besser. Ich werde Ihnen so gar sagen, meine liebe Gut, wenn man eine solche Thorheit entschuldigen könnte, so würde sie Ihre Verzeihung verdienen. Denn kurz, sie saget Ihnen nichts, als was wahr ist. Die unerträgliche Furie, wovon sie in ihrem Briefe redet, läßt ihr nicht einen Augenblick Ruhe. Dieses Weib hat die Gemüthsart meiner armen Freundinn ganz und gar geändert, welche von Natur sehr sanftmüthig war: aber wie kann man solches bey einem beständigen Widerspruche seyn?

Jgfr. Landmänninn.

Und warum hat denn ihre Frau Mutter gelitten, daß ihr so übel begegnet würde?

Frl. Luise.

Ach, in Wahrheit, die gnädige Frau hat wohl an andere Dinge zu denken, als daran. Sie bringt alle Nacht mit Spielen zu, leget sich nieder, wenn die Sonne aufgeht, und steht im Winter auf, wenn sie untergeht. Sie weis, daß diese Hofmeisterinn eine sehr ehrliche Frau ist, und sie glaubet, das sey schon genug. Sie hat ein so blindes Vertrauen auf sie gesetzet, daß, wenn sie sich die Freyheit nimmt, ein Wort wegen ihrer eigenen Kinder zu sagen, die Hofmeisterinn mit ihr selbst zanket.

Madem.

Madem. Gut.

Das ist eine gute Lehre für Sie, meine Fräulein! Als diese Dame jung war, so weis ich, sie liebete das Spielen, und sie antwortete denjenigen, welche sich bemüheten, diese Leidenschaft bey ihr zu mäßigen: Es ist ein unschuldiger Zeitvertreib. Ist das Spielen unschuldig, welches sie verhindert hat, auf ihre Kinder Acht zu haben? Wenn ihr Charakter schlimmer geworden; ist sie deswegen nicht strafbar?

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich danke Gotte, daß er mir keine Neigung zum Spielen gegeben hat. Ich verabscheue es, und ich begreife nicht, wie man so viel Zeit dabey verlieren könne.

Madem. Gut.

Und ich wollte doch nicht dafür schwören, daß Sie nicht eine Spielerinn würden. Wissen Sie wohl, was die Dame, von der wir reden, in diese unglückselige Gewohnheit gestürzet hat? Die lange Weile. Sie liebet weder das Lesen, noch die Arbeit. Sie ist auch von Natur sehr unempfindlich. Was soll man thun, damit man die Zeit vertreibe? Spielen. Man thut es anfänglich mit Ekel, und nach und nach gewöhnet man sich dergestalt dazu, daß man es nicht mehr Umgang haben kann. Uebrigens, meine Fräulein, würde ich mit Ihnen nicht so frey von den Fehlern der Frau von ** reden, wenn solche nicht öffentlich bekannt wären. Sie hat mir selbst den Ursprung ihrer heftigen Neigung zum Spielen berichtet; und das hat sie in Gegenwart wohl zwanzig Personen gethan.

Jungfer Schönichinn wird uns die Geschichte der heiligen Schrift weiter erzählen.

Igfr. Schönichinn.

Da acht Tage um waren, daß unser Heiland geboren worden, so wurde das Kind beschnitten und Jesus genennet; denn der Engel, welcher Marien seine Geburt vorher angekündiget, hatte gesaget, sie sollte ihn so heißen. Vierzig Tage darnach brachte ihn Maria, seine Mutter, nach Jerusalem in den Tempel, damit sie ihn dem Herrn darstellete, wie es das Gesetz Mosis haben wollte. Denn darinnen steht geschrieben: Allerley Männchen, welche erstgeborene sind, sollen dem Herrn geheiliget seyn; und sie brachte auch, nach eben dem Gesetze, ein Paar Turteltauben zum Opfer. Es war aber ein frommer gottesfürchtiger Mann zu Jerusalem, der hieß Simeon. Dieser wartete auf den Trost Israel, das ist, auf die Ankunft des Messias, und glaubete das steif und fest, was Gott von seiner Geburt hatte vorher sagen lassen. Der heilige Geist war in ihm, und er hatte von demselben die Versicherung bekommen, er sollte nicht eher sterben, als bis er den Christ des Herrn gesehen hätte. Er kam also aus Anregen des heiligen Geistes in den Tempel. Und da die Aeltern Jesü das Kind dahin brachten, so nahm er es auf seine Arme, und lobete Gott und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesaget hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du vor allen Völkern bereitet hast, daß er die Heyden erleuchte und ein Preis deines Volkes Israel sey. Er segnete auch Marien und Josephen, die sich über das verwunderten, was er sagete. Dabey prophezeyete er ihnen, daß Jesus viel würde verfolget werden, und daß sein Leiden Marien wie ein Schwert durch die Seele dringen würde. Es war auch Hanna, eine

sehr betagete fromme Witwe, da, die nur sieben Jahre mit ihrem Manne gelebet hatte. Sie war schon vier und achtzig Jahre alt und kam gleichwohl niemals vom Tempel, sondern dienete Gotte darinnen mit Fasten und Bethen Tag und Nacht. Diese trat zu derselbigen Stunde ebenfalls hinzu und lobete und preisete Gott, daß sie noch den Messias gesehen hätte, und redete von ihm zu allen, die auf die Erlösung zu Jerusalem warteten.

Frl. Maria.

Ach! meine liebe Gut, wie leid thut es mir doch, daß ich nicht zu der Zeit gelebet und mich auch in dem Tempel befunden habe! Ich glaube, wenn ich das Glück gehabt und das heilige Jesuskindchen auf meinen Armen gehabt hätte, es würde mir schwer angekommen seyn, daß ich es Marien wieder gegeben. Wie glücklich war doch die heilige Jungfrau, daß sie stets bey ihm war!

Madem. Gut.

Mit was für Herzhaftigkeit saget das Fräulein Maria uns doch dieses! Was würden Sie aber damals gesehen haben, mein Schatz? Ein kleines, schwaches, armes Kind, wozu ein großer Glauben gehörete, daß man in ihm den Schöpfer Himmels und der Erde erkannte. Dieser Glauben, welcher ihn dem alten Simeon und der frommen betageten Witwe entdeckete, war eine Folge von der Heiligkeit ihres Lebens. Werden Sie eine Heilige, mein liebes Fräulein Maria, alsdann werden Sie diesen lebendigen Glauben haben, welcher Ihnen diese heiligen Geheimnisse gleichsam gegenwärtig machen wird.

Frl. Maria.

Ja, meine liebe Gut, ich will eine Heilige werden. Sagen Sie mir geschwind, was man deswegen thun muß. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich will es alsbald thun.

Madem. Gut.

Es ist nichts leichter, mein liebes Kind. Folgen Sie Christo nach, und Sie werden eine Heilige seyn.

Frl. Sophia.

Das ist nicht möglich, meine liebe Gut. Jesus Christus war Gott, und konnte folglich vieles thun, was wir nicht nachthun können.

Madem. Gut.

Wenn er gleich Gott war, mein Fräulein, so war er doch auch ein Mensch und uns vollkommen gleich, außer in der Sünde. Er hatte, wie wir, Bedürfnisse; er war, wie wir, den Leiden des Lebens ausgesetzet.

Jungf. Schönichinn.

Könnte man nicht sagen, er hätte mehr Stärke gehabt, als wir, sie zu ertragen?

Madem. Gut.

Sie werden in der Folge seiner Geschichte sehen, mein Schatz, daß er sich mit allen unsern Schwachheiten bekleidet hat. Er hielt die Wirkungen seiner Gottheit so zu sagen auf und that ein beständiges Wunder, damit er leiden könnte.

Fräul. Verständig.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich Ihnen einen Einwurf mache, der mir eben jetzt einfällt. Für einen herzhaften Menschen sind Hunger und Durst, Frost und Hitze und die andern leiblichen Mühseligkeiten eben nicht sehr schwer zu ertragen. Diejenigen Beschwerden aber, welche uns unsere Leidenschaften ver-

ursachen, sind am unerträglichsten, dünket mich. Nun waren die Leidenschaften der heiligen Seele Jesu ordentlich eingerichtet; er hatte sie also nicht zu bekämpfen. Er war in einem armen und niedrigen Stande: allein, nur die Hochmüthigen schämen sich dieses Zustandes. Die gesunde Vernunft selbst lehret uns, daß diese in den Augen der Dummen geringen Stände nichts niedriges an sich haben, und daß wir uns deren nicht schämen dürfen, weil sie keine Verbrechen sind.

Madem. Gut.

Ihre Anmerkung ist sehr richtig, Fräulein Verständig. Allein, da Sie mit Grunde den Ausspruch thun, eine vernünftige Seele dürfe sich der Armuth und Niedrigkeit nicht schämen, so gestehen Sie, daß das Verbrechen und die Sünde, daß ihr Anscheinen so gar die Verachtung verdiene. Nun hat sich Jesus nicht damit begnüget, daß er nur arm zu seyn schien; er hat auch mit in die Classe der strafbaren Menschen wollen gesetzet seyn. Die Beschneidung war das Merkmaal der Sünde, und folglich konnte Jesus diesem Gesetze nicht unterworfen werden: er erfüllete es indessen doch. Er hatte unsere Missethaten auf sich genommen; er will ein Sünder zu seyn scheinen. Maria folget dem Vorbilde ihres Sohnes. Das Gesetz der Reinigung, wie das Wort anzeiget, war nur für die unreinen Weiber, welche mit Sünden befleckete Kinder zur Welt brachten. Dieses Gesetz war also nicht für sie gegeben. Das Beyspiel ihres Gottes aber erlaubet ihr nicht, daß sie sich von andern Weibern zu unterscheiden suchet. Ihr Sohn stellet sich unter die Sünder; sie eilet, unter den befleckten Müttern Platz zu nehmen. Was für ein Beyspiel für uns, die wir ohne Unterlaß suchen, uns zu unterscheiden!

Ich komme wieder auf das Fräulein Maria und auf Sie alle, meine lieben Fräulein. Wollen wir Heilige werden, so lassen Sie uns unserm Heilande in allen Umständen seines Lebens nachahmen und mit diesem anfangen. Jesus stellet sich selbst seinem Vater dar, und diese Darstellung geschieht ohne Wiederkehr, ohne Theilung. Er wartet mit Gehorsame auf die durch das Gesetz bestimmte Zeit, da er sich ohne Theilung darstellen kann; das ist, er widmet sich Gotte ganz. Endlich ist seine Darstellung ohne Wiederkehr. Er wird sie niemals in irgend einem Umstande des Lebens wiederrufen, so beschwerlich solcher auch der Natur fallen möchte. Uebrigens bemerken Sie, meine Fräulein, daß der Leib Christi weit empfindlicher zum Schmerze war, als unser. Die Naturlehre lehret uns, der Grad der Empfindlichkeit komme auf die Vollkommenheit unserer Werkzeuge der Sinne an. Da nun der geheiligte Leib Jesu von dem heiligen Geiste selbst gebildet worden, so war er der vollkommenste unter allen Leibern, und folglich der empfindlichste.

Frl. Heftig.

Sagen Sie mir doch, meine liebe Gut, ich bitte Sie, was wollen diese Worte des alten Simeons sagen, die ich in dem Evangelio selbst gelesen habe: Dieser wird zu einem Zeichen gesetzet, dem widersprochen wird; und da er mit Marien redet: Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen?

Madem. Gut.

Die Jungfer Schönichinn hat uns anmerken lassen, mein Schatz, Simeon habe Marien prophezeyet, Jesus würde sehr verfolget werden und viel leiden müssen, oder er habe ihr das Leiden und Sterben ihres Sohnes vorhergesaget.

Frl. Heftig.

Ich vermuthe, Maria hat den Verstand dieser Vorhersagung nicht begriffen: es würde gar zu grausam gewesen seyn, wenn er sie vorher hätte kränken wollen.

Madem. Gut.

Und ich vermuthe aus zwoen Ursachen, sie hat solche gar wohl begriffen. Die erste ist, daß diejenige, welche der Engel als die Holdselige begrüßete, welche bey Gotte Gnade gefunden, auch voller Einsicht war, und folglich die Prophezeyungen verstehen mußte, welche den Tod und das Leiden des Heilandes so deutlich ankündigten. Die andere ist, daß Jesus seine Mutter zu sehr liebete, als daß er ihr die Gelegenheit zu einem heldenmüthigen Opfer und das Mittel, die größten Tugenden aus zu üben, entziehen sollte. Er hatte ihr nur die irdischen Güter versaget, damit er sie mit geistlichen Reichthümern überhäufete. Nun sind aber die Leiden das wahre Glück der heiligen Seelen, weil sie ihnen beständige Mittel sind, Gotte das Opfer ihres Wesens dar zu bringen, sich seinen Befehlen zu unterwerfen, ihn um seinen Beystand zu ersuchen. Dieser Reichthum hat Marien nicht gefehlet. Voll von der Weissagung des frommen Greises nimmt sie das Opfer, welches sie Gotte dargebracht, nicht anders wieder, als ein Pfand, und damit sie es in den Stand setzete, daß es könne geopfert werden. Sie sieht mit den Augen des Glaubens die Tropfen Milch, welche sie ihn saugen läßt, sich in so viele Blutstropfen verwandeln, die am Kreuze aus seinen Augen fließen werden. Eine Betrachtung dieserwegen, meine Fräulein. Jesus Christus hat von sich selbst gesaget, er müßte gekreuziget werden, damit er zu seiner Herrlichkeit eingienge. Diese Herrlichkeit, die er durch so viel Leiden erwirbt, giebt er seiner Mutter

ter und seinen Freunden nicht umsonst; wie begehren wir sie denn also zu erwerben, wir, die wir so zärtlich sind, die wir gleich ein großes Geschrey über ein Zahnweh erheben, die wir über den geringsten Verlust ungeduldig werden? Ach! meine Fräulein, anstatt daß wir uns vor denen Uebeln fürchten sollten, welche der göttlichen Vorsicht gefallen wird, uns zu zu schicken, lassen Sie uns vielmehr erzittern, wenn uns alles glücket, und den Herrn inständigst anflehen, daß er uns nicht anders begegnen wolle, als denjenigen, die er am meisten liebet. Was werden Sie thun, Fräulein Maria, damit Sie sich dieser Lehre zu Nutze machen?

Frl. Maria.

Ich werde mich alle Morgen, in Vereinigung mit Christo, Gotte darstellen, alles dasjenige zu leiden, was er mir an dem Tage wird zuschicken wollen; und wenn ich einiges Uebel oder einigen Widerspruch empfinden werde, so will ich sagen: Ich danke dir, mein Gott, daß du mir selbst die Münze giebst, wofür ich, nach deinem Willen, den Himmel erkaufen soll.

Madem. Gut.

Ich ermahne Sie alle, meine Fräulein, daß Sie einen solchen Entschluß ergreifen. Sie sehen insgesammt sehr bestürzt aus. Diese Art und Weise, zur Herrlichkeit ein zu gehen, ist nicht sehr nach Ihrem Geschmacke. Allein, Sie mögen sich nun dem Willen Gottes unterwerfen oder nicht, so werden Sie doch stets leiden müssen. Thun Sie es also mit guter Art. Damit ich Sie wieder ein wenig munter mache, so will ich die Geschichte von der Gärtnerinn zu Ende bringen.

Der Marquis, welcher über die Hoffnung, Mariannen zu erhalten, höchst erfreuet war, erschien bald in

einem bessern Zustande; und nach Verlaufe von acht Tagen kündigten die Aerzte an, er wäre völlig ganz außer Gefahr. Die Frau Rollin, ihre Tochter, die Marquisinn und der Comthur hatten sein Zimmer fast nicht verlassen; die beyden ersten redeten wenig, aber stets, was sich schickete. Den neunten Tag ersuchete die Frau Rollin die Marquisinn, sie möchte ihr erlauben, daß sie sich hinweg begäbe, weil die Gesundheit ihres Herrn Sohnes ihm die Freyheit gönnen würde, das Bette zu verlassen, und der Wohlstand ihr nicht erlaubete, ihre Tochter bey ihm zu lassen, da er wieder genäse.

Sie sagete nicht ein Wort, welches konnte glauben lassen, daß sie sich derer Bedingungen erinnerte, unter welchen sie gekommen war; eine neue Ursache zur Bewunderung für den Comthur und zum Schrecken für den Kranken. Er bath die Frau Rollin, sie möchte Mariannen erlauben, daß sie an sein Bette käme, damit er Abschied von ihr nähme. Nachdem er nun diese Gefälligkeit erhalten hatte, so nahm er die Hand dieses liebenswürdigen Mägdchens und schwur in Gegenwart des Himmels und der Erde, er würde niemals eine andere Gemahlinn nehmen, als sie; und steckete ihr einen Ring von großem Werthe an den Finger. Marianne wollte ihm solchen wiedergeben: ihre Mutter aber gab ihr einen Wink, sie sollte ihn nur behalten, und bath die Marquisinn, sie möchte Befehl stellen, daß man sie wieder nach Hause brächte.

Ich habe Ihnen nicht gesaget, was in dem Herzen dieser hochmüthigen Frau vorgieng. So wie die Gefahr ihres Sohnes abnahm, so hatte sie sich auch allem Ekel vor einer solchen Verbindung überlassen. Endlich glaubete sie, sie könnte dasjenige, was sie ihrem

rem Worte und ihrem Stolze schuldig war, schon mit einander vergleichen.

„Ich habe versprochen, sagete sie zum Comthur, „mein Sohn sollte dieses Mägdchen heurathen: ich ha„be aber nicht die Zeit fest gesetzet. Er mag sie nach „meinem Tode heurathen, wenn er will: er schmei„chele sich aber nicht, daß er solches vorher thun solle.“

Der Comthur wurde über eine solche Zweydeutigkeit erzürnet, und sah die Verzögerung, welche man der Erfüllung eines Versprechens in den Weg legen wollte, das man ihn hatte thun lassen, als einen Schimpf für ihn an.

„Madame, sagete er zu der Marquisinn, Sie müssen „dasjenige, wozu Sie sich anheischig gemacht haben, „in Ehren halten, oder sich entschließen, in meinen Ge„danken für die allerschlechteste Frau angesehen zu wer„den. Sie haben einen Ekel vor der Verbindung „mit einer Gärtnerinn; und ich schwöre es Ihnen, ich „finde Sie ihrer nicht würdig; ich würde auch be„fürchten, sie möchte es ausschlagen, mit Ihnen ver„wandt zu werden, wenn sie wüßte, daß Sie das Ver„trauen, welches sie auf Sie gesetzet hatte, misbrau„chen und Ausflüchte suchen, ein Versprechen kraftlos „zu machen, welches sie Ihnen auf die vortheilhafteste „Art hätte vorschreiben können, da sie Ihr und mein „unterzeichnetes Blanket in Händen hatte. Ich für „mein Theil sage Ihnen rund heraus, ich werde ihr „Beschützer seyn; und ich werde deren edles und Ihr „niederträchtiges Verfahren durch das ganze Land be„kannt machen.“

Die Marquisinn hatte, wie ich Ihnen schon gesaget habe, meine Fräulein, ein aufrichtiges und redliches Herz. Ihr Stolz aber verdunkelte ihre natürli-

chen Einsichten. Sie wurde von den gerechten Verweisen des Comthurs gerühret, und überließ ihm völlige Macht und Gewalt, diese Sache zu Ende zu bringen, damit sie nur nicht weiter davon reden hörete.

Der Comthur kündigte diese gute Zeitung seinem Neffen an, welcher schon gut wieder hergestellet war, und seinen Oheim beschwur, er möchte ihn nach Vincennes führen. Man gieng zu der Frau Rollin, und der Comthur sagete zu ihr, er käme, von neuem um ihre Tochter für den Marquis an zu halten; und er wäre bereit, den Ehevertrag noch an eben dem Tage zu schließen.

Die Frau Rollin sagete zu ihm, ohne daß sie bewegt zu seyn schien: „Ich bitte Sie inständigst, gnä„diger Herr, schreiben Sie dasjenige keinem Stolze „zu, was ich die Ehre haben werde, Ihnen zu sagen. „Ich sehe allen Unterschied gar wohl ein, welcher zwi„schen dem Marquis und Mariannen ist. Weil „aber die Frau Marquisinn sie würdig findet, ihre „Schwiegertochter zu werden, so kann sie es auch nicht „übel auslegen, wenn dieses Kind durch den allerge„nauesten Wohlstand dasjenige ersetzet, was ihr an „Seiten des Glückes abgeht. Sie wissen die Gebräu„che in solchen Fällen besser, als ich, gnädiger Herr. „Es würde sich nicht schicken, daß der Vertrag in Ab„wesenheit der Frau Marquisinn vollzogen würde; und „es würde sich noch weniger schicken, daß wir in dem „Verdachte gehalten würden, als wenn wir diese Eh„re erbettelt hätten, die, so groß als sie auch ist, uns „doch niemals wird vermögen können, etwas nieder„trächtiges zu thun. Ich hoffe also, die Frau Mar„quisinn werde geruhen, mir die Ehre an zu thun und „her zu kommen, um meine Tochter an zu halten, die,

„so arm sie auch ist, mir dennoch viel zu lieb ist, als „daß ich leiden sollte, daß sie billigen Vorwürfen aus„gesetzet würde.“

Frl. Sophia.

O! für dieß Mal, meine liebe Gut, scheint mir die Frau Rollin eine übermüthige Frau zu seyn, welche der Schwachheit des Marquis misbrauchet.

Madem. Gut.

Die Marquisinn dachte, wie Sie, mein Schatz: das war aber nicht des Comthurs Meynung. Es giebt Gebräuche des Wohlstandes, wovon es nicht erlaubet ist, sich zu entfernen. Einer von diesen Gebräuchen ist, daß ein ehrbares Mägdchen muß gesuchet werden, und sich nicht anbiethen darf. Die Tugend giebt der Aermsten dieses Recht. Ueber dieses so wollte sich die Frau Rollin der freyen Einwilligung der Marquisinn gewiß versichern, und hätte um aller Welt willen ihre Tochter in keine Familie bringen wollen, wo sie wäre verachtet worden. Dieses Anhalten war also der Probierstein, wodurch sie das Herz einer Frau prüfen wollte, welche sie als sehr hochmüthig kannte.

Die Marquisinn spye auch in der That Feuer und Flammen, als der Comthur ihr den Vorschlag that, sie möchte selbst nach Vincennes gehen, und eine Heurath glücklich zu Stande bringen, wovor sie einen wahrhaften Abscheu hatte. Sie betheurete, sie würde niemals einen Schritt thun, den sie als eine Niederträchtigkeit ansähe. Es wurde alles versuchet, sie zu bewegen; alles aber war vergebens. Der arme Marquis, dessen Herz mehr von dem Verdrusse, den er seiner Mutter verursachete, als von seiner Liebe, zer-

rissen wurde, so heftig sie auch seyn mochte, warf sich zu ihren Füßen.

„Ach, Madame, sagete er zu ihr, warum ließen Sie „mich nicht sterben? Mußten Sie meine Tage nur auf „Unkosten der Ruhe Ihres Lebens erhalten?“

„Und wer hindert Euch, das Hinderniß zu heben, „welches sich meiner Ruhe widersetzet? antwortete ihm „die Marquisinn. Entsaget einem Vorsatze, der uns „verunehret. Bezahlet mit der Hälfte meines Ver„mögens den Dienst, den uns diese Weibespersonen ge„leistet haben, und beflecket den Ursprung Eures Blu„tes nicht durch die Verbindung mit einer so niedrigen „Familie.“

„Madame, sagete der Marquis zu ihr, ich verheh„le Ihnen nicht, daß ich Mariannen anbethe, daß „alle Glückseligkeit meines Lebens auf meine Verbin„dung mit ihr ankömmt. Wenn aber, welches doch „unmöglich ist, die Gleichgültigkeit, der Ekel selbst in „meinem Herzen auf die Liebe folgen sollte, die ich die„sen Augenblick für sie empfinde; wenn ich auch von „eben den Flammen für eine andere brennete: so wür„de ich Sie dennoch eben so inständigst ersuchen, mir „zu erlauben, daß ich an den Füßen des Altares den „Eid bestätigte, den ich gethan habe, der Ihrige zu „seyn. Ich habe in eben dem Augenblicke, da ich „mein Wort gegeben habe, die Freyheit zu wählen ver„loren. Ich könnte, als ein Schlachtopfer meines „Versprechens, vor Schmerzen sterben, daß ich mich „in die Nothwendigkeit gesetzet, solches zu erfüllen: „ich könnte aber die Schande nicht überleben, daß ich „mein Wort gebrochen hätte. Wenn Sie mich dazu „zwingen, so werde ich, meine Schande zu verbergen, „in fremde Länder gehen, und das strengste Elend wird

„mir

„mir vorzüglicher vorkommen, als der Schimpf, den „ich mir zuziehen würde, indem ich Ihnen gehorchete.“

Die Verzweifelung war auf dem Gesichte des Marquis mit so vieler Stärke abgemalet, daß seine Mutter, deren zärtliche Liebe gegen ihn noch stärker war, als der Stolz, anfieng, die Wirkungen derselben zu befürchten. Sie überwand endlich ihren Widerwillen, und versprach, sie wollte morgen das thun, was man von ihr forderte. Ihr Entschluß konnte nicht gänzlich die Ruhe wieder in die Seele des Marquis zurück bringen, und er tröstete sich nur mit der Hoffnung, Mariannens Tugenden über die Vorurtheile der Marquisinn triumphiren zu sehen.

Der Comthur meldete selbst der Frau Rollin den Besuch, welchen die Marquisinn bey ihr abstatten würde, und nahm die Sorge über sich, seinen Notar nach Vincennes kommen zu lassen.

Was für ein Tag für die Marquisinn! Ihre Aufwärterinnen hatten alle Mühe von der Welt, sie zu vermögen, daß sie sich putzete; und wenn es ihnen gelang, sie mit Edelgesteinen zu bedecken, so geschah es bloß, weil diese arme Dame so beschäfftiget mit ihrem Schmerze war, daß sie nichts von demjenigen sah, was um sie herum vorgieng. Niemals ist mit einem so traurigen Wesen Anstalt zu einer Hochzeit gemachet worden; und ob sich gleich der Comthur durch einnehmende Reden bemühete, seine Schwester und seinen Neffen aus ihren tiefen Gedanken zu ziehen, so konnte er doch nichts, als einsylbige Wörter, aus ihnen bringen.

Die Kutsche kam endlich vor die Thüre der Frau Rollin, und ohne Zweifel hatte man sie erwartet; denn Mariannens Bruder zeigete sich an dem Schlage,

ge, der Marquisinn die Hand zu reichen. Er war ein Bursche von achtzehn Jahren, so schön gebildet, wie man den Amor malet, der aber furchtsam zu seyn schien, doch deswegen nicht ungeschickt war. Sein Kleid war ehrbar und schlecht, welches die Marquisinn vielleicht nicht würde beobachtet haben, wenn ihr nicht ein Degen in die Augen gefallen wäre, welchen dieser junge Mensch trug, und dessen Gefäß von Golde war.

„O Himmel, sagete sie bey sich selbst; das habe „ich vorher gesehen und befürchtet: mein ausschwei„fender Sohn wird dieses gesammte Lumpengesindel „aus seinem Nichts ziehen wollen, und sich abscheulich „lächerlich machen. Fängt er nicht schon an, diesem „Dorfbengel das Ansehen eines großen Herrn zu „geben?“

Sie hatte nicht Zeit, längere Betrachtungen zu machen. Sie war schon in dem Hause, wo Marianne, die mehr mit ihren Annehmlichkeiten, als einem sehr saubern Stadtkleide, geschmücket war, sich mit einem so reizenden Wesen zu ihren Füßen warf, daß die Marquisinn durch eine maschinenmäßige Bewegung fortgerissen wurde, sie aufhob und zärtlich genug umarmete. Sie grüßete darauf eine vornehme Dame von ihrer Bekanntschaft, welche nebst ihrer Tochter da war und zu ihr sagete, da sie Nachbarinnen und Freundinnen der Frau Rollin wären, so hätten sie mit Vergnügen eingewilliget, Zeuginnen von der Gerechtigkeit zu seyn, welche das Schicksal endlich der schönen Marianne erwiese.

Der Namen der Frau Rollin erweckete wieder allen Stolz der Marquisinn; und die Gärtnerinn, welche in der Kunst, die Bewegungen des Gesichtes aus zu legen, erfahren war, erkannte sehr wohl, was in dem

dem Herzen dieser Dame vorgieng. Sie verbiß ihre Anmerkungen, und both mit sehr guter Art eine recht wohl angegebene kleine Mahlzeit an, welche die Marquisinn auch noch ihrem Sohne zuschrieb.

Bey dieser geringen Mahlzeit konnte sich diese Dame nicht enthalten, die Sauberkeit und den Geschmack einer sehr schlechten ehrbaren Ausmeublirung zu bewundern; und da sie nahe am Fenster ein Clavier gesehen hatte, so ergriff sie diese Gelegenheit, ein Wort zu sagen; denn sie war wegen ihrer Fassung sehr verlegen.

„Wo haben Sie das Clavier her? sagete sie zu der „Gärtnerinn; und was machen Sie damit?“

„Es erquicket uns nach unsern Landbeschäfftigun„gen, sagete die Gärtnerinn; und wenn Sie gnädigst „erlauben wollen, so werden sich meine Kinder bemü„hen, Ihnen einige Augenblicke die Zeit zu vertreiben.“

Die Marquisinn, welche eine Art von Geklimpere erwartete, hatte gleichwohl die Gefälligkeit, durch ein Kopfnicken in das zu willigen, was man ihr vorschlug. Der junge Gärtner nahm eine Violine aus einem Futterale; und nachdem sich seine Schwester zum Claviere gesetzet hatte, so bezauberte sie die Marquisinn durch die Schönheit ihrer Stimme und den Geschmack in ihrem Singen dergestalt, daß sie in diesem Augenblicke vergaß, sie sollte ihre Schwiegertochter werden, und nichts weiter an ihr sah, als eine sehr vollkommene Person. Die Aufmerksamkeit, welche sie ihr schenkete, wurde nur durch die zarten Töne gestöret, die der Sohn auf seiner Violine herausbrachte; und kaum war dieses kleine Concert geendiget, so umarmete sie Mariannen von neuem, und fragete sie, durch was für

Mittel

Mittel sie alle Vollkommenheiten der Kunst mit den Gaben der Natur hätte vereinigen können?

„Da ist unsere Lehrmeisterinn, Madame, sagete „Marianne zu ihr, indem sie ihr ihre Mutter wies. „Sie hat nichts verabsäumet, unsere kleinen Naturga- „ben an zu wenden. Ich habe ihr meine geringe Ge- „schicklichkeit in der Musik und Malerey zu danken; „und ich werde wegen der Mühe, die mir das Weni- „ge, was ich davon weis, gekostet hat, sattsam beloh- „net seyn, wenn Sie geruhen wollen, eine schwache „Bemühung meines Eifers vielmehr, als meiner Wis- „senschaft, an zu nehmen."

Zu gleicher Zeit überreichete sie der Marquisinn ein Mignaturgemälde, worinnen diese Dame so vollkommen getroffen war, daß sie vor Verwunderung einen großen Schrey that. Sie nahm das Geschenk mit Erkenntlichkeit an. So viele vereinigte Vollkommenheiten an der Mutter und den Kindern fiengen an, ihren Stolz zu überwältigen: allein, das war nur das Vorspiel von dem Erstaunen, welches man ihr vorbehalten hatte. Sie wurde ersuchet, in einen kleinen Saal zu treten, welcher mit dem Zimmer, worinnen sie war, in gleicher Linie fortgieng. Die Wände desselben waren mit Landschaftstücken gezieret, welche den berühmtesten Künstlern Ehre würden gemacht haben. An dem äußersten Ende des Saales sah sie einen Rahm, in welchen ein weißer Satin gespannt war, auf welchem sie Ranken von eben den Bluhmen gewahr zu werden glaubete, die in dem Garten schimmerten. So sehr hatte die Kunst der Natur nachgeahmet.

„Ach! das ist gar zu viel, sagete sie. Ist denn „die Frau Rollin eine Feye, die sich unter der Ge- „stalt einer Gärtnerinn verbirgt?"

„Nein,

„Nein, Madame, antwortete die Gärtnerinn. Al-„les, was mich von Personen meines Standes unter-„scheidet, ist eine vortreffliche Erziehung. Dieß war „das einzige Erbtheil, welches ich meinen Kindern lassen „konnte; und ich habe nichts gesparet, es ihnen mit „zu theilen.“

Der Notarius, welcher eben herein trat, unterbrach eine Unterredung, die sehr wichtig werden wollte.

Frl. Maria.

Ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich es, wie der Notarius, mache. Sie sagen uns aber nichts von dem Marquis: was dachte er von dem allen?

Madem. Gut.

Er war in einer Art von Entzückung; nicht eben, als wenn er über die Vollkommenheiten seiner Geliebten erstaunet wäre; denn in dem Augenblicke, da man sein Herz verschenket, vermuthet man alle Tugenden, alle Geschicklichkeiten und alles, was bewundernswürdig ist, an der Person, die man liebet, folglich schien ihm bey dem, was er sah, alles sehr natürlich zu seyn: sondern er war von der Wirkung bezaubert, welche dieses bey seiner Mutter hervorbrachte, deren Bewunderung nicht zweydeutig war.

Jgfr. Landmänninn.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich zwo Fragen an Sie thue. Wie kann eine vernünftige Person Vollkommenheiten und Geschicklichkeiten da vermuthen, wo keine sind? Wozu dienen die wirklichen Geschicklichkeiten, wenn ein Liebhaber solche an einem vermuthet und sie einem anrechnet?

Frl. Heftig.

Werden Sie wohl das Herz haben, meine liebe Gut, und uns zwo Abhandlungen an dem wichtigsten Orte

der Geschichte machen? Zu allen andern Zeiten sind mir die Anmerkungen der Jungfer Landmänninn lieb: jetzo aber möchte ich sie wegen ihrer Gleichgültigkeit, wie die Sache noch ausgeht, prügeln.

Madem. Gut.

Sie haben alle beyde Unrecht, meine Fräulein; und mir ist es lieb, daß Sie heute Unrecht haben, damit Sie solches in dergleichen Falle nicht ferner in Ihrem übrigen Leben haben. Ja, meine liebe Landmännin, es ist etwas grausames, wenn Sie das Vergnügen einer ganzen Gesellschaft Ihrer besondern Zufriedenheit wegen aufhalten. Erinnern Sie sich ein anderes Mal, daß Sie Ihre Fragen bis nach der Auflösung verschieben. Und Sie, Fräulein Heftig, lernen Sie Ihre Begierden mäßigen, wenn Sie sich bey einer Person befinden, die sich weniger um Ihr Vergnügen, als um ihr selbst eigenes bekümmern wird. Sie begeht hierinnen eine Thorheit; warum wollen Sie ihr nachahmen? Ueber dieses so haben wir uns verglichen, es sollte eine jede ihre Meynung frey sagen; und wir suchen uns zu unterrichten, ehe wir uns die Zeit vertreiben. Ich will indessen dennoch Ihrer Schwachheit nachgeben, und der Jungfer Landmännin nicht eher antworten, als bis ich meine Geschichte geendiget habe.

Als der Notarius hereingetreten war, so kam man in dem ersten Zimmer wieder zusammen, wo die Marquisinn von neuem etwas von ihrem übel aufgeräumten Wesen annahm. Der Eindruck des ersten Augenblickes vergieng. Marianne würde ein anbethenswürdiges Mägdchen gewesen seyn, wenn sie nicht bestimmt gewesen wäre, die Gemahlinn des Marquis zu werden. So aber vertilgeten die Schönheit, die Geschicklichkeiten,

ten, die Tugenden selbst das kleine Gärtnermägdchen nicht, und sie sah nichts weiter, als dasselbe.

Der Notarius fieng an, alle Titel des Marquis auf zu setzen, die ihm von dem Comthur genau vorgesaget wurden, welcher solche aufgezeichnet hatte. Anderthalb Seiten wurden damit angefüllet. Darauf wandte er sich zu der Frau Rollin, welche er um den Namen des Vaters ihres schönen Kindes befragete. So nannte er sie, aus Furcht, er möchte den Titel Mademoiselle entweihen.

Die Frau Rollin sagete mit einem kaltsinnigen Wesen zu ihm: Anton, Graf de la Monneville, Oberster des Regimentes Poitou.

Der Notarius setzete seine Brille auf, und sah die Gärtnerinn vom Kopfe bis auf die Füße an. Darauf legete er solche wieder auf den Tisch, und sagete ernsthaft: „Meine liebe Frau, wir haben einen Be„fehl aus dem geheimen Rathe des Königes, welcher „bey schwerer Strafe verbeut, in einer öffentlichen Ur„kunde Titel an zu nehmen, die man nicht wirklich hat.“

„Wie? rief die Marquisinn, sollten Sie die Ge„mahlinn des Grafen von Monneville seyn, mit dem „ich in meiner Kindheit durch die genaueste Freund„schaft verbunden gewesen?“

Ja, Madame, antwortete die Gärtnerinn: und „überdieses dasjenige Fräulein des Aunais, mit dem „Sie einige Jahre in St. Cyr zugebracht, dem Sie „eine zärtliche Freundschaft zugeschworen, und welches „zwanzig Jahre Abwesenheit nur aus Ihrem Gedächt„nisse vertilget haben, weil Sie es aus Ihrem Her„zen verbannet hatten.“

Die Gräfinn von Monneville konnte nicht weiter fortreden. Die Marquisinn war in ihre Arme geflo-

gen, und verließ sie nur, die Diamanten ab zu reißen, womit sie geputzet war, und Mariannens Kopf damit zu schmücken. Der Comthur freuete sich, daß er mit so vieler Ehrerbiethung für die Gärtnerinn gehandelt hatte, daß er der Gräfinn keine Entschuldigungen machen durfte.

Der Marquis war am wenigsten bewegt. Marianne Gräfinn, Schäferinn, Königinn, war für ihn alles einerley. Man vollendete den Ehevertrag, welchen die Marquisinn nun eben auch mit so gutem Herzen unterzeichnete, als es ihr Sohn that.

Darauf bath die ganze Gesellschaft die Gräfinn, sie möchte doch geruhen, ihnen die Begebenheiten mit zu theilen, welche sie in eine Gärtnerinn verwandelt hätten. Sie ließ sich nicht erst lange darum bitten; und in den folgenden Lehrstunden werde ich ihre Erzählung fortsetzen, welche gewiß eine von den nützlichsten Sachen ist, womit ich Sie unterhalten kann.

Igfr. Schönichinn.

Meine liebe Gut, ist diese allerliebste Geschichte wahr?

Madem. Gut.

Ich kann Ihnen nichts davon sagen, mein Schatz; sie ist wenigstens wahrscheinlich, und ist von der Frau von Villeneuve herausgegeben worden, die ich sehr hochschätze, aber nicht kenne. Man hat ihrem Werke nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen; man saget, es sey schlecht geschrieben.

Igfr. Landmänninn.

Dem Himmel sey Dank, ich habe keinen so sehr ekeln Geist, daß ich so schwer zu befriedigen seyn sollte. Versichert, ich liebe eine schöne Schreibart: allein, die ist doch gleichwohl die geringste von denen

Eigen-

Eigenschaften, die ich an einem Schriftsteller hochschätze. Wenn er mir nur etwas Gutes, etwas Angenehmes giebt, so erlasse ich ihm gern das Uebrige.

Madem. Gut.

Ach! Schmeichlerinn, Sie suchen mir zu liebkosen, weil man mich beschuldiget, ich vernachläßige die Schreibart sehr, wenn ich schreibe. Vielleicht ist mir dieser Fehler natürlich; vielleicht hat er seinen Grund in meiner Trägheit; vielleicht muß man auch meine Beschäfftigungen deswegen anklagen. Dem sey aber wie ihm wolle, und die Eigenliebe bey Seite gesetzet, so bin ich von Ihrem Geschmacke; und die Frau von Villeneuve, die vermuthlich so schreibt, wie ich, belustiget mich dergestalt, daß ich nicht Zeit habe, ihr wegen der Setzung ihrer Worte einen Proceß zu machen.

Frl. Luise.

Sie sind sehr glücklich, meine liebe Gut. Ich für mein Theil gestehe aufrichtig, daß ein gut geschriebenes Buch mich hinreißt; daher lese ich denn auch im Französischen alle Werke des Voltaire gern, die aber im Deutschen nicht alle gleich schön übersetzet sind. Man hat mir diesen Abend eins versprochen, wovon man saget, es sey allerliebst; es heißt Candide.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Es ist das allerliebste Buch von der Welt. Fräulein Aufrichtig hat es mir geliehen.

Madem. Gut.

Sie sind sehr unvorsichtig, meine Fräulein, daß Sie solches vor unsern Kindern sagen. Ich für mein Theil, die ich alt bin, und als eine solche Person Freyheiten haben kann, die man in Ihrem Alter nicht hat, ich gestehe Ihnen doch, daß ich das Buch bey dem dritten

ten Blatte zugemacht habe, und daß ich es für viel Geld nicht lesen wollte.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und warum denn, meine liebe Gut? Es ist sehr wenig Böses in diesem Buche; und dieses Böse machet keinen Eindruck bey mir. Es geht zu dem einem Ohre hinein und zu dem andern wieder heraus.

Madem. Gut.

Sie fragen mich, warum ich dieses Buch und seines gleichen nicht lesen will. Darum, mein Fräulein, weil ich mich nicht gern der Gefahr aussetzen mag, in die Hölle zu kommen.

Frl. Luise.

Ach, meine liebe Gut, Sie sind gar zu strenge. Ich gestehe es, wenn das wäre, so würde es besser seyn, daß man dergleichen Werke nicht läse. Allein, ich kann nicht glauben, daß man sich der Gefahr aussetzet, verdammet zu werden, wenn man sie liest.

Madem. Gut.

Wie sind Sie doch von dem göttlichen Gesetze so wenig unterrichtet, welches Sie ausüben sollen! Sagen Sie mir, mein Schatz, verbiethen uns nicht die zehn Gebothe die bösen Lüste, und folglich auch die bösen Gedanken? Was ist ein böser Gedanken? Es ist eine freywillige Achtsamkeit auf eine Handlung wider die Keuschheit. Nun sind die Bücher, wovon wir reden, nur mit der Erzählung strafbarer Handlungen derjenigen Personen angefüllet, die man uns in diesen Schriften abschildert. Sie können nicht sagen, daß ihr Geist sich nicht freywillig aufhält, dieses Gemälde strafbarer Handlungen zu betrachten. Diese Aufmerksamkeit an sich selbst ist ein Verbrechen; und dieses Verbrechen zieht unzählige andere nach sich.

Die

Die Jungfer Eitelfreundinn saget, es gehe zu dem einen Ohre hinein und zu dem andern wieder heraus. Sie vergebe mir, wenn ich ihr sage, ich glaube kein einziges Wort davon; ich bin so gar versichert, sie erinnert sich vorzüglich der bösen Stellen, und sie werden niemals aus ihrem Gehirne vertilget werden. Wenn sie saget, sie könne diese Schriften lesen, ohne böse Eindrücke davon zu bekommen: so will sie uns versichern, sie könne ihre Hand in das Feuer halten, und solche nicht verbrennen; sie könne Pech angreifen, und sich nicht besudeln, und mit Tinte umgeben und sich nicht schwarz machen. Ich für meine Person aber sage Ihnen, ich würde wegen der Seligkeit einer Person zittern, welche bey Lesung dieser Bücher stürbe; ich sehe sie als eine Person an, die nicht die geringste Liebe für Gott hat, weil sie sich der Gefahr aussetzet, ihn wegen eines Vergnügens von einem Augenblicke zu beleidigen. Ich würde Ihnen davon noch mehr sagen, meine Fräulein: ich hege aber Ehrfurcht für unsere Kinder. Erinnern Sie sich nur bloß, daß von hundert Frauenspersonen, die verloren gehen, es neunzig giebt, deren Untergang seinen Ursprung aus dem Lesen böser Bücher hat; und daß diejenigen, welche sich tugendhaft erhalten wollen, niemals irgend ein Buch lesen sollen, wenn sie nicht vorher eine verständige und tugendhafte Person deswegen zu Rathe gezogen haben.

Frl. Heftig.

Meine liebe Gut, man hat mir des Sokrates Leben geliehen, Ich habe es gestern Abend ganz durchgelesen. Ich wußte nicht, daß man erst jemand zu Rathe ziehen müßte, ehe man ein Buch läse: auf ein ander Mal aber werde ich es thun.

Madem. Gut.

Und wer hat Ihnen das Buch geliehen?

Frl. Heftig.

Als ich spatzieren gehen wollte, so sah ich es auf der Bank des Thürstehers liegen. Weil mir nun die Finger jücken, so bald ich ein Buch sehe, so machete ich dieß auf; und ich habe den Menschen gebethen, daß er mir es auf einige Stunden ließe.

Madem. Gut.

Sie haben einen großen Fehler begangen, mein Schatz. Was für ein Unglück, wenn es ein böses Buch gewesen wäre! Ein anderes Mal lesen Sie keines, ohne Ihre Mama um Erlaubniß darzu zu bitten, und thun Sie nun wegen Ihrer Neugier eine Buße. Ich verurtheile Sie also, daß Sie uns sagen, was Sie in dem Leben des Sokrates am meisten gerühret hat.

Frl. Heftig.

Ich muß es Ihnen also von einem Ende zum andern wiederholen. Alles kömmt mir darinnen vortrefflich vor.

Madem. Gut.

Das wird uns den Zusammenhang der römischen Geschichte verlieren lassen: das thut aber wenig. Wenn wir in der alten Geschichte auf des Sokrates Zeiten kommen werden, so werden wir ihn schon vorher kennen.

Frl. Heftig.

Sokrates war der Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme. Er war eben so böse, als er häßlich war, und seine Häßlichkeit war einem jeden zuwider.

Jgfr.

Jgfr. Francisca.

Das war also nicht der Sokrates, der eine böse Frau hatte? Derselbe war, wie ich glaube, der rechtschaffenste Mann von der Welt.

Frl. Heftig.

Nun, das heißt doch die Leute recht zur Unzeit unterbrechen. Man weis nicht, was man saget. Wenn Sie mich bis ans Ende angehöret hätten, so würden Sie gesehen haben, daß er eben der Mann war.

Madem. Gut.

Nun, das heißt doch in allem der Bewegung seiner Leidenschaften folgen. Wenn Fräulein Heftig sich gewöhnet hätte, seine Leidenschaften zu unterdrücken: so würde es nicht zur Unzeit ein armes Kind so angefahren haben, welches seine Freundschaft für den Sokrates gezwungen hat, sie in einer ersten Bewegung zu unterbrechen.

Frl. Heftig.

Ich werde nicht ein Wort darauf antworten; weil ich mir alle Mühe geben will, mich zu bessern, wie Sokrates gethan hat. Ja, meine liebe Jungfer Francisca, dieser Sokrates war sehr böse, da er klein war, und wurde sehr gut, wie Sie hören werden. Zum Glücke für ihn hatte er viel Verstand, und erkannte sehr wohl, daß er ein Lügner, gefräßig, faul wäre, mit einem Worte, daß er alle Laster besäße. Er erkannte auch sehr wohl, daß ihn diese bösen Eigenschaften verächtlich und unglücklich machen würden: er entschloß sich also, er wollte sich bessern. Eines Tages sah er seinen Vater ein großes Stück Marmor nehmen, woraus er eine Bildsäule machen wollte; und sein Vater sagete zu ihm, in diesem Stü-

cke läge ein Mensch verborgen, den er durch Hammer und Meißel aus seinem Gefängnisse befreyen wollte.

„Gut, sagete der junge Sokrates, ich bin wie die„ses Stück Marmor; ich schließe einen Menschen in „mir ein, man muß ihn aber herauskommen lassen.“

Bey jedem Schlage also, den der Bildhauer auf den Meißel that, sagete Sokrates: „Eben so gute Schlä„ge muß man auch auf meine Leidenschaften thun.“ Was er sagete, das that er auch so herzhaft, daß der marmorne Mensch und der rechtschaffene Mensch zu gleicher Zeit vollendet wurden, so daß man niemals würde gewußt haben, daß er böse Neigungen gehabt, wenn es nicht ein geschickter Mann an seinen Gesichtszügen erkannt hätte.

Jungf. Landmänninn.

Wie ist es möglich, daß man die Neigungen einer Person an ihrem Gesichte erkennet, vornehmlich wenn sie sich gebessert hat?

Madem. Gut.

Das ist sehr möglich, mein liebes Fräulein, und ich will es Ihnen begreiflich machen, damit Sie Ihren Kindern eine gute Gesichtsbildung geben können, wenn Sie welche bekommen werden; denn das kömmt auf Ihre Sorgfalt an.

Ist es nicht wahr, wenn Sie zornig sind, so ändert Ihr Gesicht, so zu sagen, seine ganze Gestalt? Wenn die Schwermuth Sie überfällt, so haben Sie eine andere Gestalt; die Freude giebt Ihnen wieder eine neue Gestalt; mit einem Worte, alle Leidenschaften der Seele werden auf dem Gesichte abgeschildert. Bey einem sehr jungen Kinde können die Züge, die noch nicht recht gebildet und noch sehr weich sind, leicht eine gewisse Falte annehmen. Kommen die Stellungen, wovon ich

rede,

rede, oft wieder, so ist es natürlich, daß die Gesichtszüge diesen Eindruck behalten, welchen in der Folge nichts wird vertilgen können; weil diese einmal gebildeten Züge keiner Veränderung mehr fähig sind. Wenn Sie dieses nicht recht begreifen, mein Fräulein, so will ich es Ihnen durch ein Beyspiel sinnlich machen. Wir sehen alle Tage Kinder, die sehr gerade geboren sind, deren Leibesgestalt aber durch die üble Gewohnheit, auf einem Fuße zu stehen, oder sich krumm und verkehrt zu setzen, verderbt wird. Im Anfange ist nichts so leicht, als diesem Fehler ab zu helfen. Wenn Sie aber dem Leibe Zeit lassen, eine üble Falte an zu nehmen, so wachsen die Glieder darnach und bilden sich in dieser Stellung. Wenn sie dann härter geworden sind, so ist es nicht mehr möglich, sie wieder in ihre natürliche Stellung zurück zu biegen; man würde sie viel eher zerbrechen. Eben so ist es auch mit der Stellung der Gesichtszüge, welche Stellung die Gesichtsbildung ausmachet, und welche man nicht anders auf eine angenehme Art fest machen kann, als zur Zeit der ersten Jugend, in welcher sie sich bilden.

Sagen Sie uns noch weiter, Fräulein Heftig, was Sie in dem Leben des Sokrates am merkwürdigsten gefunden haben.

Frl. Heftig.

Die Begierde, die er hatte, die jungen Leute zur Liebe der Tugend zu bewegen. Sokrates, meine lieben Fräulein, hatte von seinem Vater ein Vermögen ererbet, wovon er ehrlich leben konnte. Einer von seinen Freunden aber war ins Gefängniß geleget worden, und Sokrates ward Bürge für ihn. Da war er denn verbunden, zu bezahlen, und wurde folglich sehr arm. Gleichwohl hinderte ihn dieß nicht, sich der Er-

ziehung junger Leute zu wiedmen. Glauben Sie indessen nur nicht, daß er eine besondere Schule gehalten oder daß er Geld von seinen Schülern genommen hat. Seine Schule war in der ganzen Stadt. Er suchete die jungen Leute in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, bey den Lustbarkeiten, in den Schauspielen auf, und ließ sich auf eine so geschickte Art mit ihnen ein, daß er sie anfänglich zwang, ihre Fehler ein zu gestehen; darauf machete er sie deswegen beschämt, ohne sie zu erzürnen; nach diesem zeigete er ihnen die Schönheit der Tugend mit so vielem Nachdrucke, daß er sie den Entschluß ergreifen ließ, rechtschaffene Leute zu werden. Ich will Ihnen ein Beyspiel von seiner Lehrart geben.

Eines Tages kam ein junger Mensch zum Sokrates und sagete zu ihm, er wollte sich dem Dienste des gemeinen Wesens wiedmen und in Geschäffte treten. Sokrates pries diesen schönen Entschluß, lobete die Herzhaftigkeit dieses jungen Menschen, welcher sich nicht den Wollüsten überlassen wollte, wie diejenigen von seinem Alter zu thun pflegten, sondern dafür vielmehr dächte, seinem Vaterlande zu dienen. Der junge Mensch war ganz außer sich vor Freuden, daß er sich von einem so großen Weltweisen dergestalt loben hörete. Nachdem ihm nun Sokrates Zeit gelassen hatte, sich von diesem Vergnügen recht zu berauschen: so fragete er ihn, ob er der Republik durch Anführung ihrer Truppen nützlich seyn wollte? Der junge Mensch, der noch keine besondere Absichten hatte, antwortete ihm ja.

„Vermuthlich, sagete Sokrates zu ihm, haben „Sie die Kriegeskunst aus dem Grunde studieret; Sie „wissen ohne Zweifel, wer die Feinde sind, die Sie zu „bestrei-

„bestreiten haben werden, was für einer Art sie sich in „dem Treffen bedienen, was für Ränke sie anwenden; „es ist Ihnen nicht unbekannt, durch was für Mittel „Sie die Ordnung unter den Soldaten erhalten, sich „bey ihnen beliebt und furchtbar machen können; Sie „wissen, wie man angreifen, wie man sich vertheidi„gen, wie man eine Stadt belagern und wie man eine „Belagerung aushalten, kurz, wie man vor einem gar „zu stärkern Feinde sich zurück ziehen müsse, und tau„send andere Dinge mehr, die ich nicht alle einzeln an„zu führen Zeit habe.“

„Ich gestehe es Ihnen, antwortete der junge Mensch „ein wenig verwirrt, ich weis von allem dem nichts.“

„Sie wollen denn also nicht, als ein Heerführer, „der Republik dienen: sagete Sokrates; vermuthlich „soll es bey Verwaltung ihrer Einkünfte geschehen.“

„Ich glaube, ja:“ sagete der junge Mensch.

„Sehr wohl, antwortete Sokrates. Sie wissen „also, wie hoch sich die Einkünfte von Athen belaufen, „durch was für ein Mittel sie bey einem Zufalle oder „im Kriege zu vermehren sind.“

„O nein, sagete der junge Mensch, ich habe nie„mals daran gedacht.“

„Sie müssen daher den Anschlag, mit den Einkünf„ten sich abgeben zu wollen, fahren lassen, sagete So„krates. Aber vielleicht werden Sie mehr Gaben be„sitzen, ein öffentlicher Redner zu werden?“

„Das hätte ich Ihnen gleich Anfangs sagen sollen, „erwiederte der junge Mensch. Es fällt mir sehr leicht, „mich in guten Worten aus zu drücken.“

„Das ist viel, sagete Sokrates: aber es ist noch „nicht genug. Man muß auch von denen Sachen un„terrichtet seyn, wovon man zu dem Volke wird reden

„müs-

„müssen; man muß seine verschiedenen Angelegenhei„ten kennen, damit man ihm den Frieden oder den „Krieg vorschlage.“

„Daran habe ich auch noch nicht gedacht:“ sagete der junge Mensch zu ihm.

„Melden Sie mir denn also, erwiederte Sokrates, „wie und in welchem Amte Sie Ihrem Vaterlande die„nen wollen.“

Wer war nun da recht beschämt? Sie errathen es, meine lieben Fräulein; es war unser junger Mensch. Er schlug die Augen nieder und sagete nicht ein Wort.

„Mein Sohn, sagete der Weltweise zu ihm, lassen „Sie den Muth nicht sinken. Ich will Sie das Mittel „lehren, der Republik Athen von heute an zu dienen. „Sie haben den besten Willen von der Welt; es fehlet „Ihnen nur an Einsichten und Geschicklichkeiten. Be„streben Sie sich, solche dadurch zu erwerben, daß Sie „viele Jahre hindurch sehr fleißig sind; und alsdann „werden Sie im Stande seyn, den Bewegungen Ihres „Eifers für das gemeine Beste zu folgen.“

Sie sehen wohl, meine lieben Fräulein, man konnte auf den Sokrates nicht böse werden, ob er gleich sehr harte Sachen sagete.

Fräul. Verständig.

Fräulein Heftig, denke ich, hat des Sokrates Gespräche mit dem Alcibiades nicht gelesen. Ihre Geschichte erinnert mich, daß sich dieser junge Athenienser besser aus dem Handel herauszog, als der junge Mensch, wovon Sie geredet hat. Denn nachdem er eingestanden, er wüßte nichts, so setzete er hinzu, diejenigen, die sich mit den Geschäfften abgäben, wüßten nicht mehr, als er. Sokrates fragete ihn, was er von einem Menschen dächte, welcher niemals die Arzeney-

zeneykunst studieret hätte und sich aus der Ursache zum Arzte aufwürfe, weil es zweenen oder dreyen Marktschreyern von seinen Bekannten wundersamer Weise geglücket wäre, die Kranken zu tödten, welche das Unglück gehabt hätten, sich ihren Händen an zu vertrauen?

„Ich denke, er wäre ein Narr:“ sagete Alcibiades, in der ersten Bewegung. Als er darauf ein wenig nachgedacht hatte, so sagete er zum Sokrates: „Wenn ich Ihnen aber deswegen glaubete, so wäre ich „auch selbst ein Narr.“

„Es würde mir sehr Leid thun, wenn ich dergleichen „sagete, erwiederte Sokrates; Sie halten sich selbst „für einen Narren, und Sie wollen mich überreden, „daß Sie solches in der That sind, indem Sie diesem „verwegenen Marktschreyer nachahmen wollen.“

Madem. Gut.

Sokrates entfernete sich niemals von dieser Lehrart. Er sagete den Leuten keine Schimpfworte; er zwang sie, daß sie selbst ihre Thorheiten verdammeten.

Fräulein Charlotte.

Sagen Sie mir doch, meine liebe Gut, wovon lebete denn dieser rechtschaffene Mann, welcher kein Vermögen hatte und kein Geld für seine Mühe nahm?

Madem. Gut.

Er begnügete sich mit wenigem; und dieses Wenige schämete er sich nicht von seinen Schülern zu fordern. Er sagete eines Tages in guter Gesellschaft: wenn ich Geld gehabt, so hätte ich einen Mantel gekaufet. Sie können wohl denken, meine Fräulein, daß man dafür sorgete, ihm einen zu schicken.

Jgfr. Schönichinn.

Ach! da sind meine guten Freunde, die Athenienser, sehr in meinem Gemüthe gefallen. Pfui! wie garstig

garstig war es, daß sie den Bedürfnissen des Sokrates nicht zuvor kamen! Wir werden viel großmüthiger seyn, meine liebe Gut. Es soll Ihnen an nichts fehlen, wenn wir groß werden.

Madem. Gut.

Ich hoffe es, mein Schatz; denn vermuthlich werde ich nichts nöthig haben. Das Vergangene hat mich gelehret, was ich von dem Künftigen erwarten soll. Ich habe vor Ihnen, meine Fräulein, Schülerinnen gehabt, welche mir sehr ergeben zu seyn schienen. Sie haben sich verheurathet; und ich habe nicht weiter von ihnen reden hören. Es ist nicht aus Undankbarkeit oder bösem Herzen geschehen, sondern sie sind in einen Wirbel von Beschäfftigungen gerathen, die ihnen nicht Zeit lassen, zu denken. Sie machen es, wie Perikles, von dem ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen will.

Dieser Perikles war ein Athenienser, welcher einen Weltweisen, Namens Anaxagoras, zum Lehrmeister gehabt hatte. Weil dieser Lehrmeister sehr arm war, so gab ihm Perikles alle Monate eine kleine Summe Geldes, damit er leben könnte. Nach einigen Jahren befand sich Perikles an der Spitze aller Geschäffte; und seine großen Beschäfftigungen ließen ihn seinen armen Hofmeister, oder wenn Sie wollen Lehrmeister, vergessen. Anaxagoras wurde von dieser Vergessenheit so gerühret, daß er sich entschloß, er wollte Hungers sterben, und er legete sich, nach der Gewohnheit derjenigen, welche diese Todesart erwähleten, auf die Erde und verhüllete sich den Kopf mit seinem Mantel. Perikles, der von seinem Entschlusse Nachricht erhielt, begab sich zu ihm und bath ihn inständigst, er möchte sich für ihn noch erhalten, da er seine Rathschläge so sehr nöthig hätte. Anaxagoras hob den Kopf auf

und sagete mit Sanftmuth zu ihm: Wenn man das Licht einer Lampe nöthig hat, so muß man dafür sorgen, daß man Oel hineingieße.

Frl. Luise.

Wissen Sie wohl, meine liebe Gut, daß Sie uns grobe Schmähungen sagen; und daß keine unter uns ist, die dem Perikles nachahmen wollte? Ueber dieses werden wir nicht mit Regierungsgeschäfften beladen werden.

Madem. Gut.

Sie werden weit wichtigere Geschäffte haben, meine lieben Fräulein. Die Vergnügungen beschäfftigen wenigstens eben so sehr, als die Staatskunst. Sie sehen mich alle mit einem scheelen Auge an, und ich kann nicht böse darüber seyn. Ihr Zorn ist ein Merkmaal von Ihrer Gewogenheit. Ihr Herz ist jetzo leer, und ich bin überzeuget, daß ich meinen Platz darinnen habe. Allein, es wird eine Zeit kommen, wo ich durch die Menge derer Gegenstände, die es anfüllen werden, daraus werde verbannet werden. Man muß Geduld haben und den Strom vorbey rauschen lassen; meine Zeit wird dereinst wiederkommen. Leben Sie wohl, meine lieben Fräulein, ohne Groll wenigstens. Das nächste Mal wollen wir das Leben des Sokrates fortsetzen.

Der IV Tag.

Mademoiselle Gut, und die großen Fräulein.

Madem. Gut.

Nun, meine lieben Fräulein, wir haben die Jungfer Zinna verloren. Sie ist gestern abgereiset, sich zu verheurathen. Die Jungfer Eitelfreundinn und das Fräulein Luise werden in wenig Tagen auch verheurathet werden. Es werden uns nur noch unsere Kinder bleiben, die auch bald an die Reihe kommen und große Frauenzimmer seyn werden. Wenn Sie wüßten, wie sehr mich die liebe Zinna gebethen, ich möchte sie doch Ihrem Gebethe empfehlen, Sie würden nicht unterlassen können, sich ihrer vor Gotte zu erinnern. Sie hat gestern den Tag bey mir zugebracht. Sie hat vielmals die Pflichten des Ehestandes wieder durchgelesen; und weil sie sich nicht versprechen kann, mich in langer Zeit allhier zu sehen, so hat sie mich gezwungen, ihr die Rathschläge schriftlich zu geben, welche ich für sie nöthig gehalten habe.

Igfr. Landmänninn.

Ach, meine liebe Gut, wir werden uns alle in eben dem Falle befinden. Mein Vater meldete mir gestern, er hätte meine Heurath mit einem Manne geschlossen, den er sehr wohl kennete, und den ich sehr wenig kenne. Ich habe weder Neigung zu ihm, noch Abneigung vor ihm. Ich erkenne aber die Ehre, die er mir erweist, daß er bey meinem Vater um mich angehalten hat, ohne mich deswegen zu Rathe zu ziehen. Er hat eine gute Mey-

Meynung von meiner Gemüthsart; er schätzet mich hoch. Dieß ist besser, als Liebe.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und Sie wollen denn also einen Mann nehmen, der Sie nicht zu Rathe gezogen hat; einen Mann, der so wenig zärtliche Empfindung hat, daß er sich an Ihre Aeltern gewandt? Wenn er auch eine Krone hätte, so wollte ich sie von seiner Hand doch nicht annehmen.

Jgfr. Landmänninn.

Sie wissen es, mein Schatz, ich bin aufrichtiger, als höflich. Was Sie da sagen, das ist eine von denen zarten Empfindungen, die Sie aus Ihren Romanen geschöpfet haben. Dieser rechtschaffene Mann hält mich für eine rechtschaffene Tochter, welche dem Willen eines vernünftigen Vaters, der mich liebet, ganz ergeben ist. Das ist das große Unrecht, welches er mir anthut. Ich habe also darein gewilliget, ihn von der Hand meines Vaters an zu nehmen; weil ich überzeuget bin, mein Vater sey mir an Gottes Statt, ich gehorche dadurch Gotte, und es könne mir nichts böses wiederfahren, wenn ich Gotte gehorche.

Madem. Gut.

Frisch, mein Kind! Sie hintergehen meine Erwartung nicht; und ich hoffe, Gott werde Ihren Gehorsam gegen seine Befehle segnen. Wird uns aber diese Heurath auch des Vergnügens berauben, Sie zu sehen?

Jgfr. Landmänninn.

Auf sechs Monate, meine liebe Gut; denn wir wollen solche auf dem Lande zubringen. Ich bitte Sie also inständigst, daß Sie uns derer Rathschläge theilhaftig machen, welche Sie der Jungfer Zinna gegeben haben.

Madem. Gut.

Von Herzen gern, mein Schatz. Anfänglich muß man sich in die Verfassung setzen, worinnen Sie, wie Ihnen Gott die Gnade gethan hat, wirklich sind; das ist, man muß, wenn man sich verheurathet, so viel als es möglich ist, einen Geist des Glaubens, des Vertrauens zu der göttlichen Vorsehung, und des Gehorsames gegen den Willen Gottes annehmen, der Ihnen durch den Willen Ihrer Aeltern geoffenbaret wird. Darauf muß man sorgfältig die Pflichten des Ehestandes untersuchen, und sich selbst befragen, ob man fest entschlossen sey, solche genau zu erfüllen. Weil diese Pflichten groß und beschwerlich sind, so muß man mit Inbrunst Gott um die nöthige Herzhaftigkeit bitten, solche recht zu erfüllen. Sie müssen ihn anflehen, daß er bey Ihrer Verheurathung Hindernisse erwecken wolle, wenn er voraus sähe, daß Sie dereinst diese Pflichten verabsäumen würden. Damit Sie sich den Segen des Herrn zuziehen, so müssen Sie sich bemühen, Ihre Aeltern zu bewegen, daß sie etwas von dem Aufwande ersparen, den sie für Sie zu Kleidern und zu andern gebräuchlichen Thorheiten machen wollen, und daß sie dieses dem Prachte entzogene Geld zu Almosen anwenden.

Ich habe Ihnen gesaget, Sie müßten Ihre Pflichten untersuchen. Sie werden deren von dreyerley Art haben; diejenigen, die Ihnen in Ansehung Ihres Mannes aufgelegt seyn werden, diejenigen, welche Sie gegen Ihre Kinder zu beobachten haben, und endlich diejenigen, denen Sie sich als das Haupt eines Hauses in Absicht auf die Wirthschaft und auf die Sorge für das Gesinde unterwerfen müssen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Mich dünket, meine liebe Gut, unsere Pflichten gegen unsere Kinder sind noch weit entfernet. Wir werden in langer Zeit keine haben, die von dem Alter seyn werden, daß sie sich unserer Sorgfalt zu Nutze machen können.

Madem. Gut.

Sie sind in diesem Stücke sehr irrig, mein Schatz. Ihre Pflichten gegen Ihre Kinder müssen vor deren Geburt anfangen; wie ich Ihnen sagen werde, wenn ich Ihnen dasjenige wiederholet habe, was ich Ihnen bereits von den Verbindlichkeiten gegen Ihren Gemahl gesaget. Ich bitte mir es aber zur Gnade aus, Jungfer Eitelfreundinn, daß Sie mich nicht weiter unterbrechen. Ich sehe es mit Schmerzen voraus, daß dasjenige, was ich sagen will, ganz vergebens für Sie seyn wird. Aergern Sie diese Fräulein nicht. Wenn Sie dasjenige, was ich sagen werde, lächerlich finden, woran ich nicht zweifele: so behalten Sie Ihre Gedanken bey sich. Haben Sie mir einigen vernünftigen Einwurf zu machen, so thun Sie es hernach insbesondere, wenn es Ihnen beliebet.

Bemerken Sie, meine Fräulein, in den Worten der Trauungsformel die erste von Ihren Pflichten. Der Prediger, welcher Sie im Namen und auf Befehl Gottes vereinigen wird, wie der Schöpfer Adam und Even vereinigte, wird Ihrem Gemahle das Gesetz auflegen, Sie zu lieben, Sie zu ertragen: Ihnen aber wird er nur das einzige Gesetz auflegen, zu gehorchen. Wenn Sie das Ja aussprechen, wodurch Sie verheurathet werden: so werden Sie darein willigen, daß Sie sich einem Herrn unterwerfen wollen. Sie werden es vor Gottes Angesichte, Gotte selbst, dem Rächer des Meyn-

eides, versprechen. Was für eine verkehrte Ordnung, wenn diejenige, die zum Gehorchen erschaffen ist, befehlen wollte! Allein, werden Sie sagen, mein Mann kann wunderlich, eigensinnig, eifersüchtig seyn; werde ich da das Opfer seiner Grillen werden müssen? Ja, meine Fräulein, wenn es Ihnen nicht gelingen kann, ihn durch Ihre Sanftmuth davon zu bessern. Es muß auch Ihre erste Sorge seyn, daß Sie seine Neigungen kennen lernen, damit Sie Ihre darnach einrichten. Wenn Sie einigen Hauptfehler an ihm finden, so opfern Sie Gotte Ihre Geduld auf, ihn zu ertragen, damit sie von demselben die Gnade erhalten, daß er sich davon bessere. Wenn wir alle zusammen vom Lande zurückgekommen seyn werden, so will ich Ihnen die Geschichte einer vornehmen Frau erzählen, mit der ich viele Jahre zu leben das Glück gehabt habe; und Sie werden leicht begreifen, daß, wenn man ihrem Beyspiele folget, es einem fast nicht fehlen kann, die am allerstärksten eingewurzelten Fehler an einem Manne zu verbessern. Halten Sie Ihren Mann sehr in Ehren, weil er Ihr Haupt seyn wird; und damit Sie sich Ihre Ehrerbiethung und Ihren Gehorsam weniger beschwerlich machen, so erinnern Sie sich oftmals dieses Gedanken: Ich unterwerfe mich Gotte in der Person desjenigen, den er mir zum Gemahle gegeben hat. Lassen Sie sich angelegen seyn, Ihren Mann zu lieben. Ich fürchte wegen der Tugend einer Frau nichts, wenn Sie das Gelübde genau erfüllet, welches sie gethan hat, ihren Mann zu lieben. Befleißigen Sie sich, seine Hochachtung und sein Vertrauen durch eine sittsame, wohlanständige Aufführung zu erlangen. Setzen Sie sich auf den Fuß, daß Sie alle Vergnügungen ausschlagen, woran er nicht mit

Ihnen

Ihnen wird Theil nehmen können. Seine Freunde seyn Ihre Freunde; empfangen Sie solche mit einem offenen und zufriedenen Gesichte, aber ohne Vertraulichkeit. Wenn Sie das Unglück hätten, daß Sie sich über Ihren Mann beklagen müssen, daß Sie einen Ekel vor ihm bekämen: so hüten Sie sich, daß Ihnen nichts entwische, was die Welt davon unterrichten könne. Reden Sie davon nur mit Gotte und höchstens mit einer bewährten Freundinn, deren nützlichen Rath Sie suchen können. Es findet sich eine große Anzahl verächtlicher Menschen, welche auf den ersten Augenblick des Verdrusses und Misvergnügens einer Frau warten, damit sie ihr gefährlichen Trost anbiethen. Da haben Sie, meine Fräulein, einen leichten Abriß von Ihren Pflichten als einer Ehegattinn. Wir wollen nun untersuchen, welches diejenigen sind, die Ihnen der Stand einer Mutter auflegen wird.

Einer von denen Bewegungsgründen, welche eine Christinn bey ihrer Verheurathung haben soll, ist, daß sie der Kirche Kinder und dem Himmel Bürger gebe. Allein, wie wenig Mütter giebt es doch, meine Fräulein, welche daran denken, daß sie die nothwendigen Mittel ergreifen, diese beyden Endzwecke zu erfüllen! Ihre Pflichten in dieser Absicht werden mit dem Augenblicke anfangen, da Sie Mütter seyn werden, das ist, da Sie vermuthen werden, Sie seyn schwanger. Von diesem Augenblicke an müssen Ihnen alle gewaltige Leibesübungen, als Reiten, Tanzen, unmäßig langes Wachen, aller Eigensinn in Ihren Speisen, die rohen Früchte, der Sallat u. d. g. untersaget seyn; oder wenn Sie Lust haben, solches zu essen, so muß es mit Mäßigkeit geschehen. Eine Frau würde sich über mich aufhalten, wenn ich zu ihr sagete, sie möchte sich

wider den Todtschlag vorsehen, das ist, sie möchte sich in Acht nehmen, daß sie nicht einen Menschen umbrächte. Die Weiber, würde sie mir antworten, sind mitleidig geboren und kommen wenig in die Versuchung, jemand zu tödten. Wie viele junge unbesonnene und unvorsichtige Frauen sind indessen nicht dieses Verbrechens wirklich schuldig, und verursachen ihren Kindern den Tod, ehe sie geboren werden! Wie viele andere bringen nicht schwache und ungesunde Kinder zur Welt, die fast in der Geburt umkommen, oder die wegen der wenigen Sorgfalt ihrer Mütter, sich während ihrer Schwangerschaft zu schonen, ein sieches Leben führen? Dieser Punkt ist von einer unendlichen Folge und Sie können nicht Acht genug darauf haben. Wenn Sie glauben werden, daß Sie gesegnetes Leibes sind, so müssen Sie auf die Knie fallen und Ihr Kind dem Herrn wiedmen. Ein Kind ist da noch unfähig, seinem Gotte dasjenige ab zu statten, was es ihm schuldig ist; die Mütter müssen also für dasselbe diese Pflichten leisten. Sie ist verbunden, ihren Schöpfer für sich und für ihr Kind an zu bethen, zu lieben, und ihm zu danken, ihn um die Gnade der Taufe für dasselbe zu ersuchen. So oft sie sich von den Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft geplaget befindet, so muß sie die Gerechtigkeit Gottes verehren und sich der Züchtigung gern unterwerfen, die er der strafbaren Frau aufgeleget hat. Die Ungeduld, die übele Laune vermindern das Uebel nicht, sondern vermehren es vielmehr. Endlich weil ihr Leben in einiger Gefahr ist, wenn sie ihr Kind zur Welt bringt, so muß sie nichts sparen, sich mit Gotte wohl zu setzen, und alles das thun, was sie in dem Augenblicke ihres Todes gern möchte gethan haben.

Frl. Luise.

Allein, meine liebe Gut, dieser Gedanken, daß man sterben kann, wenn man sein Kind zur Welt bringt, diese Vorbereitung zum Tode, ist die nicht vermögend, sie zu erschrecken, und sie dadurch in eine große Gefahr zu setzen?

Madem. Gut.

Sollten es wohl Christinnen seyn, welche die Furcht vor dem Tode so sehr erschrecken könnte? Ich setze, daß Sie ohne die geringste Vorbereitung in einiger Gefahr sind oder zu seyn glauben; wird Ihre Furcht da nicht unendlich lebhafter seyn, und wird sie Ihr Uebel nicht viel gefährlicher machen? Hören Sie, wie eine vernünftige Frau denket. Von hundert Frauen, die in meinem Zustande sind, sterben ihrer zwey, und acht und neunzig kommen davon: ich habe also mehr Ursache, zu hoffen, als zu fürchten. Weil aber ein guter Tod dasjenige ist, woran mir auf der Welt am meisten liegt: so wage ich nichts, wenn ich mich fertig halte; und ich würde viel mehr wagen, wenn ich es nicht thäte.

Frl. Lucia.

Ich habe nur einen Einwurf dagegen zu machen, meine liebe Gut; und dieser Einwurf ist mir bey Gelegenheit dessen, was ich Ihnen sagen will, an die Hand gegeben worden. Eine von meinen Freundinnen, ein Frauenzimmer von achtzehn Jahren, bekam die Schwindsucht, und wurde nach einigen Monaten von den Aerzten verlassen. Weil man in diesem Zustande wenig Schmerzen empfindet, so hatte dieses arme Kind niemals die geringste Muthmaßung von dem Zustande, worinnen es war; und den Abend vor ihrem Tode machete sie noch große Anschläge auf das künftige Jahr. Eine Dame von ihren Freundinnen,

die sehr vernünftig ist, berichtete mir, es wäre ihr sehr schwer gefallen, sich des Weinens zu enthalten, da sie gesehen, daß dieselbe ihr Ende so wenig voraus sähe. Ey, mein Gott, sagete ich zu ihr, indem ich ihr in die Rede fiel, hatten Sie denn nicht die christliche Liebe und meldeten ihr, sie sollte sich nur mit Gotte und der Ewigkeit beschäfftigen? — „Recht gut, antwortete „mir diese Dame ganz trocken; das ist eine schöne Zei„tung, die man einer armen kranken Person bringt; „die würde vermögend seyn, ihren Tod zu beschleuni„gen. Eine Person, die gut lebet, ist stets bereit, vor „Gotte zu erscheinen.“ — Auf diese letzte Ursache, schien es mir, wäre nichts zu antworten; und das ist der Einwurf, den ich Ihnen zu machen habe.

Madem. Gut.

Den Worten nach sind wir mit einander eins; werden wir solches aber auch seyn, wenn wir sie erklären? Eine Person, die gut lebet, ist stets zum Tode bereitet. Was versteht man aber unter gut leben? Diese Erklärung würde uns sehr weit führen und uns von unserer Materie abbringen; sie wird ein anderes Mal Statt finden. Ich berufe mich deswegen bloß auf Ihr Gewissen, meine Fräulein. Es ist keine unter uns, ich bin es versichert, die sich nicht fürchtete, vor Gotte zu erscheinen, wenn man ihr sagete, sie müßte in einer halben Minute sterben. Dasjenige gute Leben', womit man ihr schmeicheln wollte, würde ihr nicht so vorkommen. Sie würde vieles darinnen finden, wovon sie glauben würde, sie brauchete Zeit, Gott deswegen um Barmherzigkeit zu ersuchen. Außer dem, meine lieben Fräulein, hat eine jede Zeit des Lebens ihre besondern Pflichten und Tugenden. Die Zeit des Todes ist eine Aerndezeit für die tugendhaften

Seelen, weil sie alsdann die Gelegenheit haben, die heldenmüthigsten Tugenden aus zu üben. Erinnern Sie mich an diese Materie bey Ihrer Zurückkunft vom Lande. Sie ist von der äußersten Wichtigkeit, weil man nur einmal stirbt, und unsere ewige Seligkeit von der Art und Weise abhängt, wie man stirbt. Ich werde Ihnen nichts von Ihren Pflichten gegen Ihre Kinder sagen, wenn sie zur Welt gekommen sind, weil wir uns vorher wieder sprechen sollen, ehe Sie diese Lehre nöthig haben. Was Ihre Pflichten als Hausfrau betrifft, so haben Sie sich nur vor dem Hochmuthe, der Weichlichkeit, dem Gemeinmachen mit dem Gesinde und einem blinden Vertrauen zu verwahren. Damit ich Sie von der Verbindlichkeit überführe, worinnen Sie stehen, auf Ihr Gesinde Acht zu haben, so erinnern Sie sich dieser Worte des Apostels Paulus: So aber jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet, und ist ärger, als ein Heyde.

Jgfr. Landmänninn.

Meine liebe Gut, meine Mutter hat, um mich auf zu muntern, daß ich die Partie annähme, die mir angetragen wird, zu mir gesaget, ich würde mit dem Gesinde eben nichts zu thun haben dürfen: weil das Hauswesen meines künftigen Mannes durch eine Haushälterinn verwaltet würde, auf die er ein blindes Vertrauen setzet. Weil ich geglaubet habe, ich müsse mich nach allem erkundigen, was zu meiner Ruhe etwas beytragen oder ihr schaden könne: so habe ich auch einige Fragen wegen dieser Frau an meiner Mutter Kammerfrau gethan, welche mit ihr in einerley Hause gedienet hat. Sie hat mir nur mit Achselzucken geantwortet; und ich habe nichts von ihr herausbringen

gen können: ihr Stillschweigen aber scheint mir viel zu sagen. Was rathen Sie mir in diesem Stücke? Wenn Herr M** für diese Frau sehr eingenommen ist, und es nicht für rathsam erachtet, daß ich auf ihr Betragen ein wachsames Auge habe; werde ich da für die Misbräuche stehen müssen, welchen ab zu helfen man mir nicht erlauben wird? und werde ich, meinem Gewissen nach, nicht die Augen wegen aller der einzelnen häuslichen Kleinigkeiten zuschließen können, deren Besorgung dieser Frau aufgetragen ist? Wenn ich hingegen bemerke, daß sie dem Vertrauen meines Mannes gemäß handelt, werde ich alsdann nicht einen doppelten Bewegungsgrund haben, mich in nichts zu mengen?

Madem. Gut.

Sie tragen mir einen Fall zu entscheiden vor, über den ich sehr verlegen bin; und ich will Ihnen die Ursache davon sagen, weil mein Stolz sich schon wider diese Bediente empöret hat, die ihres Herrn Herrschaft geworden; weil er mir laut zuruft, ich wollte, für alles in der Welt, in meinem Hause keine Person leiden, die nicht von mir abhienge. Meine Verlegenheit wird noch dadurch verdoppelt, daß die Vernunft mir beynahe eben das saget, was mir der Stolz saget, und daß ich folglich in Gefahr bin, mich wegen der Bewegungsgründe meiner Entscheidung zu irren.

Frl. Luise.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich Sie unterbreche. Ich bewundere die Fertigkeit, womit Sie dasjenige entwickelt haben, was in Ihrem Herzen vorgeht; und ich erkenne, wie nöthig mir diese Wissenschaft seyn würde, weil alle meine Fehler von dem

Ver-

Versehen herkommen, daß ich die Stimme der Leidenschaften für die Stimme der Vernunft annehme.

Madem. Gut.

Man hat mir mein Herz, als ich jung war, dergestalt enthüllet, daß es mir fast nicht mehr möglich ist, mich darinnen zu versehen. Die Dame, deren Geschichte ich Ihnen versprochen habe, durchgrübelte, so zu sagen, alle meine Bewegungen, und ließ mich die Ursachen davon aus einander setzen. Weil dieses das vornehmste Theil der Erziehung ist, und sie die meinige über sich genommen hatte, so gieng nichts außer mir vor, wovon sie nicht die Triebfedern im Grunde meines Herzens suchete. Das Nachdenken, meine Fräulein, kann diese glückliche Fertigkeit ersetzen. Sie hat mich auch noch gelehret, wenn ich mich in Zweifel befände, wie ich jetzo bin, so solle ich nichts entscheiden, wofern ich mir nicht vorher Zeit genommen, nach zu denken, und den heiligen Geist um Erleuchtung zu bitten. Vergönnen Sie also, daß ich bis morgen warte, ehe ich Ihnen antworte. Es ist auch jetzt eben um die Zeit, wo sich unsere Kinder versammlen; und ich bin versichert, es sind ihrer schon viele in des Fräuleins Verständig Zimmer. Ich will klingeln, wenn Sie belieben, damit ich sie herein kommen lasse.

Madem. Gut.

Jungfer Miekchen wird die Geschichte des neuen Testamentes wieder vornehmen, wo wir sie gelassen haben.

Igfr. Miekchen.

Als die Weisen aus Morgenlande von Bethlehem wieder weggereiset waren: so erschien ein Engel des Herrn Josephen im Traume und sagete zu ihm: Steh auf und nimm das Kindlein Jesu und seine Mutter zu

dir,

dir, und flieh mit ihnen nach Aegyptenland; bleib auch so lange da, bis ich dir es sagen werde. Denn Herodes geht damit um, daß er das Kind aufsuchen und es umbringen lassen will. Joseph gehorchete diesem Befehle so gleich, und blieb bis nach Herodes Tode in Aegypten. Da wurde denn erfüllet, was Gott durch einen Propheten gesaget hatte: Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen.

Herodes sah nun bald, daß er von den Weisen hintergangen war, und wurde sehr böse darüber. Er schickete in seinem Zorne auch gleich Soldaten nach Bethlehem; die mußten daselbst und in der ganzen Gegend da herum alle Kinder tödten, die nicht über zwey Jahre alt waren; denn das war ungefähr die Zeit, die er von den Weisen so fleißig ausgeforschet hatte. Durch diese Ermordung der armen unschuldigen Kinder wurde aber das Wort des Propheten Jeremia erfüllet. Er hatte nämlich gesaget: Auf dem Gebirge hat man ein groß Geschrey, viel Klagens, Weinens und Heulens gehöret. Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war mit ihnen aus. Der Prophet sagete solches von der Rahel, meine lieben Fräulein, weil sie da in der Nähe begraben lag.

Jgfr. Schönichinn.

Wir haben zu Hause ein Bild von der Ermordung dieser armen Kinder. Ach, meine liebe Gut, man kann ohne Weinen die armen Mütter nicht ansehen, welche in ihren ganz zerstreueten Haaren mit diesen kleinen unschuldigen Püppchen davon flüchten, welche auf ihren Armen und in ihrem Schooße von den Soldaten umgebracht werden. Wie hat doch Gott eine solche Unmenschlichkeit dulden können, und den Herodes

rodes nicht durch einen Donnerschlag zerschmettert? Denn kurz, wenn es auf mich angekommen wäre, so schwöre ich es Ihnen zu, ich würde es gethan haben, damit ich so vielen Kindern das Leben rettete.

Madem. Gut.

Jesus kam einstens in einen Marktflecken der Samariter, wo man ihm keine Herberge geben wollte. Die Söhne Zebedäi wurden unwillig über den Schimpf, den man ihrem Meister anthat, und sageten zu ihm: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und sie verzehre. Allein, Jesus verboth es ihnen und sagete: Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seyd? Eben das sage ich auch zu Ihnen, mein Schatz. Gott, der unendlich gütig und weise ist, hat die Hinrichtung der unschuldigen Kinder zu ihrer Glückseligkeit erlaubet. Wir wollen uns hüten, daß wir nicht wider ihn murren, wenn er erlaubet, daß es den Bösen in denen ungerechten Dingen gelinget, die sie unternehmen. Ihr Triumph wird kurz seyn, wenn er auch so lange dauren sollte, als ihr Leben. Wenn wir in die Versuchung gerathen sollten, die göttliche Vorsehung in dergleichen Falle an zu klagen: so wollen wir uns dieser schönen Worte des Königes Davids erinnern: Ich habe einen Gottlosen gesehen, der war trotzig, und breitete sich aus, und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüber gieng, sieh, da war er dahin; ich fragete nach ihm, da ward er nirgend gefunden.

Das Evangelium, welches wir gehöret haben, bestätiget uns auch noch die nützliche Lehre von dem Gehorsame gegen die Oberherren. Jesus suchet sich der Grausamkeit des Herodes nur durch die Flucht zu

entzie-

entziehen. Bemerken Sie, meine Fräulein, Herodes war ein eigenmächtiger Besitznehmer, welcher kein Recht zu dem Throne Davids hatte; er war über dieses noch sehr boshaft. Diesem Tyrannen unterwirft sich Jesus; er brauchet keine Gewalt wider ihn. Wir werden ihn in der Folge, unter der Regierung des Sohnes dieses unrechtmäßigen Besitznehmers, in Judäa predigen sehen, ohne daß jemals ein Wort aus seinem heiligen Munde geht, welches das Volk bewegen könnte, sich wider ihn zu empören.

Wir wollen jetzt die Geschichte des Sokrates fortsetzen, meine Fräulein.

Frl. Maria.

Sie wird mir viel Vergnügen machen: indessen gestehe ich doch, ich hoffete etwas anders. Meine liebe Gut hat uns die Geschichte der zur Gärtnerinn gewordenen Gräfinn versprochen. Ich schmeichelte mir, sie würde ihr Wort halten.

Madem. Gut.

Das ist sehr billig, mein Schatz; und weil ich befürchten würde, Ihre Ungeduld möchte Ihrer Aufmerksamkeit nachtheilig seyn, so wollen wir den Sokrates bis an das Ende unserer Lehrstunde warten lassen.

Geschichte der Gräfinn von Monneville.

Das Fräulein du Rossoir war aus einem sehr alten Hause, aber arm. Da ihre Mutter sie sehr jung als eine Waise hinterlassen: so brachte der Graf, ihr Vater, sie nach St. Cyr, das ist, meine Fräulein, in ein von dem Könige in Frankreich gestiftetes Kloster, wo man Fräulein von Stande aufnimmt, die kein

Ver-

Vermögen haben. Sie werden darinnen sehr wohl erzogen, haben allerhand Lehrmeister, und wenn sie im zwanzigsten Jahre wieder heraus gehen, so machet man ihnen ein Geschenk von hundert und fünf und zwanzig Louis d'oren.

Unter der Zeit, da das Fräulein Dů Rossoir in diesem Kloster war, fand ihr Vater eine ziemliche reiche Witwe, mit der er sich vermählete, und welche in der Geburt eines Sohnes starb. Wenig Jahre darnach, da der Graf Dů Rossoir durch das Zipperlein im Bette gehalten wurde, ließ er dem Könige eine Bittschrift überreichen, damit er erhielte, daß seine Tochter aus dem Kloster gehen und für ihn sorgen könnte, jedoch aber ihre Aussteuer nicht verlöre. Sein Ansuchen wurde ihm bewilliget; und sie kam in ihrem sechzehnten Jahre wieder zu ihrem Vater.

Stellen Sie sich ein großes bäurisches Schloß vor, Zimmer, welche verfielen und nicht bewohnet wurden, Betten von Sammte und Drap d'Or, woran man die Farben nicht mehr unterschied; so alt und schmutzig waren sie; drey zerbrochene Kutschen, unter einem Wagenschuppen, und zwanzig Pferde im Stalle: so haben Sie die Abschilderung von dem Orte, wo das Fräulein Dů Rossoir ihren Vater antraf.

Es waren funfzehn Bediente im Hause, welche ihre Zeit damit zubrachten, daß sie den Vorrath von Lebensmitteln aufzehreten und den Wein aussoffen, welchen der Graf auf Credit, und folglich sehr theuer, nahm. Fünf bis sechs Edelleute in der Gegend da herum, große Jäger, hatten, unter dem Vorwande, dem Kranken die Zeit zu vertreiben, sein Haus zu einer Herberge gemacht, wo sie alle Tage ordentlich hinkamen, sich zu betrinken.

Anfänglich wunderte sich das Fräulein du Rossoir, welches gehöret hatte, ihre Stiefmutter hätte viel Vermögen hinterlassen, gar nicht über den Aufwand, welchen ihr Vater machete. Allein, ob gleich ihr Alter noch nicht geschickt war zu Betrachtungen, so konnte sie sich doch nicht enthalten, dergleichen zu machen. Sie sah zween große Faulenzer den Namen der Gärtner führen, welche einen weitläuftigen Küchengarten unbebauet liegen ließen, unterdessen daß man gezwungen war, Küchengewächse zu kaufen. Große Wiesen, welche einen Theil der Güter des Schlosses ausmacheten, reicheten kaum zu, die Pferde zu ernähren, welche nur den Schmarutzern ihres Vaters dieneten. Weil sie sehr furchtsam war, so getrauete sie sich nicht, dem Grafen ihre Gedanken über dasjenige zu eröffnen, was sie sah; und die Unverschämtheit der Bedienten erlaubete ihr nicht, sich den gräulichsten Unordnungen zu widersetzen.

Eine alte Bediente, Namens Nicole, welche ihr zur Kammerfrau dienete, ermunterte ihre Furchtsamkeit. „Wie denn, Fräulein," sagete sie eines Tages zu ihr, da sie sie ankleidete, „wollen Sie leiden, daß „man Ihren Herrn Vater vor Ihren Augen zu Grunde „richte? Es darf diese Lebensart nur noch einige „Jahre so geführet werden, so wird man diesen armen „Herrn von seinem Schlosse verjagen, dessen Verkauf „nicht zureichen wird, seine Schulden zu bezahlen; und „er wird dahin gebracht seyn, daß er in einem Hospi„tale sterben muß."

Das Fräulein du Rossoir gestund Nicolen, sie hätte dasjenige wohl wahrgenommen, was sie ihr sagete. „Allein, setzete sie hinzu, was wollet Ihr denn, „das ich thun soll? Mein Vater ist, so viel ich sehe,

„nicht

„nicht aufgeleget, auf seine Sachen Acht zu haben, und „es steht einem Fräulein von meinem Stande und Al„ter nicht an, das Amt einer Haushälterinn über sich „zu nehmen.“

„Nun ja, wahrhaftig, sagete Nicole zu ihr; da „kommen Sie mir mit Ihrem Stande; hören Sie nur, „Fräulein, ich bin weiter nichts, als ein armes Bauer„mensch, das weder lesen noch schreiben kann; und ich „wollte doch wohl wetten, ich verstehe mich besser auf „den Adel, als Sie. Sie andern Leute suchen ihn „darinnen, daß Sie wohl gekleidet gehen, eine gute Ta„fel halten, den ganzen ausgeschlagenen Tag mit Ih„ren zehn Fingern nichts thun, oder zum höchsten ei„nige Lappereyen machen, die zu nichts nutzen: ich „aber, ich glaube, er bestehe darinnen, daß man viel „gerechter, viel redlicher sey, als andere Leute. Auf„richtig, Fräulein, was wird wohl am edelsten seyn, „daß Sie hier auf Kosten anderer Leute leben, das Ge„dächtniß Ihres Herrn Vaters bey allen denjenigen, „die er zu Grunde gerichtet hat, in Abscheue sehen, oder „daß Sie sich Mühe geben, seine Sachen wieder her zu „stellen und seine Schulden zu bezahlen? Sehen Sie nur, „ich würde nicht einen Häller für ein Fräulein geben, „welches das aus Geize wäre, was ich Ihnen rathe: „aber ich würde freywillig aus Ehrerbiethung vor der„jenigen auf die Knie fallen, welche sich aus Neigung „zur Gerechtigkeit und um einem jeden das zu geben, „was ihm gebühret, zur Verwalterinn machen würde.“

Diese Rede der Nicole that ihre Wirkung bey einem von Natur richtig denkenden Geiste. Das Fräulein du Rossoir sah die Pflichten derjenigen ein, welche wahrhaftig edel sind; und da sie entschlossen war, den

Widerwillen zu überwinden, den sie noch gegen eine mühsame und in den Augen des Pöbels niedrige Arbeit hatte, so schilderte sie ihrem Vater den traurigen Zustand seines Hauses ab, und bath ihn mit thränenden Augen, er möchte ihr die Sorge, solchen zu verbessern, überlassen.

Der Graf stellete ihr alle Schwierigkeiten bey demjenigen vor, was sie ohne die geringste Hoffnung, ihr Glück zu verbessern, unternehmen wollte, weil alles, was nach seinem Tode übrig bliebe, dem Sohne seiner zweyten Gemahlinn zugehörete. Dieses herzhafte Fräulein nahm daher einen neuen Bewegungsgrund, ihren Vorsatz aus zu führen; weil sie dadurch versichert war, daß sie nur aus Liebe zur Gerechtigkeit handeln würde, wie es ihr Nicole zu verstehen gegeben hatte.

Nachdem sie die Einwilligung ihres Vaters mehr entrissen, als erhalten hatte: so fieng sie das Werk mit Abdankung aller Bedienten bis auf einen einzigen an, für den ihr Nicole gut war. Dieses Gesindel war nur deswegen so übermüthig, weil man ihm drey Jahre Lohn schuldig war. Das Fräulein du Rossoir nahm auf seine Aussteuer so viel auf, daß es ihnen solchen bezahlen konnte. Es kam mit vierzig Louisd'oren los; denn in den Provinzen verdienet das Gesinde sehr wenig.

Ein arbeitsamer Gärtner nahm die Stelle der beyden Müßiggänger ein, welche diesen Titel führeten. Eine Hausmagd, der getreue Lucas, für welchen Nicole gut war, und eine Köchinn, diese waren alles Hausgesinde. Gleich den andern Morgen nach dieser

ser Verbesserung nahmen die Pferde den Weg nach dem Markte, wo sie gegen gute Kühe umgetauschet wurden. Man besetzete den Hof mit Hausthieren, welche einigen Nutzen einbringen konnten.

Die ordentliche Gesellschaft des Grafen erhielt von dieser Veränderung bald Nachricht; und da sie an seiner Tafel nichts mehr fand, was fähig war, ihre Sinnlichkeit zu nähren, so blieb sie von selbst weg, und wurde durch zwo Familien ersetzet, die in dem benachbarten Dorfe wohneten, und nachdem sie erfahren hatten, daß man das Schwelgen aus dem Schlosse verbannet hätte, sich ein Vergnügen daraus macheten, dem Kranken Gesellschaft zu leisten, welcher sich bald im Stande sah, ihnen seinen Gegenbesuch ab zu statten, indem ihn die Mäßigkeit, nach Verlaufe zweener Monate, von seinem Zipperlein geheilet hatte.

Das Fräulein du Rossoir hatte diese Zeit nicht verloren gehen lassen. Es ließ alle diejenigen zu sich kommen, denen ihr Vater schuldig war, und meldete ihnen, sie sollten innerhalb zweyen Jahren bezahlet werden, unter der Bedingung, daß sie ihre Rechnung änderten, und die Summen abzögen, womit sie solche vergrößert hätten, damit sie zu dem Interesse ihres Geldes kämen. Diese armen Leute, welche anfiengen, wegen ihrer Schulden zu zittern, giengen ihren Vorschlag von Herzen gern ein. Sie ließen ein Viertheil von allen ihren Rechnungen nach. Man gab ihnen allen acht Scheine, auf jedes Viertheljahr bezahlet zu werden; und das Fräulein du Rossoir wandte ihre übrige Aussteuer an, die Hälfte von dem ersten Viertheljahre im Voraus zu bezahlen.

Damit sie sich in den Stand setzete, ihre Verbindungen zu halten, so giengen Lucas und Nicole jede

Woche zweymal in die benachbarten Orte zu Markte, daselbst die Eyer, die Butter, und die Käse, die auf dem Schlosse gemacht wurden, zu verkaufen. Sie brachten das Geld dafür, wovon die Hälfte als ein heiliges Pfand beygeleget und zur Bezahlung der Schulden verwahret wurde: das Uebrige aber theilete man wieder in zween Theile, wovon man den einen zur Ausbesserung des Schlosses, und den andern zur Unterhaltung der Tafel anwandte, welche nichts überflüssiges mehr hatte und gleichwohl stets so anständig bestellet war, daß man noch einen wackern Mann mit dazu ziehen konnte.

Zu dem Gewinnste, den man von den Kühen und dem Federviehe hatte, kam auch bald der Vortheil aus dem Garten, welcher viermal mehr an Früchten, Kräutern und Wurzeln hervorbrachte, als man in dem Hause verzehren konnte.

Das Fräulein du Rossoir stund alle Morgen ordentlich um fünf Uhr auf. Es brachte den Vormittag damit zu, daß es auf die Arbeitsleute und auf ihr kleines Gesinde Acht hatte. Den Nachmittag leistete sie ihrem Vater und denjenigen, die ihn zu besuchen kamen, Gesellschaft: sie sagete aber auf eine angenehme Art, man redet nicht mit den Fingern, man wird mir also erlauben, daß ich meinen etwas zu thun gebe.

Anfänglich zertrennete sie alles Geräth, worinnen Gold war, und sauberte die Stücke, damit sie in den Stand kämen, daß sie könnten verkaufet werden. Sie setzete an dessen Stelle schlechteres, aber neues und sauberes Geräth; und unterdessen daß sie sich mit dieser Arbeit beschäfftigte, half Lucas dem Gärtner; und Nicole munterte durch ihr Beyspiel die Mägde

auf,

auf, zu spinnen, damit sie die Schränke mit Leinewande anfülleten, welche zur Zeit der Veränderung leer waren.

Der Ekel, welchen dergleichen Verrichtungen anfänglich dem Fräulein dü Rossoir verursacheten, verminderte sich nach und nach; und bey jedem Vierteljahre, wo sie die Schulden ihres Vaters bezahlete, genoß sie einer so reinen Freude, daß sie sich wegen aller ihrer Arbeiten reichlich dadurch bezahlet fand.

Sie hatte noch eine andere Ursache zur Kränkung, die sie nicht vorher gesehen. Das waren die Spöttereyen derjenigen, welche bey der Veränderung verloren hatten, die sie gemacht hatte. Es ist wahr, sie empfand sie wenig. Die Lobsprüche aller rechtschaffenen Leute, der Segen derjenigen, denen sie Gerechtigkeit erwies, und die gleichwohl dasjenige, was sie von ihr empfiengen, als ein Geschenk ansahen, vergütete auf eine sehr vortheilhafte Art die Verachtung derjenigen, die sie selbst verachtete.

Indessen war der Graf, welcher einer vollkommenen Gesundheit genoß, von Ehrerbietung gegen seine Tochter und von Schmerzen, daß er ihr Vermögen nicht vermehren konnte, durchdrungen. Das Fräulein dü Rossoir schien, es vergessen zu haben, daß sie zur Wiederherstellung seiner Sachen ihre Aussteuer aufgeopfert hatte. Er erinnerte sich dessen; und da er nichts hatte, was er veräußern konnte, als sein Silbergeschirr, so gab er solches einem seiner Brüder in Verwahrung, welcher in der Nachbarschaft eine kleine Pfarre hatte, mit der Anweisung, dasselbe nach seinem Tode seiner Tochter zu zu stellen, damit sie für die vorgeschossenen Geldsummen dadurch bezahlet würde. Er kündigte ihr so gar an, er wollte, es soll-

te alles, was sie nach gänzlicher Bezahlung seiner Schulden ersparen würde, zur Vermehrung ihrer Aussteuer verwahret werden. Hier erkannte er den ganzen edlen Bewegungsgrund, aus welchem seine Tochter gehandelt hatte.

„Ich habe, ohne mich zu schämen, sagete sie zu „ihm, die niedrigsten Verrichtungen über mich nehmen „können, damit ich einer Pflicht der Gerechtigkeit ein „Genügen thäte: ich werde fortfahren, eben die Sorge „aus Freundschaft gegen meinen Bruder zu tragen, „ob ich gleich nicht das Glück habe, ihn zu kennen. „Es ist genug, daß er Ihr Sohn ist, um mich seines „Schicksales an zu nehmen. Allein, mein lieber Va„ter, es würde mich wahrhaftig erniedrigen und in den „Rang einer Bediente setzen heißen, wenn ich mir mei„ne Sorgfalt wollte bezahlen lassen. Ich will keinen „andern Lohn für meine Mühe, als das Vergnügen, „solche für Sie und für ihn zu übernehmen.“

Der Graf brachte noch einige Jahre mit seiner liebreichen Tochter zu, und starb, ohne daß er Zeit gehabt hatte, sie ihrem Bruder zu empfehlen, welcher in Italien war. Dieser Bruder war seiner Schwester in nichts ähnlich; und anstatt daß er ihr für die Sorgfalt Dank wissen sollte, die sie angewandt hatte, ihm sein Vermögen zu erhalten, warf er ihr vor, sie hätte seinen Vater dadurch verunehret, daß sie ihn wie einen Bettler hätte leben lassen. Er setzete hinzu, es stünde ihr frey, in dem Schlosse zu bleiben, wenn sie sich nur gefallen lassen wollte, sich in nichts weiter zu mischen.

Das Fräulein dû Rossoir dankete ihrem Bruder, und begab sich zu ihrem Oheime. Dieser war ein Geistlicher, der seine Pflichten wohl inne hatte. „Mei-

„ne

„ne liebe Nichte, sagete er zu ihr, Gott weis, wenn „ich einige Güter von meinen Aeltern empfangen hät„te, so würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, „solche Ihnen zu zu wenden. Allein, das Ueberflüs„sige von den Einkünften meiner Pfarre gehöret mei„nen armen Pfarrkindern. Ich würde einen Kirchen„raub zu begehen glauben, wenn ich die kleinste Sum„me davon entzöge; weil es das Erbtheil der Witwen „und Waisen ist. Sie dürfen sich also auf nichts „weiter Rechnung machen, als auf das Wenige, was „Ihnen Ihr Vater gelassen hat. Dieses beläuft sich „auf fünfhundert Louisd'or. Sehen Sie, was Sie „mit diesem Gelde anfangen wollen.“

Das Fräulein du Rossoir befand sich in einer großen Verlegenheit. Sie hätte gern gewünschet, eine Klosterfrau zu werden: sie hatte aber keinen Beruf darzu; und ihr würdiger Oheim, welcher sie eben so wohl kannte, als sie sich selbst, hütete sich sehr, daß er ihren Widerwillen gegen das Klosterleben durch menschliche Bewegungsgründe nicht verminderte.

Der Graf von Monneville hatte ein sehr kleines Gut in diesem Kirchspiele. Er war von den Verdiensten des Fräuleins du Rossoir gerühret worden: er eröffnete dem Pfarrer seine Gesinnungen mit Seufzen, daß er kein ihr würdiges Vermögen hätte. Nicole wurde zu Rathe gezogen und bewies durch sehr gute Gründe, daß mäßige und arbeitsame Personen sich schmeicheln könnten, niemals ohne Hülfsmittel zu seyn; daß die Vorsehung den Fleiß segnete, und daß ihre Herrschaft wegen der Versorgung ihrer künftigen Familie auf sie trauen müßte, welche sie reich genug verlassen würde, wenn sie solche tugendhaft verließe.

Der Pfarrer war Nicolens Meynung; und das Fräulein du Rossoir wurde Gräfinn von Monneville. Ihr Heurathsgut wurde angewandt, Ländereyen zu kaufen, welche an diejenigen stießen, die ihres Gemahles Erbtheil ausmacheten. Sie nahm die Sorge über sich, ihre Ländereyen anbauen zu lassen; und Gott segnete ihre Sorgfalt dergestalt, daß es ihrem Gemahle, der nach Verlaufe zweyer Jahre Oberster geworden war, leicht fiel, auf eine wohlanständige Art den Aufwand zu machen, welcher seinem Range zukam.

Unter währender seiner Abwesenheit beschäfftigte sich die Gräfinn in ihren müßigen Augenblicken mit der Erziehung eines Sohnes und einer Tochter, womit Gott ihre Ehe gesegnet hatte. Das Wunder der Vermehrung schien sich zu ihrem Besten zu erneuern. Der Hagel, das Ungeziefer schienen ihre Felder in Ehren zu halten, und was man kaum glauben würde, so fand sie in ihrem Nothdürftigen einen Ueberfluß, ihren armen Nachbarn zu helfen, von denen sie angebethet wurde. Sie war in ihrem Zustande so glücklich, daß sie ihn gegen den schimmerreichsten nicht würde verändert haben.

Sie werden aber, meine Fräulein, aus dem Ende dieser Geschichte, welches wir bis auf Morgen aussetzen, sehen, daß sie ihn bald verändern mußte. Fräulein Heftig wird indessen fortfahren, uns des Sokrates Geschichte zu wiederholen.

Frl. Heftig.

Es befand sich in der Stadt Athen eine große Anzahl falscher Weltweisen, welche ein wunderliches Gewäsche lehreten, das sie Weltweisheit nannten. Sie macheten es aber nicht, wie Sokrates, sondern sie

forderten große Summen Geldes, damit sie das Gehirn derjenigen verwirreten, welche das Unglück hatten, ihre Schüler zu werden. Sokrates unternahm, zu beweisen, daß diese Leute unwissend wären. Sie müssen sich erinnern, meine lieben Fräulein, daß unser Weltweise ziemlich dumm aussah. Er ergriff den Augenblick, wo diese Leute öffentlich redeten. Er sagete zu ihnen, er hätte einen gar zu schweren Kopf, als daß er die schönen Sachen verstehen könnte, welche sie dem Volke sageten, und er bäthe sie, sie möchten ihm doch auf die Fragen antworten, welche er sich die Freyheit nehmen würde, ihnen vor zu legen. Er war so fein, daß er seine Absicht recht vortrefflich verhehlete, und er that anfänglich nur die einfältigsten Fragen an sie. Da nun ihre Antworten oftmals falsche Grundsätze wurden: so machete er, daß sie sich selbst widersprachen, welches ein großes Gelächter unter dem Volke erregete. Alsdann sagete Sokrates mit einem einfältigen Wesen: Ich bin sehr unglücklich, daß ich nicht so viel Verstand habe und dasjenige begreifen kann, was so geschickte Leute sagen; und die Athenienser lerneten daraus, daß diese Männer keine wahre Gelehrten waren.

Fräulein Charlotte.

Meine liebe Gut, ich begreife des Sokrates Art zu disputieren nicht recht: wollten Sie uns wohl ein Beyspiel davon geben?

Madem. Gut.

Das soll das nächste Mal geschehen, mein Schatz. Plato, ein Schüler dieses großen Mannes, hat uns einige von seinen Gesprächen hinterlassen. Sehen Sie wohl, meine Fräulein, ich nenne den Sokrates einen großen Mann. Das geschieht aus Gewohnheit

und durch eine Wirkung des Vorurtheiles. Wir werden ihn bald sehr klein finden. Fahren Sie fort, Fräulein Heftig.

Frl. Heftig.

Meine liebe Gut redet von des Sokrates Tode, wobey wirklich etwas wider sein Betragen zu sagen ist. Sie sehen leicht ein, meine lieben Fräulein, daß Sokrates von allen diesen falschen Weltweisen und ihren Freunden mit einem scheelen Auge angesehen wurde. Sie schwuren sogleich von der Zeit an sein Verderben; und sie fiengen es auch, vermittelst eines Dichters, mit Namen Aristophanes, an. Dieser machete eine Komödie, die Wolken genannt, worinnen er den Sokrates tausenderley Gottlosigkeiten und Ausschweifungen sagen ließ, damit man die Gesinnungen des Volkes gegen den Weltweisen kennen lernete. Weil sie sahen, daß die Athenienser sich nicht über den Dichter ärgerten, sondern vielmehr über die Thorheiten lacheten, die er den Sokrates sagen ließ: so schlossen seine Feinde daraus, sie könnten ihn schon dereinst stürzen.

Frl. Maria.

Ach! meine guten Freunde, ihr Athenienser! Ich befürchte sehr, ihr werdet eine Thorheit begehen. Aber, meine liebe Gut, vielleicht klage ich sie mit Unrechte an. Es könnte wohl seyn, daß sie nicht wußten, daß es Sokrates wäre, von dem der Dichter reden wollte.

Madem. Gut.

Dieser Einwurf zeiget mir, mein Schatz, daß Sie keinen Begriff von der Komödie der Griechen haben; und ich will Ihnen melden, wie solche von der unserigen unterschieden war. Anfänglich spielete man die

Komö-

Komödie nicht in einem Hause, sondern mitten auf einem öffentlichen Platze, der wohl über zehntausend Menschen fassen konnte.

Jgfr. Miekchen.

Und wie konnten denn die spielenden Personen so laut reden, daß sie von einer so großen Anzahl Leuten verstanden werden konnten?

Madem. Gut.

Zu Rom gab es noch eine viel größere Anzahl Zuschauer. Anfänglich hatte der Schauplatz Seiten, worauf man eherne Gefäße setzete, welche die Stimme auffiengen und sie sehr weit forttrugen; dieß war wie mit einem Wiederschalle; und darnach hatten die spielenden Personen Masken, welche ihre Stimme verstärketen; und damit ein Mensch alle seine Kräfte anwenden könnte, zu reden, so ermüdete er sich nicht damit, daß er die Gebährden machete, die zu denen Worten gehöreten, welche er aussprach. Diese Gebährden machete eine ganz andere spielende Person.

Frl. Sophia.

Was für Ausschweifung! Und wie konnten sich die Athenienser und Römer an einem solchen Schauspiele belustigen?

Madem. Gut.

Das Fräulein Sophia ist doch immer eben dieselbe. Wenn ihr eine Sache nicht gleich in den Kopf will, so ist es eine Ausschweifung, eine Thorheit. Sie giebt sich keine Mühe, die geringste Untersuchung an zu stellen, noch auch bis an das Ende das aus zu hören, was man ihr zu sagen hat. Dieß Beyspiel bessere Sie, mein Schatz, und geruhen Sie, mich bis ans Ende aus zu hören.

Die

Die spielenden Personen hatten eine Maske vor dem Gesichte, und man konnte die Bewegungen ihrer Lippen und ihrer Augen nicht wahrnehmen; folglich glaubeten die Zuschauer, welche entfernet waren, derjenige, welcher die Gebährden machete, wäre derjenige, welcher redete.

Man muß auch noch anmerken, meine lieben Fräulein, daß die Dichter bey den Atheniensern ihre Komödien nicht stets nach ersonnenen Charakteren macheten. Sie führeten diejenigen Personen, welche in Aemtern waren, die Heerführer, die Redner und diejenigen, welche die Republik regiereten, ungescheut auf; und damit dem Volke der Namen desjenigen, über den man sich aufhielt, nicht unbekannt bleiben könnte, so trug der Schauspieler, welcher die Gebährden machete, und zu reden schien, eine Maske, welche demjenigen vollkommen ähnlich sah, den man ausspottete. So erschien auch der Schauspieler, welcher den Sokrates vorstellete, und folglich konnten sich die Athenienser in dieser Absicht nicht irren.

Indessen geschah es doch erst viele Jahre darnach, da man diese Komödie oder vielmehr dieses Possenspiel aufgeführet hatte, daß Sokrates vor den Richtern verklaget wurde. Bey dieser Gelegenheit soll er sich, wie jedermann saget, am meisten Ruhm erworben haben; und nach meiner Meynung hat er damals wahrhaftig den Tod verdienet, wozu er verdammet worden.

Jgfr. Landmänninn.

Sie wollen also diesem armen Sokrates zum zweyten Male den Proceß machen? Allein, meine liebe Gut, Sie sind seine Anklägerinn. Nach der guten Regel dürfen Sie ihn nicht richten: ernennen Sie ihm also Richter und einen Sachwalter.

Madem.

Madem. Gut.

Ihre Anmerkung ist richtig, mein Schatz. Seine Richter und Sachwalter sollen alle diejenigen seyn, welche mich anhören werden: ich werde aber gleichwohl nicht des Sokrates Anklägerinn seyn. Er wird sich selbst anklagen.

Sokrates wurde von einem gewissen Melitus und vielen andern nichtswürdigen Leuten beschuldiget, er verderbe das Gemüth junger Leute, er glaube nicht an die Götter der Athenienser und wolle neue einführen. Was sollte man von einem solchen Weltweisen, als Sokrates war, erwarten? Das Bekenntniß seiner Gedanken von der Gottheit. Dieß war der Augenblick, da er dieser erzürnten Menge sagen konnte: „Ihr „Athenienser, es ist nur ein Gott, Schöpfer Himmels „und der Erde. Diese Menge Götter ist lächerlich. „Diejenigen, die ihr als Götter anbethet, sind schändliche Menschen. Ihr würdet, wenn ihr Ehre besäßet, um aller Welt willen nicht wünschen, daß eure „Tochter der Venus, euer Sohn dem Mercur, dem „allergeschicktesten Diebe, gliche; und ihr würdet euch „schämen, wenn man euch selbst bewiese, daß ihr nur „den zehnten Theil von denen Verbrechen begangen „hättet, welche eure Dichter dem Jupiter beylegen. „Höret hier, was ich eure jungen Leute gelehret habe, „und was ich euch zu beweisen bereit bin, wenn ihr „mich hören wollet. Es ist nur ein Gott, der keinen „Anfang gehabt haben kann, der höchstvollkommen „ist, und gern tugendhafte Menschen sehen mag, welche er belohnet, unterdessen daß er die Ungerechten, „die Lügner, die Verräther ihres Vaterlandes, die bösen Väter, die ungerechten, und von Leidenschaften „eingenommenen Richter bestrafet. In seine Hände

„wird

„wird meine Seele zurück kehren, welche aus densel„ben gekommen ist, und über welche ihr keine Ge„walt habet."

Wenn Sokrates so geredet hätte, meine lieben Fräulein, so würde ich ihn als einen Märtyrer der Gottheit angesehen haben. Aber nein, er hielt sich damit auf, daß er auf eine zweydeutige Art redete. „Wie, sagete er zum Melitus, du sagest, ich glaube „nicht, daß die Sonne und der Mond Götter sind? „Du glaubest, du redest mit dem Anaxagoras, wel„cher gesaget hat, diese Gestirne hätten nichts göttli„ches an sich."

Des Sokrates Vertheidiger sagen, diese Rede sey nur eine Ironie gewesen. Ich wollte wünschen, daß ich es auch dächte, wie sie. Allein, das ist nicht möglich. Es ist nicht erlaubet, auf irgend eine Art zweydeutig zu antworten, oder Auswege zu suchen, wenn man uns wegen unsers Glaubens zur Rechenschaft fordert. Man muß frey reden, oder man wird strafbar.

Fräul. Geistreich.

Ich gebe es zu, ein Christ soll allezeit so handeln. Allein, Sokrates hatte unsere Einsichten nicht. Er wußte ohne Zweifel nicht, daß es ein Verbrechen sey, sich in Religionssachen zu verstellen. Seine Schüler verstunden seine Ironie; und was er von der Gottheit gesaget hätte, das würde den andern zu Nichts gedienet haben. Ich finde Sie also, meine liebe Gut, sehr streng.

Madem. Gut.

Das Licht der Natur lehret den Menschen, es sey bey einigen Gelegenheiten erlaubet, seine Meynungen zu verschweigen: es sey aber solches niemals erlaubet, wenn man uns ausdrücklich darum befraget; weil man

als-

alsdann betriegt. Die Richter frageten nicht, daß sie dem Sokrates verzeihen wollten, sondern daß er sich einiger Maßen schuldig erklären sollte. Wenigstens dachte es Sokrates: er sagete aber, es würde ihm schimpflich seyn, wenn er sich, zur Rettung seines Lebens, bis zu einer Lüge hinunter ließe. Sie sehen wohl, meine Fräulein, er kannte seine Pflichten in Ansehung der Ehrerbiethung, die man für die Wahrheit haben muß. Als man ihn auch, nach Gewohnheit, fragete, wozu er sich verurtheilete, so antwortete er: Weil ich mein ganzes Leben angewandt habe, euch, ohne die geringste Besoldung, tugendhaft zu machen, so verurtheile ich mich, die übrige Zeit meines Lebens auf Kosten des gemeinen Wesens ernähret zu werden. Warum setzete er nicht hinzu: Weil ich gearbeitet habe, euch dadurch tugendhaft zu machen, daß ich euch gelehret, es sey nur ein einziger Gott? Dieß einzige Wort hätte einen Märtyrer aus ihm gemacht.

Damit Sie mich übrigens nicht beschuldigen, meine Fräulein, als ob ich den Sokrates nur für meinen eigenen Kopf verdammete, so hören Sie sein Urtheil aus dem Munde des Apostels Paulus. Er saget nämlich von den alten Weltweisen und Gelehrten: Die Erkenntniß Gottes sey ihnen offenbar gewesen; denn Gott habe es ihnen offenbaret, weil sein unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit an der Schöpfung der Welt ersehen würde, wo man sie an den Werken wahrnähme, daß sie also keine Entschuldigung hätten. Weil sie nun gewußt, daß ein Gott sey, und ihn doch nicht als einen Gott gepriesen oder verherrlichet, noch ihm gedanket haben, sondern in ihren Gedanken eitel geworden und ihr unver-

ständiges Herz verfinstert gewesen sey: so habe sie auch Gott in ihrer Herzen Gelüsten, in Unreinigkeit und andere schändliche Laster dahin gegeben.

Auch nach meiner Meynung ist Sokrates, der Apostel der Tugend, von einer Züchtigung nicht befreyet. Dieser Weltweise rühmete sich, er hätte die Beredsamkeit von der berufenen Aspasia gelernet. Nun war diese Aspasia nicht allein eine Frauensperson, deren böses Leben öffentlich bekannt war, sondern sie hatte auch viele Mägdchen von ihrer Gemüthsart in ihrem Hause, damit sie den Atheniensern Beyschläferinnen verschaffete. Geziemete es sich für den ernsthaften Sokrates wohl, daß er mit einer solchen Frauensperson eine genaue Verbindung unterhielt? Gab er denen jungen Leuten, die er unterrichtete, nicht ein schönes Beyspiel dadurch? Es haben ihn auch viele Leute beschuldiget, er habe sehr unordentliche Sitten gehabt; und seine Verbindung mit Aspasien giebt mir Ursache, solches ungeachtet dessen zu glauben, was seine Vertheidiger sagen. Denn ich werde stets eine übele Meynung von einer Person hegen, die an der Gesellschaft unehrbarer Personen einen Gefallen findet. Was sagen Sie dazu, Fräulein Verständig?

Frl. Verständig.

Sie wissen, meine liebe Gut, mir ist diese Betrachtung gleich anfangs in den Sinn gekommen, da ich die alte Historie gelesen. Allein, diese Fräulein denken ohne Zweifel besser, als ich, und ich bitte Sie, Ihre Meynung zu sagen .... Es antwortet keine, meine liebe Gut. Vermuthlich denken alle unsere Freundinnen, wie der Apostel Paulus. Denn

gewiß, Sokrates verherrlichte oder pries vor seinen Richtern den Gott nicht, den er erkannt hatte. Daraus getraue ich mir zu schließen, es sey eine Züchtigung Gottes, daß er keine so ordentliche Sitten gehabt, als sie seine natürlichen Einsichten erforderten.

Madem. Gut.

Ich finde Ihren Vernunftschluß sehr richtig. Ich will dasjenige zu Ende bringen, was wir noch vom Sokrates zu sagen haben.

Er wurde verurtheilet, Schierlingssaft zu trinken, welcher eine Art von Gifte war, die einen ohne Schmerzen tödtete. Bemerken Sie, meine lieben Fräulein, des Sokrates Richter handelten sehr schändlich, daß sie ihn zum Tode verdammeten; denn sie thaten es ohne Beweis. Sokrates hatte nämlich, zum Unglücke für ihn, niemals zugestehen wollen, daß er böse Gedanken von derjenigen Religion gehabt, wozu man sich in Athen bekannte; und er hatte sich mit Nachdrucke wegen der angebrachten Beschuldigung, daß er die Jugend verführete, vertheidiget. Was die Athenienser in Ansehung seiner noch weniger zu entschuldigen machet, ist, daß sie dreyßig Tage Bedenkzeit hatten. Dieß gieng so zu.

Die Athenienser schicketen alle Jahre Geschenke nach dem Tempel des Apollo zu Delphis. Das Schiff, welches diese Geschenke überbrachte, fuhr den Tag ab, da Sokrates verurtheilet wurde, und kam nur erst nach dreyßig Tagen zurück. Nun war es verbothen, jemand in Abwesenheit dieses Schiffes hin zu richten, und folglich blieb Sokrates dreyßig Tage im Gefängnisse.

Jgfr. Schönichinn.

Und diese ganze Zeit über suchete niemand den armen Sokrates zu retten? Hatte er denn keine Freunde, keine große Anzahl Schüler?

Madem. Gut.

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine lieben Fräulein: ich weis aber aus der Erfahrung, daß die Zuneigung der Schüler zu ihrem Lehrmeister ein sehr schwaches Hülfsmittel ist. Sokrates fand indessen doch einige, die ihn nicht verließen: aber in sehr kleiner Anzahl. Mich dünket so gar, sie thaten das nicht, was sie in Ansehung des Sokrates hätten thun sollen. Das athenienſiſche Volk hatte das wider den Miltiades gefällete Todesurtheil, in Ansehung seiner Dienste, in eine Geldstrafe verwandelt. Das Volk hatte also die Gewalt, ein Urtheil zu verändern. Die Athenienser waren nur gar zu leicht zu bereden. Ein beredter Redner war fast versichert, daß er sie eine jede Thorheit begehen lassen könnte, die er immer wollte, wofern er sich nur die Mühe gab, sie ihnen unter einem schönen Ansehen zu verkleiden; warum eilete nun nicht Plato, des Sokrates Schüler, zu der Rednerbühne? Oder wenn man ihm solches nicht erlaubete; warum lief er nicht von Hause zu Hause, von Straße zu Straße, die Unschuld seines Lehrmeisters zu erkennen zu geben? Keiner von des Sokrates Schülern ließ sich dieses Mittel einfallen. Sie begnügeten sich, denjenigen zu bestechen, welcher ihn bewachete, und gaben ihm eine Summe Geldes, damit sie ihn vermöchten, daß er den Sokrates entwischen ließe.

Jgfr. Schönichinn.

Sokrates rettete sich also, und trank den garstigen Schierlingssaft nicht?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz: er gab vor, der Eid, den er gethan hätte, den Gesetzen zu gehorchen, erlaubete ihm nicht, sich dem Todesurtheile zu entziehen, welches die Republik, durch den Mund ihrer Richter, wider ihn ausgesprochen hätte.

Frl. Geistreich.

Daß dich doch der Kuckuck mit dem Weisen! Und wenn die Republik ihm befohlen hätte, er sollte einen Menschen tödten; würde er sich da auch für verbunden gehalten haben, ihr zu gehorchen? Ganz gewiß nicht. Ich erinnere mich, daß ich irgendwo gelesen habe, er habe den dreyßig Tyrannen durchaus nicht gehorchet, welche ihm befohlen, er sollte einen unschuldigen Menschen aufheben, den sie wollten umkommen lassen. Wie nun? dachte er nicht, er wäre eben so wenig Herr über sein Leben, als über eines andern seines; und er hätte nicht versprochen, denjenigen zu gehorchen, welche unter dem Vorwande, die Gesetze beobachten zu lassen, das Gesetz der Gerechtigkeit überträten? Irre ich mich, meine liebe Gut, wenn Sie an des Sokrates Stelle gewesen wären; würden Sie wohl diese falsche Gewissenhaftigkeit gehabt und sich nicht sehr hurtig gerettet haben?

Mademoiselle Gut.

Vielleicht wohl, mein Schatz. Ich würde indessen eine bessere Ursache gehabt haben, als Sokrates, es nicht zu thun. Damit man aber meine Ursache besser verstehe, so muß man die Pflichten untersuchen,

welche uns die Liebe gegen uns selbst und gegen unsern Nächsten auflegt.

Wir müssen unsere Seele mehr lieben, als unsers Nächsten seine: wir müssen aber die Seele unsers Nächsten, unsers grausamsten Feindes so gar, mehr, als unser Leben, lieben; das ist, wenn wir unser Leben aufopfern müßten, um einem Menschen, er sey wer es sey, die Seligkeit zu verschaffen, um ihn ab zu halten, daß er kein Verbrechen begehe, so müßten wir es aufopfern; denn was ist unser Leben in Vergleichung eines Verbrechens, welches den Schöpfer Himmels und der Erde beleidiget, in Vergleichung einer durch Christi Blut erlöseten Seele?

Zum andern müssen wir unser Leben dem Leben eines andern vorziehen: wir müssen aber das Leben unsers Nächsten unserm zeitlichen Nutzen vorziehen; das ist, wenn der Tod eines Menschen uns ein großes Vermögen verschaffen oder uns verhindern könnte, zu Grunde zu gehen, so würde es besser seyn, arm zu bleiben, oder es zu werden, als den Tod unsers Nächsten zu verursachen. Dieses also gesetzet, so lassen Sie uns sehen, worauf es ankommen würde, wenn man mich unbilliger Weise zum Tode verdammet hätte: auf den Verlust meines Lebens. Worauf würde es bey dem Kerkermeister ankommen, der mich bewachete und aus Eigennutze seine Pflicht aufopfern würde? Auf die Begehung eines Verbrechens. Wenn ich also gerecht wäre, so würde ich die Nothwendigkeit zu sterben der Nothwendigkeit, diesen Kerkermeister strafbar zu machen, vorziehen.

Frl. Luise.

Ach meine liebe Gut, Ihre Lehre ist strenge! Wie? ich wäre verbunden, mein Leben auf zu opfern, damit

ich einem Menschen, der mir Böses gethan hätte, die Seligkeit zu Wege brächte oder ihn verhinderte, eine Sünde zu begehen?

Madem. Gut.

Sie erweisen mir gar zu viel Ehre, mein Fräulein, daß Sie dieß meine Lehre nennen: es ist aber die Lehre Jesu Christi. Ach! ich bin so böse und so schwach, daß ich das Evangelium, wenn ich es gemacht hätte, nicht so vollkommen würde gemacht haben.

Frl. Lucia.

Ich glaube, ich kann das ganze neue Testament auswendig; und indessen getraue ich mir doch, Ihnen zu sagen, meine liebe Gut, daß ich niemals etwas darinnen gelesen habe, was dem nahe kömmt.

Madem. Gut.

Ich will Sie auf sokratische Art überführen, mein Schatz: antworten Sie mir nur auf meine Fragen. Was ist das Einzige, was wirklich ein Uebel ist?

Frl. Lucia.

Das Verbrechen.

Madem. Gut.

Der Tod ist also wohl ein geringer Uebel, als das Verbrechen?

Frl. Lucia.

Ohne Zweifel.

Madem. Gut.

Wenn nun diese beyden Sachen vorkämen, der Tod oder das Verbrechen; und Sie wären verbunden, zu wählen; was würden Sie thun?

Frl. Lucia.

Ich würde den Tod wählen, wenn ich mich wahrhaftig liebete. Denn die Vernunft würde mir sagen, man müßte den Tod, der ein eingebildetes Uebel ist,

dem

dem Verbrechen vorziehen, welches ein wirkliches Uebel ist.

Madem. Gut.

Und wenn nun von Ihrer Seligkeit die Frage wäre, würden Sie leben wollen, indem Sie solche verlören, oder würden Sie lieber sterben und sich solche versichern wollen?

Frl. Lucia.

Ich würde mir sehr feind seyn müssen, wenn ich meiner Seele mein Leben vorzöge: allein, meine liebe Gut, es ist nicht von meiner Seligkeit die Rede, sondern es kömmt hier auf meines Nächsten seine an.

Madem. Gut.

Was saget Jesus Christus im Evangelio, wie soll man seinen Nächsten lieben?

Frl. Lucia.

Als sich selbst.

Madem. Gut.

Sie müßten denn also für die Seligkeit Ihres Nächsten eben das thun, was Sie für Ihre eigene Seligkeit thun würden; sonst würden Sie sich mehr lieben, als ihn, und Sie würden Christi Geboth nicht erfüllen. Ich will Ihnen alles dieses klärer machen. Ein Mensch, der niemals von Gott hat reden hören und der sehr übel gelebet hat, wird an der Pest krank. Ich weis, dieser Mensch wird verdammet werden, wenn er ohne Reue stirbt; und es findet sich niemand, als ich, der seine Sprache versteht und solche redet, folglich ist auch niemand da, als ich, der ihn ermahnen kann, Gott um Verzeihung zu bitten und solchen ihm bekannt zu machen. Es wird aber sehr leicht geschehen können, daß ich seine Krankheit bekomme, und daran sterbe. Das thut nichts. Da

seine

seine Seele kostbarer ist, als mein Leben, so muß ich das Geringere wagen, damit ich das Mehrere rette. Ich weis Gegentheils, dieser Mensch habe christlich gelebet; ich bin nur wegen seines Lebens besorget, welches er vielleicht aus Mangel des Beystandes verlieren wird; und welches er auch vielleicht erhalten wird, wenn ich meines wage: alsdann geht meine zeitliche Erhaltung der seinigen vor. Hier ist Leben gegen Leben, und da muß meines den Vorzug haben.

Frl. Verständig.

Würde ich aber wohl eine Selbstmörderinn seyn, meine liebe Gut, wenn ich mich der Gefahr aussetzete, ihm bey zu stehen?

Madem. Gut.

Nein, gewiß nicht, mein Schatz. Sie sehen alle Tage Leute, welche aus Eigennutze in den Hospitälern dienen. In Frankreich und andern katholischen Landen giebt es Personen, die sich aus christlicher Liebe herzhaft dem Dienste der armen Kranken wiedmen; und das sind zuweilen so gar vornehme und sehr liebenswürdige junge Frauenzimmer. Sie thun heldenmäßige Werke der christlichen Liebe, wenn sie solches thun. Sie setzen ihr Leben in Gefahr: sie sind aber nicht versichert, daß sie solches verlieren werden. Die Erfahrung hat im Gegentheile vielmehr gelehret, daß sie sich an die böse Luft gewöhnen, und sich selten tödtliche Krankheiten zuziehen. Sie kommen mit der Krätze, dem Ungeziefer und andern dergleichen Kleinigkeiten davon.

Frl. Luise.

Sie machen mit Ihren Kleinigkeiten, daß ich zittere und bebe. Wir finden bey uns hier das Mittel,

den Armen bey zu stehen, und dürfen uns allen diesen Abscheulichkeiten eben nicht aussetzen. Wenn es darauf ankömmt, daß man den armen Kranken beystehen will, so schicken wir unsere Kammerfrauen oder andere Bediente dahin. Ist das nicht eben so gut, als wenn wir selbst dahin giengen?

Madem. Gut.

Am Tage des jüngsten Gerichtes, mein liebes Fräulein, wird Christus zu Ihrer Kammerfrau sagen: Ich bin krank gewesen, und ihr habet mich besuchet; ich bin gefangen gewesen, und ihr seyd zu mir gekommen; kommet herein, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch vom Anbeginn der Welt bereitet ist. Was wird er aber zu Ihnen sagen, mein Fräulein? Du hast einen Abscheu vor meinem Elende, vor meiner Armuth, vor meinen Wunden gehabt; deine Zärtlichkeit hat dich von denen Orten entfernet, wo ich krank gewesen, wo ich Hunger und Kummer gelitten: geh hin von mir.

Frl. Sophia.

Aber auf Ihr Gewissen, meine liebe Gut, würde es sich wohl für vornehme Frauenzimmer schicken, daß sie die Kammern unter dem Dache, die Spittel, die Gefängnisse durchkröchen, und sich dadurch der Gefahr aussetzeten, sie möchten sich das Fieber oder andere Krankheiten holen? Wenn nur den Armen beygestanden wird, so ist es schon genug; und wenn ich Geld gebe, daß man sie dafür warten und pflegen kann, ist das nicht eben so viel, als wenn ich selbst sie wartete und pflegete?

Madem.

Madem. Gut.

Machen Sie mir niemals einen Einwurf, wenn von den Vorschriften des Evangelii geredet wird. Wenn Sie die Sittenlehre desselben gar zu streng finden, so halten Sie sich deswegen an Christo und nicht an mir. Er saget zu allen frommen Armen und Reichen, von niedriger und hoher Herkunft: Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habet mich nicht besuchet.

Ueber dieses, meine lieben Fräulein, ist die Furcht vor der bösen Luft ein falscher Vorwand. Ich habe eine große Anzahl vornehmer Frauen gekannt, welche sehr oft in die Gefängnisse und Hospitäler giengen, welche ihre Töchter dahin führeten, und ich habe niemals eine davon gesehen, die sich nur einen bloßen Anfall von Fieber daher geholet hätte. Sie sind wegen der Sorge, die Sie für Ihre Gesundheit tragen müssen, sehr gewissenhaft, wenn es darauf ankömmt, den Armen zu dienen; und Sie verschwenden doch eben diese Gesundheit, wenn es auf Ihre Vergnügungen ankömmt. Sie wissen sehr wohl, daß Sie sich den Husten und Schnupfen holen, daß Sie sich Flüsse zuziehen, wenn Sie aus der Oper oder Komödie kommen, worinnen es sehr warm ist, und daß diese Unbequemlichkeiten oft wichtige und sehr gefährliche Folgen nach sich ziehen. Hindert diese Betrachtung Sie aber wohl, daß Sie sich denselben nicht aussetzen? Ich für mein Theil habe eine große Anzahl junger Personen angemerket, welche an einer Auszehrung oder Schwindsucht gestorben sind, weil sie sich auf einem Balle

im Tanzen erhitzet, und hernach wieder erkältet haben. Dieß machet gleichwohl keinen Ekel davor. Ich wollte aber doch lieber wünschen, und jene jetzt wirklich auch, daß sie sich den Tod dadurch zugezogen, daß sie den Armen gedienet hätten. Doch das ist genug von diesem Punkte. Das nächste Mal wollen wir so gleich nach der evangelischen Geschichte die römische Historie wieder vornehmen.

Ende des ersten Theiles.

im Tanzen erhitzet, und hernach wieder erkältet haben. Dieß machet gleichwohl keinen Ekel davor. Ich wollte aber doch lieber wünschen, und jene jetzt wirklich auch, daß sie sich den Tod dadurch zugezogen, daß sie den Armen gedienet hätten. Doch das ist genug von diesem Punkte. Das nächste Mal wollen wir so gleich nach der evangelischen Geschichte die römische Historie wieder vornehmen.

Ende des ersten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leprince de Beaumont, Jeanne-Marie, 1711-1780

Der Frau Maria le Prince de Beaumont nöthige Unterweisungen für junges Frauenzimmer, welches in die Welt tritt und sich verheurathet als der Verfolg des Magazins für junge Leute, nach deutscher Art eingerichtet
Bd.: 1

Leipzig 1768

Paed.pr. 305-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759185-4
VD18 90924533